



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

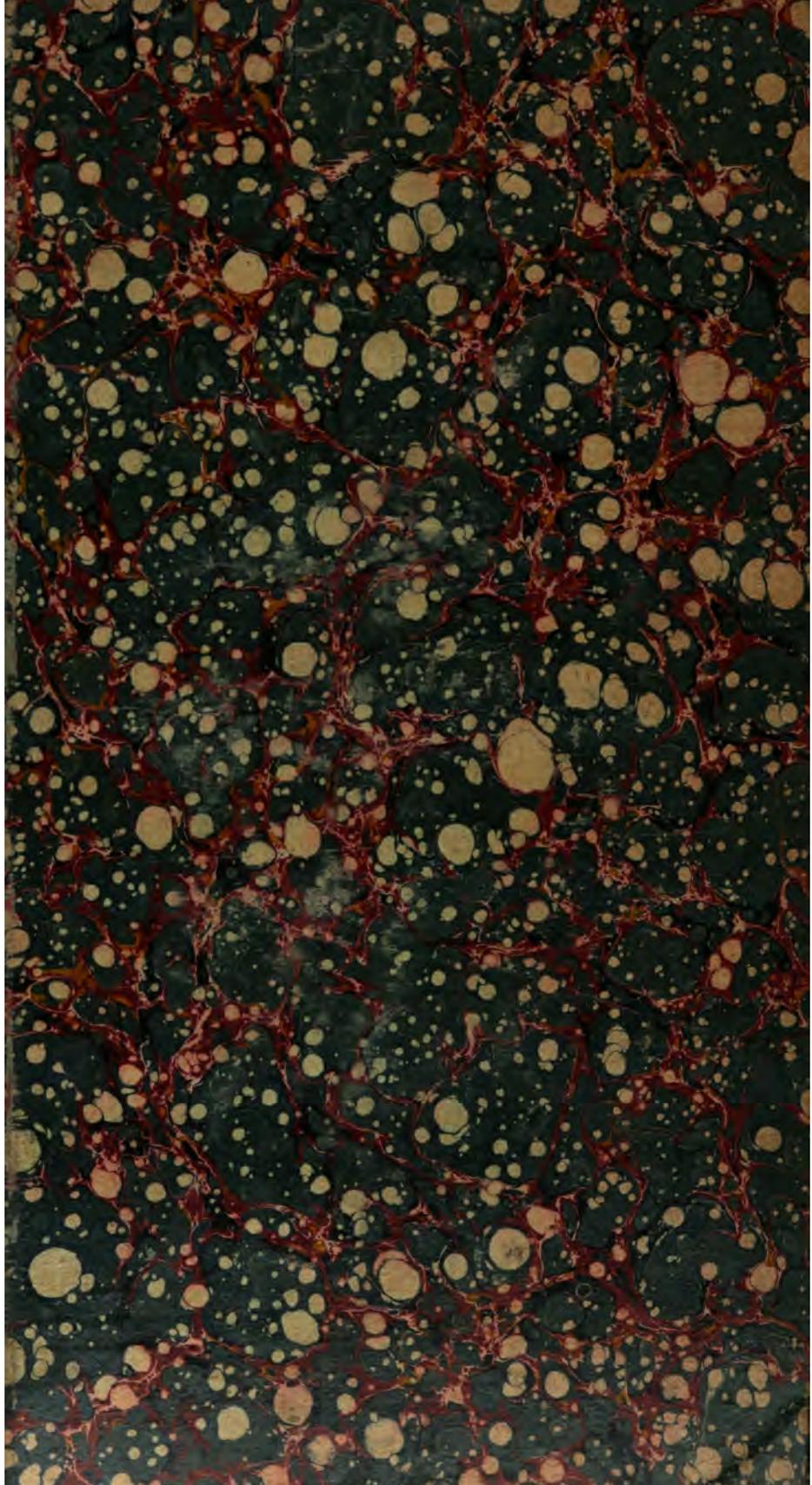
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



P Germ 322.4

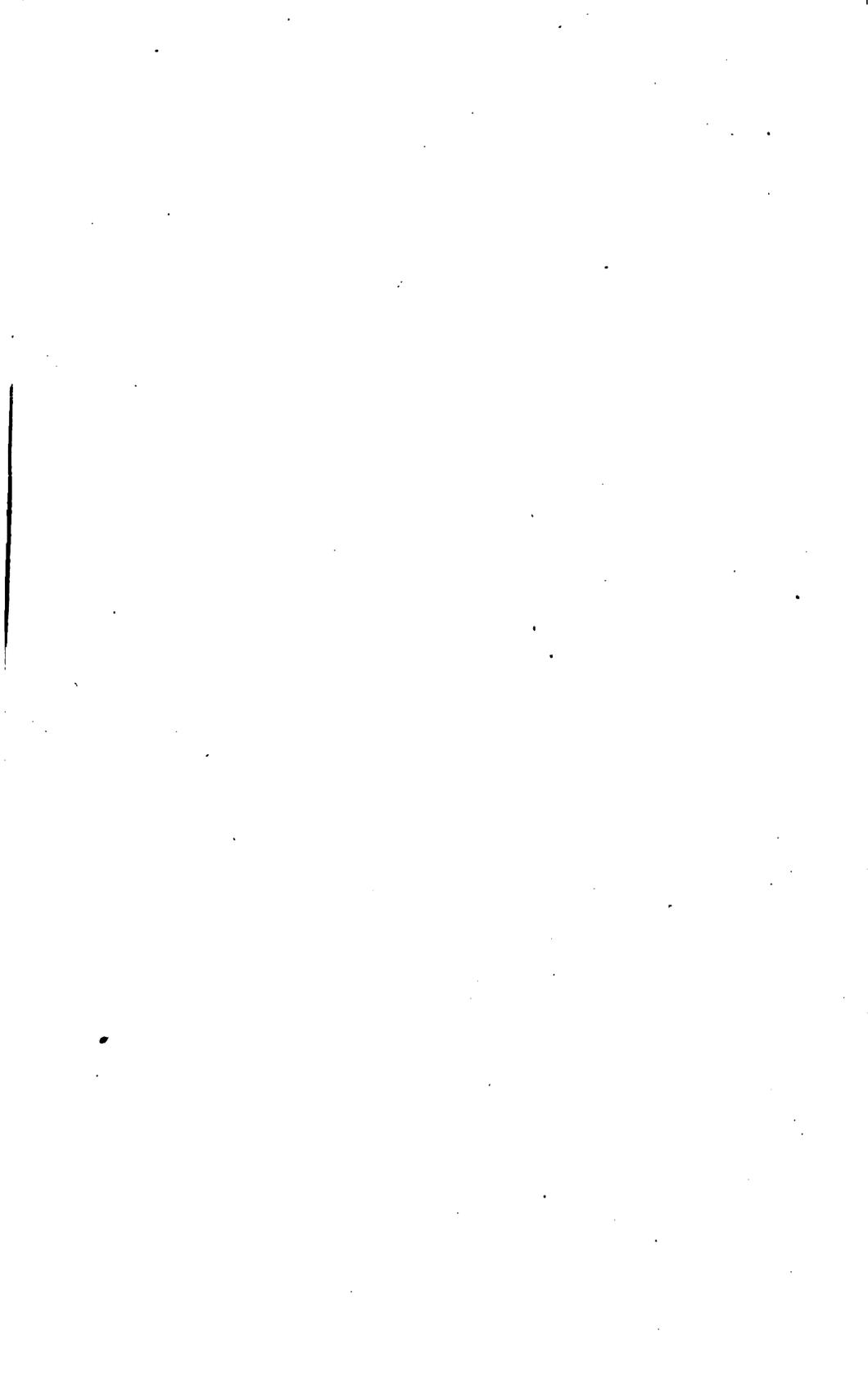
**HARVARD COLLEGE
LIBRARY**



**FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK**

For the purchase of German books





romethens.

Für Licht und Recht.

Zeitschrift

in zwanglosen Hefen,

herausgegeben

von

Heinrich Bscholle,

und seinen Freunden.

SV 8/7

Erster Theil.

A a r a n .

Im Verlag von Heinrich Kemigius Sauerländer.

1 8 3 2.

• P. Germ 322, 4

v



Heug Oberinger fund
(3 vols) v

Ein Wort.

In Tagen, da die Gährungen unsers alten Welttheils Sinn und Theilnahme der ganzen Lesewelt fast für alles Andere, als sich selbst, verschlungen haben, sieht es einem Bagstück ziemlich ähnlich, mit einer Art Zeitschrift hervorzutreten, die wenig oder nichts mit den politischen Wirren des Augenblicks zu schaffen hat. Und doch glaubt' ich, es könne dem Gemüthe vieler, wie dem meinigen, eben wohlthun, sich zuweilen vom Schauspiel des Parteihaders abzuwenden und den Geist durch Beschäftigung mit Gegenständen ganz anderer Art zu erheben oder zu zerstreuen.

Dem Herausgeber dieser Blätter gewährten, in seiner Zurückgezogenheit, gewisse Erinnerungen aus seiner Vergangenheit, die an ihn gerichteten Briefe edler Männer, ihm von ihnen hinterlassene Handschriften u. s. w. hohen Genuß. Er gefällt sich in dem Glauben, sie könnten auch Andern ähnlichen Genuß gewähren. Ja, es ist ihm sogar gewissermaßen Pflicht geworden, davon bekannt zu machen, indem einige jener Edeln ihn kurz vor ihrem Tode, wie z. B. Karl v. Bonstetten, dazu ermunterten, oder, wie Jochmann von Riga, durch Vermächtniß der Handschriften, dazu beauftragten. Einige noch lebende

Freunde gefellen sich mit Ermunterungen und Verheißungen hinzu, Beiträge zu spenden, wie sie Lesern von höherer Bildung vielleicht nicht ganz unwillkommen seyn dürften. — Ueber dies Willkommen: oder Nichtwillkommenseyn, und damit zugleich über die Fortsetzung des Unternehmens, welchem man, wie früh oder spät es ende, doch einen bleibenden Werth verleißen möchte, hat die öffentliche Meinung zu entscheiden.

Vom Inhalt dieses ersten Hestes bedarf es keiner weitem Erklärungen. Nur in Betreff der Briefe vom göttlichen All ist zu sagen, daß sie sich, als Bruchstück, hier zu einer öffentlichen Ausstellung vorfinden; und zwar nicht sowohl, um Urtheile über Richtigkeit oder Unrichtigkeit der darin gegebenen Ansichten über die höchsten Angelegenheiten der Sterblichen, als vielmehr darüber zu vernehmen, ob Verhandlungen einer Wissenschaft, welche bisher nur wie Sache und Eigenthum der Schulgelahrtheit betrachtet wurde, jedem gebildeten Laien mittheilbar werden können, ohne an Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe einzubüßen? — Ich weiß sehr wohl, die Aufgabe ist schwer zu lösen. Darum eben auch die Ausstellung dieses Bruchstücks! Da ein helleres und reineres Wissen vom Göttlichen erst ein reineres und inbrünstigeres Wollen des Göttlichen möglich macht: so ist Philosophie die wahre Lebensweisheit, und sie sollte das Gut aller reifern Geister seyn, nicht bloßes Schulgut. Denn eine höhere Kenntniß und Erkenntniß vom ewigen Wesen der Dinge, wie sie der glücklichen Entfaltung jeder Wissenschaft frommt, läutert und steigert auch das Religiöse in unserm Gemüth und erhebt uns über die sinnlichen, kindlichen

Kirchlichkeiten der Völker hinauf zum Leben und Weben im heiligen Geiste Jesu Christi. Dahin aber sollen alle Geister anringen.

Es sei mir erlaubt, noch eins beizufügen. Meine in der Betrachtung des göttlichen Alls entwickelten Ideen sind das Ergebniß von einem Lebenslauf, in dessen wechselnden Verhältnissen der Blick des Geistes immerdar auf dies Eine und Höchste hin gerichtet war. Ich theile es jetzt erst mit, nun ich dem Abend meines Lebens entgentrete. Das Widerlichste, was mir widerfahren könnte, wäre, wenn man mich etwa zum Urheber einer neuen Schule machen, oder mich der Thorheit fähig halten wollte, danach verlangt zu haben. Ich will, gleich Andern, nur in der Geisterwelt, so weit meine mäßige Kraft reicht, anregen. Es gibt freilich bloß ein Weltall, nur eine Religion, nur eine Allwahrheit. Aber jeder der Sterblichen, auf besonderm Standpunkte, baut und bildet da seine eigene innere Welt, seine eigene innere Religion, seine eigene persönliche Ueberzeugung aus. Daher die beharrliche und naturnothwendige Mannigfaltigkeit der Weltansichten, Kirchen und philosophischen Lehrgebäude.

Wie höchst verschiedenartig der jetzige und künftige Inhalt dieser Zeitschrift seyn möge, wird man doch in Allem ein und dasselbe Ziel wieder erblicken — Licht und Recht. Und darum wurde das Titelwort Prometheus gewählt. Aber man denke dabei an den Prometheus im erschütternden Schauspiel des Aeschylus, an den unbeugsamen Dulder und Kämpfer für Entthierung, für Vergöttlichung des menschlichen Geschlechts.

➤ VI ◀

Die edlern und höhern Geister auf Erden, welche seit Jahrtausenden für das Gotteslicht und ewige Recht in der Menschheit, wider stolze Gewalt und Brutalität der Erdengötzen unermüdet stritten, unverzagt bluteten, waren sie nicht allesammt die Prometheen unsers Geschlechts?

Aarau.

Heinrich Zschokke.



Inhalt.

	Seite
Vom göttlichen All	1.
Erinnerungen an Karl Gustav Jochmann, von Bernau	91.
Graf Gustav von Schlabrendorf in Paris über Ereignisse und Personen seiner Zeit	148.
<p>Bureaucratie 150. — Winterfeld und Friedrich II. 151. — Der Bischof von Aversa 152. — Schwache Regierungen 153. — Weiber und Priester 153. — Die Jesuiten 154. — Die Fürstenbraut 155. — Geschichte und Geschichtschreiber 155. — Die Kunst zu lügen 157. — Rivarol 157. — Diplomatische Lauerer 158. — Ehrlichkeit 158. — Adel, Pressefreiheit, Dogmen. 159. — Meinungswäsche 160. — Forster und Friedrich II. 160. — Fichte's geschlossener Handelsstaat 161. — Die Deutschen 162. — Schlabrendorf's Wahlpruch 163. — St. Simon 163. — Prophezeiungen 163. — Bemerkungen über die Sprache 166. — Königlich Wahnsinn 171. — Hochschule der Weisheit 172. — Physiognomie von Paris am 10. August 1792 173. — Physiognomie von Paris am 21. Jänner 1793 177. — Snamen 178. — Regierungswechsel 179. — Die öffentliche Bernunft 180. — Baron Compesch 182. — Der Freiherr von der Trenk 187. — Franzosen und Engländer 189. — La Grange 190. — Cabanis 191. — Die Theophilanthropen 191. — Ehrlichkeit 192. — Schlabren- dorf's Glaubensbekenntnis 193. — Bergasse 194. — Urtheile 194. — Lafitte und der Pamphletschreiber 196. — Das Danaidengeschäft 198. — Der geheime Einfluß auf die französische Revolution 198. — Mary Wol- stonecroft 199. — Mysticismus 203.</p>	
R. E. Delsner in Paris über Personen und Ereignisse seiner Zeit	205.
<p>Bonaparte und Napoleon 208. — Die Berner Gesandtschaft im J. 1798 zu Paris 209. — Der heutige Adel 210. — Maltzbrun 212. — Polizei 214. — Sieyès 216. — Sanilh 219. — Holland und Pauw 222. — Das gelbe Fieber 223. — Das Römerreich unter Konstantin 224. — So- datenstand 229. — Elemente der Revolution 232. — Selbstbeschaung 233. Italiener 238. — Apophtegmen und Anekdoten 239.</p>	

	Seite
Erinnerungen an Heinrich Pestalozzi	245.
Erste Bekanntschaft mit Pestalozzi 245. — Der Schriftsteller fürs Volk 246. — Er in Stans 252. — Wie er war 255. — Sein Landgut: Neuen- hof 256. — Seine Aussichten 257. — Seine Armuth 257. — Sein Wille zur Selbsthilfe 258. — Bergedliche Anstrengung 259. — Anmerkungen 259.	
Die Glücksspiele	262.
Hundert Seifenblasen von R. G. Jochmann	273.

Vom göttlichen All.

Erste Betrachtung.

Gegenseitige Verständigungen.

1.

G l a n v i l l a n B e d a .

Die Klage.

1. — — Du hattest es errathen, ehrwürdiger Beda. Ja, mich quält ein Geheimniß, wie dich hinwieder ein anderes Geheimniß beglückt. Tausche mir das deinige für das meinige aus, wenn es möglich ist.

Ich will dir mein Innerstes offenbaren. Ich versprach es dir. Aber es kann nur schriftlich geschehen. Das gesprochene Wort verhallt zu schnell; es tritt meistens zu ungewählt und zweideutig daher und bringt Mißverständnisse wider Willen des Redners. Oft wird auch der Faden der Gedanken auf unwillkommene Weise, durch plötzliche Einwendungen des Andern, zerrissen. Ich gehöre zu den langsamen Denkern.

Die Tage, welche ich, während meines Besuches, in deiner anmuthigen Villa genoß, würden zu den heitersten meines Lebens gehören, wenn dies Leben noch durch irgend eine Heiterkeit verklärt werden könnte. Aber der Nebel desselben ist zu dicht. Ich sehe längst keine Sonne mehr.

Du siehst sie noch, o du Seligster unter den Sterblichen! — Beda, bist du ein höheres Wesen, oder der Verblendteste unter allen Adamskindern?

Erinnerst du dich der seltsamen, fast möcht' ich sagen, erschrecklichen Worte, die du mir sprachst, als wir beide, am Abend vor meiner Abreise, noch allein im Schatten der Azalien deines Gartens saßen?

"Ich glaube an keinen Gott," sagtest du: "ich weiß ihn. Ich glaube an keine Unsterblichkeit; ich habe Gewißheit derselben."

Weda! hätte ein Anderer also geredet, ich würde ihn für einen unserer wahnsinnigen Geistesfehler gehalten haben; oder für einen Menschen, der nicht weiß, was Glauben, was Gewißheit sei. Du bist Beides nicht.

Sprechen wir offen mit einander. Die holdeste der Feen unterm Himmel ist die Täuschung, diese reizende Mutter des Glaubens und der Hoffnung. Wehe dem aber, der im Zaubergarten derselben vom Baum der Erkenntniß eine Gewißheit naschen will! Er hat lebenslang das verlorne Paradies zu beweinen.

Weitaus der Großtheil der Sterblichen handelt und wandelt noch willig und gläubig im schönen Traumreich. Man lebt sich, vom ersten Schlummer an der mütterlichen Brust hinweg, durch die Spiele der Kindheit, so allmählig, leise und tief ins reifere Alter hinein, daß man kaum einmal an den Gedanken stößt: Warum denn das so und nicht anders sei? Woher und wozu dies Alles? Oder fragt: Wodurch hat sich das ganze Weltall ins Daseyn hereingebaut? Könnte nicht ebensowohl gar nichts seyn? Und warum ist Etwas, warum Alles da?

Ja, Fragen dieser Art werden den meisten Menschen sogar grundalbern scheinen; einigen noch gottlos dazu. Denn die Welt ist doch nun einmal vorhanden, und wir sind es mit ihr, ohne zu begreifen, wie? Gott hat es so geschaffen und, nach unserm Ermessen, sehr weise eingerichtet. Das muß genügen und genügt. Und auf der festgetretenen Landstraße des Alltags-Lebens fortwandernd in Gesellschaft aller Zeitgenossen, gilt Jedem die gewohnte Ansicht zuletzt für Naturgang und die Uebereinstimmung anderer ehrlicher Leute mit uns, für Bürgschaft des Wahren.

Wir schwimmen mit Allem, was sich um uns regt und bewegt, den Strom der Jahre ohne Arg hinab. Erzogen und belehrt, erziehen und belehren wir Andere; finden des Lebens höchste Aufgabe im Betrieb eines Berufs, unser Daseyn zu veranmuthigen, oder hungerlos zu fristen. Wir arbeiten und ruhen, lieben und hadern, jauchzen und weinen, bis das Haar ergraut, bis das Aug im Tode bricht, und der Vorhang des etwas verworrenen und kaum halb verstandenen Schauspiels fällt.

Jeder tröstet sich, wie ers vermag, mit irgend einer Erwartung von Dingen nach dem Tode. Zwar kam niemand der Verstorbenen aus dem Jenseits, als Bote, zurück. Aber man hat doch Verheißungen. Und die unbezwingliche Lust am Daseyn erleichtert denen, welche Unsterblich-

keit versprechen, das Geschäft des Ueberzeugens. Ueberdem wird in Christenkirchen, Pagoden, Judenschulen und Moscheen nicht nur die Weltverwaltung Gottes umständlich auseinander gesetzt; sondern wir kennen sogar Eigenschaften, Verhältnisse, Thaten und Beschlüsse des höchsten Wesens ziemlich genau aus Katechismen, mosaïschen Büchern, aus Koran und Zendavesta. Der Unendliche hat sich, was mehr, als Alles, sagt, persönlich in Hindostan, Kleinasien, Peru, Arabien u. vor Alters gezeigt oder auserwählten Menschen offenbart. Die Ueberlieferung ist sorgfältig von Rabbinen, Braminen, Priestern, Marabuts, Mufti's bewahrt. Sie ist um so glaubwürdiger geworden, je älter und dunkler sie wurde; nur mit der einzigen Beschränkung, daß jede Glaubenspartei sich vorbehielt, die Ueberlieferung aller übrigen, wie baare, klare Lüge und heillose Kezerei, mit Beil und Schwert, Steinigung, Sklaverei, Scheiterhaufen und Brandmarkung, zur Ehre Gottes, zu verfolgen oder zu bestrafen.

Der alte Glaube an die Götter Latiums mußte, nach den Tagen des Cäsar Augustus, untergehen und dem christlichen Sinn für das Ueberirdische schon darum weichen, weil die Legionen Roms, von einem Ende der Welt zum andern umherziehend, bei allen Völkern andere Altäre, andere Gottheiten, andere Ueberlieferungen fanden. Die in unsern Tagen erweiterte Völkerkunde, und der allgemeinere Verkehr der Nationen vermittelst der Druckerpresse und des Welthandels, erschüttert nothwendig den alten Ueberlieferungsglauben der Religionsparteien abermals in seinen Grundvesten.

So schlägt denn mitunter auch dem Gläubigsten der Gläubigen, früh oder spät, eine Stunde der Versuchung, in welcher er an den Versicherungen der Schule oder Kirche irre wird. Er fragt, wie Pilatus einst: „Was ist denn Wahrheit? Sind Vorstellungen darum falsch, weil sie von den Leuten in Mekka oder Jeddo, in Rom oder Cassa, als Kezereien verflucht werden? Sind sie darum wahr, weil sie, gegeben mit der Muttermilch, in die Gesamtheit unserer Begriffe hineinwachsen und mit denselben, ich möchte sagen, in uns verknörpelten?“

Man ruft uns Blutzeugen der Wahrheit auf. — Beweist denn aber der Tod des Märtyrers, daß seine persönlichen Ueberzeugungen auch die der übrigen Welt seyn müssen? Auch der Parse, der Jude, der Bramine, auch ein Vanini, ein Giordano Bruno, die man der Gottesverläumdung bezüchtigte, starben für Vorstellungsweisen, die sie nicht vom Bau des eignen Gedankenthums abreißen konnten, ohne

diesen aus allen Fugen zu stoßen. Mich dünkt, nicht die Wahrheit, für welche der Märtyrer blutete, sei das Herrlichste von ihm gewesen, sondern das Sterben selber um Etwas, das ihm höher, denn der Reiz des Lebens galt, und was ihn gegen die Macht der Natur mächtiger, als sie selbst, machte.

Wir sprachen, Beda, an jenem Abend vom heutigen Gähren der Meinungen in den christlichen Kirchen; vom Zwiespalt der Gottesgelahrten unter sich und mit den Laien; von den raschen Umwälzungen im Reiche der Philosophen, seit Kant und Fichte, Schelling und Jakob, bis Hegel und Tröxler. Aber, erinnere dich, die Anfechtungen des Zweifels foltern das Menschengeschlecht ja nicht erst seit gestern.

Mag die Sage vom Sündenfall des ersten Paares doch immerhin aus Gefängen vorsündfluthlicher Weltalter in die ägyptischen Tempel herübergelungen seyn, oder, andern Quellen entlossen, sich zuletzt unter dem Griffel des israelitischen Gesetzgebers versteinert haben; — mag Hiob's Jammer über das Loos der Tugend auf Erden längst vor Salomon und Moses, oder erst unter den Thränenweiden Babels gehört worden seyn: stets wohnet darin Hinweisung, daß der Mensch, beim ersten Inlich-Erwachen, voller Entsetzen über den Widerspruch seines innern Gesetzes mit dem Gesetz der Natur oder des Schicksals, die Frage über den Ursprung des Uebels gethan, welche nachher jedes Jahrtausend wieder nachseufzte.

Und, Beda, in der That, warum werden Muth und Opfer des Gerechten gemeinhin mit Dornen gekrönt, während verbrecherische Schlaue sich der Umarmungen des Glücks freut? Sage mir, warum ward dem Menschenherzen die Liebe gegeben, wenn es zuletzt doch daran verbluten muß? Warum dem Geiste des Menschen der ewige Durst nach Wahrheit, wenn er zuletzt, in Zweifeln vergarnt, verzweifeln muß?

Wahrlich, unter allen Geschöpfen ragt der Sterbliche als das unseligste hervor. Der Fels, wie die Pflanze, stehen ihrer unbewußt da, und vergehen gefühllos unter der zermalmenden Ferse der Zeit. Sie kennen keine Freude; aber sie sind dafür jammerlos. Das Thier empfindet, neben der Lust, wohl auch den Schmerz des Daseyns; aber es lebt doch nur im Punkt der Gegenwart, ohne Leiden um Vergangenes, ohne Zittern vor Künftigem. Nur der Mensch wird von dem, was nicht mehr ist und von dem, was noch nicht ist, zugleich und noch mit dem gepeinigt, was eben der Augenblick ausserdem Böses be-

schert. Wiegen die Freudengenüsse des Lebens wohl alle Bitterkeiten desselben auf? Wer möchte doch von der Wiege bis zum Sarge, Alles und durchaus, wie es war, zweimal hintereinander leben?

Die Vernunft ist am Ende die ärmlichste Trösterin, und unser Bewußtseyn eine matte Leuchte. Es ist dies schon oft gesagt worden! Das Leben des Menschen ist durchaus nichts, als Uebergang von einer Geburtsnacht zu einer Todesnacht. Wozu dient ihm das Licht des Bewußtseyns zwischen beiden? Daß er die Finsterniß hinter sich erblicke, aus der er kam, und die Finsterniß vor sich, in die er wieder verschwinden wird? — Sieh mir volles Licht, oder ewige Nacht!

Es ist wahr, Bedä, ich kann beim Fackelschein der Vernunft auch die Dinge anstaunen, die sich daran unterwegs, auf der Wanderung von einer Nacht zur andern, erhellen. Ja, ich staune es an, dies Räthselreich der sogenannten Wirklichkeit; dies Zauberbild auf dem Nichts gemalt, oder auf einem unbemerkbaren Etwas. Ich bewundere das weite Weltall voller Ereignisse und Gestalten, für deren Menge, Arten, Größen und Zahlen, Namen und Maße fehlen. — Aber die Bewunderung so vieler Pracht und Macht artet oft zu grauenvoller Verwunderung aus, bei dem Gedanken: „Was ist dies All? Warum ist es vielmehr nicht vorhanden, als daß es vorhanden ist? Warum ist nicht vielmehr ein All-Nichts? — Sollte nicht ein Nichts möglicher, als ein Etwas seyn? Von wannen stammt das Weltall, welches ich zwischen der Nacht der Geburt und des Todes sehe? — Aus einer dunkeln Allmachtshand? — Sage mir, von wannen die Hand?

Was ist denn zuletzt wahr und wirklich? Alles? oder vielleicht Nichts? Es giebt Menschen, sie sehen nicht Farben und Formen, wie ich; sie hören die Töne nicht, wie ich. Mir ist süß, was ihnen bitter. Woran liegt's? Anders die Sinne, anders die Welt! Was ist denn nun diese eigentlich an und für sich, da sie doch das Meiste durch mich ist; oder da ich sie nur erkenne, als wie sie für mich zu seyn scheint. Ich bemerke Ordnung und Zweckmäßigkeit in Allem waltend. Spricht aber diese Ordnung wirklich aus den Dingen zu mir her, oder sprech' ich sie in die Dinge hinein, vermöge der nothwendigen Art und Weise meiner Sinne und meines Erkennens? Sind die in mir waltenden Gesetze des Denkens, vermöge deren ich Alles, was erscheint, unter sich verbinden muß, darum auch Gesetze dessen, was ausser meinem denkenden Ich besteht? Wer bürgt dafür, daß das Weltganze für sich ein ganz Anderes sei, als ich mir's vorstelle; gleichwie im Kaleidostop Blumenblättchen,

Splittern und Flittern, verworren für sich durcheinander, dem Auge in regelmäßigen, zierlichen Gestalten entgegentreten?

Die allgemeinen Gesetze des Denkens zum Bau der Erkenntnisse durch Begriffe, Urtheile und Schlüsse sind in allen Menschen die gleichen; daher auch im Allgemeinen eine gewisse Art der Uebereinstimmung. Jene Gesetze bleiben so unwandelbar dieselben, wie die der Natur, nach denen die Biene unwillkürlich ihre Honiggellen, der Ameisenlöwe seine Fallgruben, der Biber sein Wasserhaus baut. Was aber wird bei der Naturnothwendigkeit unserer Erkenntnisgesetze aus dem Stolz unserer Willensfreiheit? Denn ich will, je nachdem ich denken muß. Was wird aus jener Freiheit beim unabwehrenden Einfluß der Erziehung, der Gewohnheitsmacht, der Altersstufe, der Nervenreizbarkeit, und im weichen Zuge der uns mit sich fortflutenden Schicksale?

Fragen, wie diese, haben Tausenden unsers Geschlechts, und nicht den unedelsten, herbe Trostlosigkeit gebracht. Tausende mögen im stummen Verzagen aus der Welt gegangen seyn. Tausende flüchteten sich, verzweifeln, um sich selber zu vergessen, in gemeines wildes Lustleben, in wüste Zerstreung; oder in die Klosterstille und Klosterstrenge irgend eines Kirchenglaubens, der das Selbstdenken verpönt. Der Weg des Unglaubens führt endlich wieder zur blinden Dummgläubigkeit; aber der Weg des Zweifels entweder zum Sieg oder Tod aller Wahrheit.

Beda, ich aber sehe den Tod. Denn mir sind selbst die Krücken des Glaubens gebrochen, und all mein Forschen zeigt nur den hohlen Abgrund des Ungewissen aller menschlichen Erkenntnis tiefer und tiefer.

Du aber wandelst noch im schönen Träumen von der Göttlichkeit der Vernunft, von der Höhe des menschlichen Geistes. Verleihe mir doch ein Plätzchen in deinem Himmelreich! —

2.

B e d a a n G l a n v i l l .

W e r t h d e s g e m e i n e n M e n s c h e n v e r s t a n d e s .

2. Eben in jenen Zweifeln, o mein Glanvill, welche die Höhe des menschlichen Wesens mit Demüthigung bedrohen, erkenn' ich erst dessen Würde. Im erhabenen Jorn des Geistes über die eigne Dymnastie inner den Schranken der Natur, erblick' ich des Geistes Macht glänzender, als in allen vergänglichen Schöpfungen menschlicher Kunst. Ohne Verdienst, ohne Schuld wegen seines Daseyns, steht unser Geist, wenn kein Gott,

doch einem Göttlichen gleich, auf dem Markstein des Seyns und Nichtseyns, und richtet die nur gerechte, nicht vermessene, Frage an das Ur alles Wesens und Seyns: „Wer bist Du? Wer bin ich?“ — Des Menschen Daseyn allein schon gab ihm Vollmacht zu solcher Aufforderung und Frage.

Kein anderes uns bekanntes Wesen kann diese Frage ins Weltall hineinrufen. Der Mensch nur kann es; er soll es! — Saget nicht: „Ihm antwortet niemand draußen!“ — Habet Ihr auch schon drinnen gehorcht? Saget nicht: „Nacht und Finsterniß ringsum!“ Würdet Ihr von Finsterniß wissen, wenn Ihr kein Licht in Euch trüget? oder vom Irrthum, wenn Ihr keine Wahrheit hättet?

Zwar nie wird ein sterblicher Oedipus das Alles lösende Wort zum Schlüssel des alten Welträthsels finden; und der Jahrtausende Scharfsinn oder Erfahrung wird nicht das letzte Geheimniß aus den Tiefen der Natur zu Tage fördern. Doch eben dies, was den Blöden wohl des Muthes beraubt, beurfundet die Göttlichkeit des Forschergeschäftes. Der Weg zum Wissen des Wissenswürdigen ist Bahn der Asymptote durch die Unendlichkeit. Fürwahr, der Weise müßte ja im Entsetzen und Grausen vergehen, könnt' er je das Ende dieser Bahn schauen!

Das Betrachten des göttlichen Alls ist wahrhaft hohespriesterliches Geschäft; Aufschauen in das Allerheiligste der ewigen Stiftshütte zu dem, der da ist, war und seyn wird.

Reiche mir die Hand, Glanwill. Wir wollen, wenn auch getrennt, du in deiner, ich in meiner Heimath, gemeinsam die Lust des beschaulichen Lebens genießen. Du bist dafür reif. Ich schreibe dir; ich theile dir die Blätter mit, welche ich in Stunden seliger Einsamkeit mit den Ergebnissen meines Nachdenkens füllte. Du antwortest. Deine Einwürfe oder Zweifel sollen mich so wenig kränken, als dich meine Ueberzeugungen. Denn ich will dich nicht zu mir befehren; ich kann dich nicht in mein Ich verwandeln. Jeder hat seine innere Welt, deren Banmeister er selber seyn muß.

Aber vielleicht regt dann und wann eines meiner Worte in dir höhere Thätigkeit des Geistes an; vielleicht wird dir in dieser Erregung mancher deiner größten Gedanken heller, dem du bisher in seiner Dunkelheit zu wenig Beachtung widmetest.

Glanwill, auch ich einst verspottete, wie du, die Ohnmacht der menschlichen Vernunft neben ihren riesenhaften Wünschen. Aber glaube mir

auch, das Verzweifeln an aller Gewißheit unserer Erkenntnisse ist der erste Schritt zur Gewißheit. Nur soll die Verzweiflung uns nicht lähmen, sondern reizen und vorwärts jagen, das Aeußerste zu wagen. Der Schiffer, wenn er im Meeresturm Untergang sieht, geht unter, sobald er sich aufgibt; er findet noch Rettung durch die Tollkühnheit der Verzweiflung.

Ich habe unter Männern und Weibern, die eine gewisse Stufe von Bildung und Kraft des Selbstdenkens gewonnen hatten, bemerkt, daß sie, und zwar nach vollendetem Alter ihrer Mannbarkeit, häufig Zweifler wurden. Der Zeitpunkt des Mannbarwerdens selbst führt, mit Wachsthum und Entfaltung der ganzen Natur des Körpers, einen krankhaften Zustand desselben herbei. Ist aber der Leib, dies Werkzeug des Geistes, vollendet und fest, tritt gewöhnlich auch ein ähnlicher Zustand für den Geist ein. Des Jugendalters vornehmste Kraft ruht im Gedächtniß. Sein Thun besteht meistens im Lernen und Glauben, im Empfangen und Behalten. Dann erst aber erstarrt, wird er selbst schaffend, und er lebt voller in der Thätigkeit des Verstandes; lernt durch eigenes Forschen, und urtheilt, bevor er glaubt. Dann öffnen sich vor ihm die Pforten des Zweifels, durch welche allein der Eingang zum Tempel der Wahrheit statt findet.

Du, Glanwill, bist vor der Pforte geblieben. Viele andere stehen da mit dir, kleinmüthig wie du, und hoffnungslos den Altar der Göttin zu schauen, den sie suchten.

Entstricke dich von allen vorgefaßten Schulmeinungen und Kirchensatzungen; tritt rein du selbst, angethan mit der eigenen Kraft deines Geistes, ohne fremde Waffe, ohne Glauben und ohne Argwohn, an das heilige Geschäft.

Also hab' auch ich begonnen, als ich ausging, Gott zu suchen. Auch ich hatte ihn einst verloren. Es war mir um nichts Anderes zu thun, als Ruhe in der Gewißheit, nicht Ruhe oder Betäubung nur im frommen Glauben, zu finden. Am wenigsten hat mich je das verächtliche Gelüst verlockt, Stifter einer neuen Schule zu heißen. Wenn die Weisheit als ein Werkzeug der Eitelkeit dient, wer durch sie einen Namen unter Menschen, oder Ehrenstufen, oder Reichthum und Wohlleben erzielt, wird an ihr der Judas Ischarioth. Er küßt sie, um sie zu verrathen. Ich möchte der Welt lieber eine einzige Wahrheit, als mir eine Welt erobern.

3. Wohlan, o mein Glanwill, an's Werk! Es scheint mir aber am zweckmäßigsten, daß wir, um uns verständlich zu bleiben, genau von dem Punkt ausgehen, von welcher die gesammte Menschheit ausging und noch immerdar ausgeht, Kenntniß und Erkenntniß der Dinge zu gewinnen.

Nämlich immer und überall hebt der menschliche Verstand seine Thätigkeit damit an, daß er, im arglosen Vertrauen auf das Zeugniß der Sinne, das Mannigfaltige des ihn umringenden Weltalls beobachtet, von einander unterscheidet, ordnet und benennt. Ehe er sich Rechenschaft zu geben weiß von dem, was Begriffe sind und wie er sie bildet, begreift er schon das vielfache Einzelne in gewisse Allgemeinheiten der Vorstellung; und ehe er sich selber zum Gegenstand wird, versteht er schon den Zusammenhang der Aussendinge.

So scheidet er nach bestimmten, bleibenden Kennzeichen das Leblose (Unorganische) vom Belebten (Organischen). Er nennt das im Raum Ausgedehnte Stoff, und unterscheidet ihn wieder von der Kraft, die denselben im Raum bewegt und ändert. Kräfte und Stoffe nimmt er in allen Körpern wahr; aber nicht in allen dasjenige, was er Leben nennt. Der fallende Stein bewegt sich, aber er ist leblos. Dagegen Pflanzen, Thiere und Menschen verrathen Leben, oder die wunderbare Macht, welche durch sich selbst mancherlei Stoffe und Kräfte zu einem Eigenganzen (Individuum) gliedert, dessen einzelne Theile Werkzeuge werden zur Anziehung, Aussonderung oder Verwandlung von Stoffen und Kräften, um das Ganze zu erhalten, oder in davon ausgehenden neuen Eigenganzen zu vervielfältigen.

Aber gleichwie die Pflanze durch ihr Leben höher steht, denn das Leblose; so erhebt sich wieder das Thier über die Pflanzenwelt. Denn es verkündet in seinen Bewegungen etwas Anderes, als die Pflanze. Es äußert Empfindung von Lust und Schmerz; es gewahrt die Dinge um sich her. Es hat Seele.

Auch der Mensch ist beseelt, wie das Thier; denn er gewahrt und empfindet, wie dieses. Er ist belebt, wie die Pflanze. Sein Leib ist ein Verein von Stoffen und Kräften, wie jeder andere Körper. Aber in ihm ist eine noch höhere Macht thätig, durch die er, seiner selber bewußt, das All der Dinge überschaut, begreift, versteht, und vermöge deren er in sich ein Gesetz der Sittlichkeit oder Heiligkeit kennt, welches weder für Thiere noch Pflanzen gilt. Diese folgen dem Gesetz der Naturtriebe. Im Menschen wohnt ein Bewußtseyn der Freiheit, durch

welche er selbst den Trieben des Lebens, den Begierden der Seele entgegenstrebt. Da ist mehr, als nur Seele; — da ist der Geist.

Mögen Stoff und Kraft, Leben, Seele, Geist zuletzt an sich eins und dasselbe, oder Verschiedenartiges seyn. Nehmen wir sie einweilen wie sie der gemeine Menschenverstand nimmt, als besondere Arten der Wesen, da sie sich doch in ihren Erscheinungen und Merkmalen so scharf von einander auszeichnen.

Von dieser Eintheilung alles dessen, was uns die Welt zeigt, von dieser Ansicht des gemeinen Menschenverstandes wollen wir ausgehen. Nicht deswegen, weil sie in sich das Untrügliche und Wahre ist, sondern weil doch irgend ein Wahres darin wohnen muß. Wie hätte sie sonst Gemeineigenthum des menschlichen Geschlechts werden können?

A. Es liegt in den Aussprüchen des gemeinen Menschenverstandes der Keim des Wahren, oder nirgends, eben weil sie aus dem Verstand der gesammten Menschheit, nicht einer einzelnen Person übereinstimmend hervortraten, ohne Mühe und Aufwand von Scharffinn, ohne Absicht, ohne Uebereinkunft zwischen Weltaltern und Welttheilen. Unsere Aufgabe bleibt nur, in diesen Aussprüchen das Unbestimmte fester zu bestimmen. Und so verfolgen wir denselben Weg, welchen unser ganzes Geschlecht, seit Anbeginn der Menschheit, zur Erkenntniß des Wahren nahm. Die Philosophie, diese Sehnsucht der Geister nach dem Unbedingten und Ewigwahren, ist der sechstausendjährige Läuterungsprozeß unserer Kenntnisse und Erkenntnisse.

Die nie veraltende Majestät des Weltgebäu's rief den schlichten Menschenverstand schon früh von der Bewunderung des Sichtbaren zur Verehrung des Unsichtbaren. Wer denn hat je mit Augen das Leben gesehen in der Pflanze, das Empfindende im Thier, das Denkende im menschlichen Leibe? Und doch gab der Sterbliche aller Zeiten und Zonen dem Niegesehenen einen Namen, da er am Vorhandenseyn dessen, was da wirkte, nicht zweifeln konnte. — Mit seinen Sinnen bemerkte der Mensch überall die Wandelbarkeit und Vergänglichkeit der Dinge, aber damit erkannte er auch zugleich die Endlosigkeit und Beharrlichkeit des Wechsels, und daß eben die Unbeständigkeit der Dinge beständig währet. — So offenbarte sich dem Blick seines Geistes, was sein leibliches Auge nicht sah: ein Unendliches in der Allheit des Endlichen, ein Wandelloses in allem Wandel der Erscheinungen. Dies Weltspiel dauerte aber durch die Jahrtausende fort

in einer Größe, unzerstörbaren Ordnung und Herrlichkeit, unendlich höher, als jede menschliche Weisheit und Gewalt, daß selbst die rohesten Völker von der Ahnung unsichtbar waltender Wesen erfüllt wurden, vor deren Allmacht sie sich ehrfurchtsvoll beugten.

Ging das gesammte Menschengeschlecht in seiner Ahnung des Höhern und Göttlichen ganz irre? Wahrlich, Glanvill, wenn die standhafte Aussage der Sinne, wenn die sich immer wiederholende Erfahrung ein ewiger Betrug, wenn Wollen und Wissen des sich bewußten Geistes nichts denn Selbstverblendung wäre: so würde in der sechstausendjährigen Lüge vom wundervollen Weltall allein Göttlichgroßes wohnen; die Wirklichkeit aber kaum werth seyn, der Schemen dieser Lüge zu heißen.

Jener Ausspruch des menschlichen Geschlechts über das, was da ist, einstimmig, wenn nicht im Besondern, doch im Allgemeinen; einstimmig im Vertrauen zur Sinnesbelehrung, im Glauben an Uebersinnliches, im Wollen des Guten und Heiligen, ist ein Schrei der innern Wahrheit, welchen keine Spitzfindigkeit der Schulen, keine Verfehrungswuth der Kirchen, kein Wiß des Zweifels zum Schweigen treibt. Er entspringt, indem das Sich-Unbewußte der Dinge, im Bewußtseyn der Geister, mit diesem zur schlechtthinigen Einheit aufgeht, und sich das Tiefste des unendlichen Alls im Höchsten kündet und verkündet.

Glanvill, du selber weißt es, immerdar kehrt doch der Zweifler von der Unentschiedenheit seiner Ansichten wieder zur Einfalt des gesunden Menschenverstandes zurück; und anerkennt im gemeinen Leben eine Gewißheit und Wahrheit, die er in einseitiger Grübelelei verschwunden sah. Wer am hölzernen Schreibtisch seines engen Stübchens den Glauben an das Heiligste, den Glauben an Freiheit, Ewigkeit und Gottheit eingebüßt hatte, fand draußen in den lebendigen Ordnungen der Erde und des Himmels, ohne schulgerechte Schlüsse, Alles wieder.

Nur aus einseitiger Richtung des Denkens entsteht Zerworfenheit des Geistes mit sich selber. Wodurch irgend immer das Vernunftgesetz zur Lüge und die allgemeine Sinnen-Aussage zum Wahnsinn gestempelt werden soll, das kann nie Sache der Menschheit werden. Es geht in Vergessenheit unter, gedächtet vom gesunden Menschenverstand.

Glanvillan Beda.

Gemeiner Menschenverstand, neben Philosophie.

5. Rein, Beda, wahnstunig bin ich noch nicht. Ich zweifle weder am Daseyn einer Welt außer mir, noch an meinem eigenen Daseyn. Ich halt' es, wie du, mit dem gesunden Menschenverstande; wiewohl wir in hundert Fällen nicht wissen, ob er kränkelt oder auf wessen Seite er der gesunde sei?

Aber es scheint: bei dem, was unsere fünf Sinne geben, wie richtig oder unrichtig es auch seyn möge, und bei den Satzungen und Urtheilen des gemeinen Verstandes, sollen und müssen wir es leider in dieser besten Welt bewenden lassen, und nicht höher, nicht über den Genuss des Irdischen, hinausstreben wollen. Das Vernunftgesetz, welches vollkommen bei uns das fehlende Naturgesetz der höhern Triebe ersetzt, von welchen die Thiere geleitet werden, reicht für den Hausbedarf der menschlichen Gesellschaft hin; aber schwerlich darüber hinaus. Wie der Adler, wenn er sich zur Sonne erheben will, vergebens mit seinen Schwingen die feinern; reinern Luftschichten des Dunstkreises schlägt und immer wieder zur Erde heimkehren muß, der er angehört: so strebt der Geist mit ausgebreiteten Fittigen der Vernunft umsonst in das Ueberstunliche hinaus. Und wenn er sich schon im Gebiet desselben erhoben zu haben glaubt, befindet er sich am Ende, recht besehen, in den traumhaften Gefilden der Fantasie und Ahnung.

Oder, welche unumstößliche Gewissheiten haben wir, seit Plato und Aristoteles, im Reich des Ueberstunlichen entdeckt? Eine zahllose Menge philosophischer Lehrgebäude ward aufgeführt, und stürzte wieder zusammen. Unser Wissen blieb Stückwerk. Stehen nicht immer noch, bis auf den heutigen Tag, die Schulen der Festgläubigen (Dogmatiker) und Zweifellustigen (Skeptiker) einander so feindselig gegenüber, wie vor Altem? oder die Schulen derer, die das gesammte Weltall vergeistigten, und derer, die alles Geistige zur Eigenschaft des Stoffes machten? Führen nicht heut noch die offenbarungsweißen Mystiker und die strengen Vernunftweisen ihren tausendjährigen Krieg unentschieden fort?

Vermitteltst unserer erweiterten Erfahrungen im Gebiet der Naturkunde, diese hier im weitesten Sinne genommen, haben wir unsere höhern und allgemeineren Vorstellungen allerdings geläutert und berichtigt; aber in Rücksicht der Erkenntniß, des Ueberstunlichen haben wir noch keinen einzigen Schritt vorwärts gethan. Oder was wissen wir

Bestimmteres über das Wesen der Dinge, über das Wesen des menschlichen Geistes, über das Wesen Gottes, als schon das Alterthum wußte? Was wissen wir, Träumereien, Hoffnungen, Vermuthungen abgerechnet, von der Unsterblichkeit der Seele, oder auch nur vom Zusammenhang derselben mit dem Körper, oder von der zweideutigen Freiheit des menschlichen Willens irgend Erweisbareres, als diejenigen wußten, die vor uns lebten? — Wenn die Philosophen mit all ihren mehrtausendjährigen Mühen auch nur eine einzige unzerstörbare Gewißheit gewonnen hätten, von welcher sie, als dem allgemeinsten Grundsatz in ihren Forschungen, unvermeidlich ausgehen müssen: würden heut denn noch die mannigfaltigsten Lehrmeinungen neben einander im schreiendsten Widerspruch bestehen können? Die Anstrengungen des menschlichen Geistes, das Ueberfinnliche zu ergründen, gleichen dem Kreisflug des Käfers, welcher am Faden in der Hand des Knaben ins Weite hinausstrebt und immer wiederkehrt, von wannen er kam.

Weda, die Thatfachen von der Eitelkeit aller Versuche, zur Erkenntniß überfinnlicher oder göttlicher Dinge zu gelangen, bestehen unläugbar; und die seit mehr denn zwanzig Jahrhunderten stets wiederholten Versuche bezeugen hinwieder die nie zu beschwichtigende Sehnsucht der Menschheit. Warum dieser qualenreiche Widerspruch? Warum dieser ewige, brennende Durst, neben dem Unvermögen, ihn zu löschen? Ich möchte im Ernst fragen: ist die Vernunft eine Wohlthat für uns? Wer zuletzt die Folterschmerzen nicht mehr ertragen kann, endet gewöhnlich damit, sich selber zu betäuben, sei es im Strom gemeiner Lebensgeschäfte und sinnlicher Genüsse, oder im kindlichen Ueberlieferungsglauben irgend einer Kirchpartei. Ich bin zum Unglück für das Eine und Andere nicht stark oder schwach genug.

Ich unterscheide, wie du, kraft des einfachen, gesunden Menschenverstandes, allerdings sogenannte Stoffe und bewegende Kräfte derselben, oder gewisse Formen von beiden, die wir Pflanzen, Thiere und Menschen heißen. Ich kann auch das, was den Bau der Pflanzen, Thiere und Menschen so mannigfach gliedert, mit dem Namen des Lebens bezeichnen; oder das, was in Thieren, wie in Menschen, sinnlich gewahrt und empfunden, Seele nennen; und das, was den Menschen vom Thiere unterscheidet, das denkende Etwas nämlich, Geist taufen. Aber diese Unterscheidungsmittel für das thatsächlich Vorhandene, gar brauchbar zur Verständigung im gemeinen Leben, gewähren mir nicht das geringste Wissen von dem, was das Leben, was die Seele, was der Geist sei?

Du kannst freilich mir deine Vorstellungen davon mittheilen. Aber deine Vorstellungen sind, wie die meinigen, zuletzt wesenlose Gedanken, von denen sich nicht erweisen läßt, daß sie mit dem, was auſſer ihnen beſteht, unbedingt zuſammenſtimmen. Was über dem Horizont unſerer Sinne hinaus liegt, das liegt auch auſſer dem Machtkreis unſerer Erkenntniß und Gewißheit. Durch welches Mittel ſollten wir zur Gewißheit über Wirklichkeit, Beſchaffenheit und Daſeyn deſſen, was mir Leben, Geiſt, Seele nennen, gelangen? Wir können nicht aus uns ſelber herauſſpringen. Bei jedem Verſuch des Sprunges ſtehen wir jedesmal nur wieder in unſerer Gedankenwelt. Unſere Vorſtellungen können in ſich vernunftgemäß, das iſt, nothwendig, wahr und richtig ſeyn. Doch das gedankliche Nothwendige beweist nichts, als ſich ſelber, in uns; nicht aber die Wirklichkeit deſ Gedachten auſſerhalb der Gedankenwelt in einem Reiche, von dem uns alle Erfahrung abgeht; oder wäre auſſer der Gedankenwelt nichts vorhanden? Alles, ſelbſt das ſogenannte Sinnliche, nur Vorſtellung und nichts weiter? Das wäre Empörung deſ Geiſtes wider ſein eignes Bewußtſeyn und wahrhaftes Todtſchlagen deſ geſunden Menſchenverſtandes.

Ich ſtimme dir bei; halten wir einſweilen noch dieſen feſt. Opfern wir den geſunden Menſchenverſtand auf, ſo iſt alles übrige Licht der Vernunft das entbehrlichſte Ding für Menſchen und Vieh.

4.

B e d a n G l a n v i l l.

Das Werden der Kenntniſſe.

6. Es iſt durchaus nöthig, theurer Glanvill, daß wir, um Mißverſtändniſſen auszuweichen, mit gewiſſen Worten, die wir einander geben, beſtimmte Begriffe paaren. Deine Zweifel richten ſich vornehmlich gegen die Gewißheit der Erkenntniß von überſinnlichen Dingen. Weniger ſcheint dir an der Wahrheit unſerer Vorſtellungen von ſinnlichen Gegenſtänden zu liegen; oder vielmehr du bezweifelſt im Allgemeinen wenigſtens das Daſeyn derſelben nicht.

Reinſinnlich iſt das, was durch die Sinne, oder eigentlich in ihnen empfunden wird. Aber du wirſt dahin auch zählen müſſen nicht nur was wir als körperlichen Schmerz oder Luſtgenuß kennen, ſondern ebenſowohl die Gefühle der Trauer und Freude, Furcht und Hoffnung u. ſ. w. Denn alles dieſ wird unter dem Namen der Empfindung,

in der allgemeinen Bedeutung des Wortes, begriffen; alles dies ist in uns Aeußerung der Seele, und wird wie bei den Menschen auch mehr oder minder bei den beseelten Thieren angetroffen. Aber zur Unterscheidung werd' ich künftig die Erregung in den äussern Sinnwerkzeugen Gewahrung, hingegen Schmerz und Kitzel oder Wollust des Körpers Empfindung in engerer Bedeutung des Wortes, und endlich die von körperlichen Empfindungen häufig ganz unabhängige Lust oder Unlust der Seele, Gefühle nennen.

Der Geist also empfindet nicht; er ist das Wissende, Denkende. Wenn die seelischen Gewahrungen, Empfindungen und Gefühle zu seinem Wissen oder Bewußtseyn gelangen, werden sie in demselben Bewußtes, also Gedankliches. Er hat Vorstellungen davon. Und diese geistigen Vorstellungen von seelischer Erregung und Thätigkeit bezeichne ich mit dem Namen der Wahrnehmungen. Die Seele gewahrt also in Empfindung; der Geist nimmt wahr im Bewußtseyn.

Du wirst mir erlauben, daß ich hier bekannte, am wenigsten widersprochene Thatsachen aufführe. Dabin gehört auch noch diese, daß im Bewußtseyn alle Empfindungen wahrgenommen werden können; aber die Seele kann keine Wahrnehmung, die ein bloß gedankliches Seyn hat, empfinden. Den Grund davon suchen wir künftig.

7. Die erste und scheinbar reichlichste Kunde vom Daseyn der Dinge gewinnen wir vermittelt der seelischen Empfindungen. Durch sie schließt sich für unsern Geist die Fülle des weiten Weltalls auf. Wenn, wie in einigen Fällen der Starrsucht, plötzlich alle Sinnenthätigkeit ausstirbt und nur noch das geistige Bewußtseyn bleibt, steht der Geist zwar noch in sich, aber gleichsam weltlos.

Die Sinne belehren uns durchaus von nichts, als von ihrer eignen Erregung. Wir erhalten durch sie nur Kunde vom bloßen Daseyn der Dinge; nicht, wie das Erregende für sich beschaffen, sondern wie die Erregung im Sinn geartet, also das Erregende nicht für sich, sondern für uns beschaffen sei.

Ich bitte dich hier im Vorbeigehen zu bemerken, daß also nicht das Erregende der Inhalt der Empfindung ist, sondern er ist das Eigene ihrer Artung, wodurch sie von einer andern verschieden ist; ihre innere Seyns-Weise (denn ihre äussere Weise des Seyns wäre ihr Verhältniß zu ändern).

Was wir mit Augen sehen, mit Ohren hören, mit Händen tasten,

durch Geschmack und Geruch gewahren, von dessen Daseyn sind wir überzeugt und gewiß, oder wenigstens vom Daseyn der in der Sphäre unserß Seelischen erregten Empfindung. Und im Allgemeinen, einzelne Sinnentäuschungen ausgenommen, ist das Zeugniß der Sinne dem menschlichen Geiste so wichtig, daß nicht nur der große Haufe, sondern auch eine beträchtliche Zahl älterer und neuerer Weltweisen, nichts für wirklich und sogleich außerhalb dem Geiste vorhanden hält, als das durch die Sinne erfahrene. Man würde wohl weniger am Daseyn Gottes gezweifelt, oder sich nur mit einem bloßen Glauben an Gottes Vorhandenseyn begnügt haben, wenn nicht nur die Vernunft mit ihren unverwerflichen Gründen, sondern auch die Anschauung der Sinne dafür gesprochen hätte. Aber ich, könnt' ich Gott mit Augen schauen, würde dann erst Zweifler an der Gottheit werden.

8. Im Allgemeinen dürfen wir wohl sagen, was wir empfinden, das kennen wir auch, als Empfundenes. Aber doch ist nicht übel gethan, wenn wir Kenntniß, in engerer Wortbedeutung, nicht mit der Empfindung selber verwechseln, sondern damit erst solche Empfindung bezeichnen, bei welcher zugleich ein Unterscheiden derselben von einer oder mehreren andern statt findet. Je vielfacher sich das im Sinn Erregte von einem andern unterscheidet, je bestimmter und deutlicher wird die Kenntniß.

Nicht der Mensch nur, auch das Thier hat Kenntniß dieser Art. Der Hund kennt seinen Herrn, der Löwe seinen Wärter, der Vogel sein Nest. Es ist im Seelischen ein gefühlswaises Unterscheiden des Inhalts der Gewahrungen; im menschlichen Wissen aber ein gewusstes.

Der Unterschied werde nun gefühlt oder gewußt, immer wird dazu ein Vergleichen mehrerer Dinge, oder Inhalte der Empfindungen, erfordert, sei es solcher, die gleichzeitig da sind, oder solcher, die früher und später bestanden. Durchs Gedächtniß tritt das Vergangene wieder in die Gegenwart, und durch dasselbe ist allein das in der Zeit Verschiedene vergleichbar unter sich. Die Thiere haben Gedächtniß; oft treueres als der Mensch. Es geht daher in ihrer Seele auch ein Vergleichen des Mannigfaltigen dessen vor, was sie gewahren. Dies Vergleichen ist aber eins und dasselbe mit dem gefühlswaisen Unterscheiden, jedoch so bewußtlos, wie bei der Pflanze, deren Wurzel oder Laub sich nur die ihr gemäßen Nahrungstoffe aneignet, ohne die übrigen aufzunehmen; doch nicht so empfindungslos, wie bei der Pflanze.

Gleichwie nun jede Gewahrung, jede leibliche Empfindung, jedes Gefühl, jede Wahrnehmung nichts anders ausspricht, als ihre eigene Vorhandenheit: so ist auch alle Kenntniß nichts anders, als Kunde des in Empfindung oder Bewußtseyn Erregten, nicht des Erregenden.

9. Prüfen wir nun die Masse desjenigen genauer, wovon wir, vermittelt der Sinne allein, Wahrnehmung seiner Vorhandenheit erhalten, so ergiebt sich, daß solches insgesammt nur auf das beschränkt ist, was mit Stoff oder Materie in unmittelbarer Berührung steht, und was gleichsam uns stofflich gegeben worden ist. Wir empfangen durch die Empfindung nicht mehr, als das Thier: bloß Kunde vom Daseyn des Körperlichen; der Farben, Gestaltungen, Töne, Düfte u. s. w., oder der Bewegungen und Veränderungen der Stoffgebilde.

Aber wir wissen thatsächlich noch weit Anderes vorhanden im All der Dinge, als das, was wir durch die Sinne vernehmen. Wir bewundern ja auch Zweckmäßigkeit, Ordnung und Schönheit der Schöpfungen. Wir werden durch das Vollendete und Sinnreiche in der Kunst, und durch das Gerechte und Edle in menschlichen Handlungen, gerührt. Es ist, möcht' ich sagen, nur geistige Gesichtstäuschung, in so fern wir glauben, dies Alles mit unsern Sinnen zu schauen, die doch nichts, als das Stoffliche und dessen Veränderungen gewahren. Hund, Affe, Elephant, Pferd, oder welches der Thiere uns das vorzüglichere zu seyn scheint, bleiben vor der Schönheit, vor der Wahrheit und Heiligkeit ohne Bewunderung, weil ihnen kein seelischer Sinn Kunde vom Daseyn des Schönen, Wahren und Guten verleiht. Wäre nichts Höheres in uns, welches weit Höheres wahrnehmen könnte: so würde unser Daseyn aus einer Reihenfolge mannigfacher Sinnes-Erregungen bestehen, die weder unsere Verwunderung noch Bewunderung wecken könnten. Das Leben ginge deutungslos an uns vorüber, wie das Bilderspiel der Zauberlaterne am gleichgültigen Blick des Thiers, während eben dies Spiel schon das Gemüth des menschlichen Kindes ergötzt.

Jenes Höhere nun ist der Geist, der kein Empfinden, sondern ein Wissen ist, und in dessen Bewußtseyn das Gewahrte zum Gewußten wird. In ihm ist ein Quell von Kenntnissen, die nichts mit dem gemein haben, was in den seelischen Sinnen erscheint. Er weiß sich selber daseiend (ist sich seines Selbstes bewußt), weiß von sich, und von Andern, und von dem er sich unterscheidet. Er ist sich also des Mannigfaltigen von Vorstellungen bewußt, die kein seelischer Sinn ge-

wahrt, aber die er daselbst kennt, und die aus ihm werden, die er ändert, wieder in die Einheit seines Selbstes auflöset und dadurch in sich begreift.

10. Das Denkende in dir denkt sich, das Empfindende in dir empfindet sich. Die Thatsache des Bewußtseyns and des Empfindens steht über allen Zweifel erhaben. Das Denkende hab' ich Geist, das Empfindende, welches wir mit den Thieren gemein haben, Seele genannt (3), ohne Warum auszusprechen, ob beide einerlei, oder wesentlich Ungleiches sind, oder was sie in und an sich seyn mögen? Aber wir unterscheiden die reinen Vorstellungen, das Gedankliche im Bewußtseyn, von den Gewahrungen der Sinne, von den leiblichen Empfindungen, den traurigen oder heitern Gefühlen. Mithin können wir auch den Unterschied sinnlicher und übersinnlicher, oder, wenn du lieber willst, nicht sinnlicher, Kenntnisse keineswegs hinwegläugnen.

Zu den nichtsinnlichen Kenntnissen gehört das gesammte Wissen vom Daseyn dessen, was seelisch ungewahrbar, unempfindbar, unfühbar ist. Dies Wissen kann aber in uns geworden seyn; entweder durch Selbstthätigkeit des Geistes in Bezug auf das von den Sinnen Gegebene, wohin z. B. alle von Aussen dingen abgezogene Vorstellungen, Begriffe und Urtheile zu rechnen sind; oder durch inneres Wahrnehmen dessen, was allem Vorstellen, Begreifen und Urtheilen selber vorgeht, und worin jene Selbstthätigkeit des Geistes, wie inner bleibenden Schranken, wird und sich bewegt, — was ich Denkengesetz des Geistes nennen möchte; oder endlich durch inneres Wahrnehmen dessen, was in uns ein Gewusstes ist, ohne weder von den Sinnen gegeben, noch nach den Denkgesetzen Gefolgertes und Erschlossenes, noch das Denkgesetz selber zu seyn, wohin wir z. B. die unvertilgbaren Ideen des Unendlichen, des Heiligen, des Göttlichen zählen dürfen. Denn das Unendliche und Heilige ist weder sinnlich gewahrbar, sondern vielmehr Gegensatz von allem Sinnlichen; noch ist es ein von der Aussenwelt abzogener Begriff, weil diese nichts zu einem Begriff liefern kann, was sie nirgends, als Merkmal, an sich trägt; noch ist es das Gesetz des Denkens und Erkennens selbst, weil wir weder unendlich, noch göttlich denken, und nicht die Vorstellungen nach dem Unendlichen und Göttlichen ordnen, trennen und verbinden.

Obgleich alle Gedanken und Vorstellungen, also auch alle Wahrnehmungen (6), oder Erregtheiten des Bewußtseyns, an sich selbst nicht-

sinnlich (nicht empfindbar, nicht gewahrbar) sind, steht uns doch zu, von sinnlichen Vorstellungen zu sprechen, nämlich wenn wir diejenigen so nennen wollen, welche etwas durch seelische Gewahrung Gewonnenes enthalten. Im Gegensatz könnten wir Vorstellungen, die nichts durch die Sinnlichkeit Gegebenes haben, reine Vorstellungen nennen, oder nichtsinnlliche, oder übersinnliche.

11. Aber zur Sache. Es ist überall kein Wissen von irgend einem Etwas möglich, ohne Kunde vom Daseyn desselben in Empfindung und Bewußtseyn. Das Wissen vom Daseienden ist also das Daseiende im Wissen selbst. Beide sind, wenn auch nach Beziehungen unterscheidbar, in sich selbst eins und dasselbe, schlechtthin untrennbar. Es ist kein Wissen ohne Daseyn, kein Daseyn in uns ohne Wissen davon. Die Wahrnehmung (6) ist die Vorhandenheit des in uns Wahrgenommenen, und das Wahrgenommene eben die Vorhandenheit der Wahrnehmung. Das Eine ist nicht ohne das Andere möglich, weil beide eins und dasselbe sind.

Die Einheit des Daseyns und Wissens ist das Urgewisse; aller andern Gewisheiten Urgrund; das sich schlechtthin durch sich selbst Verstehende, was keines Beweises fähig ist, aber auch keines Beweises bedarf. Wer sein Daseyn beweisen wollte durch sein Wissen desselben, würde wieder sein Wissen durch das Daseyn desselben erweisen müssen; also eins durchs andere, oder das Gleiche mit sich selber.

Wahrnehmung (6), oder Wissen des Daseienden, ist eine Erregtheit des Selbstbewußtseyns; und das Wahrgenommene in der Wahrnehmung, das Vorgestellte in der Vorstellung, ist wieder nichts anders, als die Wahrnehmung oder Vorstellung selbst nach der innern Weise ihres Seyns (?), und durch diese von andern Wahrnehmungen und Vorstellungen verschieden. Das Empfundene, oder das was ich empfinde, ist die Empfindung selbst, ihre Seynsweise, nämlich ihr So- und nicht Andersseyn, wodurch sie sich von übrigen unterscheidet.

Eine Empfindung kann täuschen, nicht aber über ihr Daseyn, sondern nur über ihre Veranlassung. Eine Vorstellung kann falsch seyn; aber nicht ihr Daseyn ist falsch. Denn auch die irrige Vorstellung ist vorhanden in mir, und zwar als solche. Das Täuschende dort, das Irrige hier, liegt also, weil unmöglich im Daseyn-Wissen, oder in der bloßen Kenntniß der Vorhandenheit, nirgend anders, denn erst in der Erkenntniß des Vorhandenen.

12. Erkenntniß ist das Bewußtwerden vom Verhältniß des vorhandenen Mannigfaltigen zum Gesetzhum des Geistes; das Einschauen in den Verband der Dinge, wodurch sie unter sich geeinet sind. — Kenntniß hab' ich durch bloßes Daseyn der Wahrnehmung, oder durch Wahrnehmung des Daseyns, in der Einerlichkeit des Wissens und Seyns. Erkenntniß hingegen gewinn' ich erst im Bestreben, im Ungekannten, vermittelt der Einung des mannigfaltigen Bekannten im geistigen Gesetzhum, zu entdecken; in Wiedervermählung des getrennt bestehenden inneren Wissens und äussern Seyns.

Ich fürchte, Glanwill, es begegne mir, was sonst schon Andern, daß ich dunkel rede oder unklar, weil ich mich allzusehr bemühe, verständlich zu werden. Daß du mich aber im Verfolg meiner Mittheilungen besser begreifen wirst, bezweiff' ich nicht, weil eine Wahrheit zugleich ihr Licht auch der andern zuwirft. Nur so viel füg' ich bei. Kenntniß und Erkenntniß sind scharf zu unterscheiden. Selbst die Sprache des gemeinen Lebens übt den Unterschied. Kenntniß ergiebt sich durch die bloße Aufnahme ins Gedächtniß von den verschiedenen Erregungen der Sinne, oder des Bewußtseyns; Erkenntniß hingegen allein durch Thätigkeit des Geistes, das Bekannte seinem Gesetzhum zu unterwerfen. Kenntniß begnügt sich an der Thatsache; Erkenntniß fordert zu ihr die Ursache, und zu jedem Dinge das, wodurch es ein Ding, d. i. ein Bedingtes ist; also die Bedingung. Jeder kennt die Bewegung, aber erkennt sie nicht ihrem Grunde nach. Das Thier kennt das Gewahrte, aber erkennt es nicht. Die Sinne finden nur; der Geist aber durch Selbstthätigkeit erfindet.

Wenn in der Kenntniß des Daseienden durch Gewahrung (6) und Wahrnehmung, also in der Einerlichkeit des Seyns und Wissens, die Gewißheit wohnt: so kann die Ungewißheit nirgends, als in den Gebrechen der Erkenntniß, liegen.

Dies veranlaßt mich, einen Blick auf das Werden unserer Erkenntnisse zu werfen. Fasse dich in Geduld, Glanwill. Ich fürchte, mein künftiger Brief wird beinahe ein Buch werden; denn ich muß nebenbei Vieles berühren, wovon ich erst später dir bessere Rechenschaft geben könnte. Aber zu wichtig ist's doch, einzusehen, wie wir von den Kenntnissen empor zu Erkenntnissen gelangen.

B e d a a n G l a n v i l l .

D a s W e r d e n d e r E r k e n n t n i s s e .

13. Wohlan, mein Glanvill, laß uns mit einander von den zweifellosesten Thatfachen ausgehen.

Du weißt dich daseiend. Du selbst bist das Wissende deines Daseyns, das Daseyn deines Wissens. Diese Einheit des Seyns und Wissens in dir ist dein Geist; und sie und er ist sich schlechthin Urgewißheit. (11.)

Dein Geist weiß sich wirksam in allerlei Vorstellungen. Wirken heißt Daseiendes ändern. Er, das Daseiende, ändert also sich, wird von sich ein Anderes. Er denkt. Das Gedankliche ist sein Andersseyn. Wir kennen das Daseyn unserer Gedanken thatsächlich, urgewiß; so gewiß, als der Geist sich selbst weiß. In jedem Gedanken für sich ist abermals Einheit des Seyns und Wissens, aber ein anderes Seyn, als dasjenige des Geistes. Denn im Gedanklichen ist das Wissende selbst ein Gewußtes geworden. Die Einheit des Wissenden und Gewußten ist wiederum das Wissen selbst. (9.)

Indem der Geist, wirkend in sich, ein Andersseyn wird, weiß er sein Ur- oder erstes Seyn verschieden vom andern Seyn. In letzterm weiß sich das Gewußte nicht selber, sondern es wird gewußt. Die Gedanken denken nicht, sondern sie werden gedacht. Sie sind das Mannigfaltige, Wandelbare, Bedingte. Der Geist aber weiß sich, in seiner Urheitlichkeit, als das Eine, Gleiche, Beharrliche im Wechsel seines Andersseyn oder seiner Gedanken.

Weil dein Geist sich urgewiß, als das bleibende Eine im Wechsel seines Gedanklichen, als das Bedingende vom Daseyn aller Vorstellungen in ihm weiß: so hat das Gedankliche kein Daseyn und Bestehen für sich, ohne den Denkenden. Darum nennen wir das bloß Gedankliche ein Wesenloses; hingegen das beharrliche Eine, welches unabhängig von allem Wechsel des Gedachten für sich, als Erstes, oder Urheitliches, besteht: ein Wesen. — Das Gedankliche hat allerdings ebenfalls ein Seyn, denn es ist vorhanden; aber es ist nicht das In sich selbst Bestehende des Geistes; dieser weseet. Dein Geist hat Vorhandenheit, auch wenn er nicht denkt, und weiß sich als denselben, der er früher war, wenn er wieder denkt. Wie das Gewußte nun das Andersseyn des Wesenden oder Wissenden, so ist das (gedankliche) Seyn das

Andersfeyn des Wesens. — Dies der wichtige Unterschied des Wesens und Seyns.

In Urheitlichkeit wesend, ist dein Geist ein Sichwissen; im Gedanklichen, oder Andersfeyn, ein Wonsichwissen. Denn ohne alle Vorstellungen wüßte der Geist nicht von sich; aber ohne Sichwissen, ohne Urbewußtseyn des eigenen Selbstes, wäre kein Hervorgehen von Vorstellungen, keine Möglichkeit des Gewußten.

Im Wonsichwissen, welches nur ein (durch Vorstellungen) vermitteltes Sichwissen ist, wird der Geist sein Gewußtes, wird er Gegenstand (Objekt) seines Wissens, ohne dabei den Eigenstand seiner Urheit zu verlieren. Der gewußte oder gegenständlich gewordene Geist aber ist nur das Andersfeyn (gleichsam gedankliches Abbild) des Eigenständlichen (Subjekt), und ein Sich-Erscheinen seines Selbstes.

14. Indem dein Geist sein Gedankliches, als etwas Unselbstständiges, Wesenloses oder Unsachliches (nicht Reales), Mannigfaltiges und Wechselndes kennt, weiß er sich hingegen urheitlich, als das in sich selbst Bestehende, Beharrliche, Eine, Ur- und Sachliche des aus ihm Bewirkten, oder Andersfeyns.

Grade dies, daß er als das Beharrliche, Eine, Ur- und Sachliche, in seiner wesenlosen Gedankenwelt, wese, ist die Justichbedingung, das Geseßthum seiner Wesenheit zum Wirken oder Aendern. Er kann nicht anders thätig seyn, nicht anders gedanklich werden, als inner seiner Wesensartung, oder inner seinem Selbstgeseß. Er kann nicht ausser sich wesen; kann sich nicht entwesen.

Das aus der Einheit und Ursachlichkeit seines Wesens Gewordene ist, obschon sein Andersfeyn, dennoch untrennbar von ihm. Die Gedanken sind nicht getrennt vom Denkenden, sondern im Geiste selber vorhanden. Es ist überall kein Seyn für sich, ohne im Wesen.

So ist des Geistes Urheitlichkeit und Andersfeyn, wenn auch ihm unterscheidbar, doch wesenhaft untrennbar eins. Es kann in ihm, als beharrender Einheit, nicht Zweiheit bestehen. Daher löst sich das Mannigfaltige, wie es von seiner Einheit auseinander trat, auch wieder in seine Einheit auf, und zwar in die Einheit des Seyns, welche das Gleichartige ist von der Einheit des Wesens. Das in die Einheit Unauflösbare des Mannigfaltigen ist dem geistigen Geseßthum ein Unvereinbares, ihm Widersprechendes. Es wird vom Geist, als Falsches und ihm Feindliches, abgestoßen, weil es Zweiheit bringt, wo nur Einheit walten kann. (13.)

Das gedanklich gewordene Gesezthum des Geistes wird von uns die Vernunft genannt. Das urheitliche Gesezthum besteht aber, als Wesen des Geistes, und bevor es sich in Gedanklichkeit zur Vernunft erschließt, unabhängig vom eigenen Gedachtwerden. Daher sagen wir, die Vernunft entfalte sich spät in den Kindern, obgleich wir auch dem Säugling nicht den wesenden Geist absprechen.

Mag man übrigens die Vernunft, nach verschiedenen Beziehungen, bald Erkenntnißgesez, bald Sittengesez (theoretische, praktische) heißen: sie ist immerdar eine und dieselbe Vernunft; immerdar die gewusste, in sich gleiche Wirkensweise des Geistes, um das All der Dinge in die eigene Wissens-Einheit aufzunehmen und zu umfassen.

Denn was und wie unser Geist in seiner Unmittelbarkeit wese und wirke: fordert er im Seyn (13) dessen, was er nicht ist, daß es sei. Er drückt allen Wahrnehmungen (den reinen, wie den durch die Sinne gegebenen) gleichsam sein eigenes Gepräge auf. Er will im All des Vorhandenen sich selber wieder erblicken, und in seinem Selbst das All, damit nirgends Zweifelt und Zwiespalt wohne, und sich die Gesammtheit des Mannigfaltigen in ein Ungetrenntes und Eins auflöse.

Wie er, wese oder wirke in beharrlicher Einheit, zu einem Andersseyn aus sich geht, d. i. zum Mannigfaltigen des Gedanklichen: so ist im geistigen Seyn, oder in der Vernunft, dieselbe Einheit waltend, aus welcher die Mehrheit des Gedanklichen sich entfaltet. Wie die wesende Einheit eben allein das Ur- und Sachliche ist, aus welcher das Wesenlose, das Seiende, erwirkt wird: so ist die Vernunft-Einheit eben so wieder der Grund alles Denkbaren, das aus ihm gefolgt wird, weil es in demselben enthalten ist.

So wird das, was des Geistes Wesensnothwendigkeit, was seine Wirkensweise ist, in der Vernunft ein Gesez für die Seynsweise des Gedanklichen; und Alles wird diesem Gesez gemäß, der Zahl nach, als Einheit oder Mehrheit, der Beschaffenheit nach (ob wese oder seiend), als Ursach oder Wirkung, als Grund oder Folge, unterschieden und verbunden. Die Bestimmung aller Wahrnehmungen und Vorstellungen, was sie nach diesem Gesez sind, ist ihr Verhältniß zu demselben und mithin auch ihr Verhältniß unter sich. Denn sie können unter einander keine andere Beziehungen haben, als im Gedachtwerden nach dem Gesezthum des Geistes. Wie nun alle Dinge nach dem Zahl- und Beschaffenheitsverhältniß unterschieden werden, als Einheit oder Mehrheit, als Ursach oder Wirkung, als Grund oder

Folge: eben so nothwendig werden sie auch wieder, nach gleichen Beziehungen, unter sich oder, was dasselbe sagt, mit dem Gesetzthum des Geistes verbunden, die Folge zum Grund, die Wirkung zur Ursach, das Mannigfaltige zur Einheit. Die Bestimmung aller Wahrnehmungen und Vorstellungen, was sie sind, nicht in so fern sie von einander unterschieden, sondern in so fern sie unter einander, folglich im Gesetz des Geistes, verknüpft werden können, ist ihr Vereinbarkeitsverhältniß.

Zahl, Beschaffenheit und Vereinbarkeit sind mithin die allgemeinsten Verhältnißbegriffe (von der Schule Kategorien genannt), in welchen sich die Geistesthätigkeit bewegt, die Gesamtheit alles Seyns zu unterscheiden, oder zu verbinden, zu kennen oder zu erkennen. Denn Kenntniß der Dinge wird durch ihre Unterscheidung von einander, Erkenntniß (12) derselben hingegen durch Wiederauflösung des Verschiedenen in seine Einheit gewonnen.

Wie wir die gedanklich gewordene Wissensnothwendigkeit (das Gesetzthum für das Denken) des Geistes Vernunft genannt haben, wollen wir den im Wissen wirkenden Geist Verstand nennen. Vernunft und Verstand sind in der That nicht Werkzeuge, Eigenschaften oder Beigaben unsers Wesens, sondern das Wesende selbst, einmal in Beziehung auf seine Unmittelbarkeit, das anderemal auf sein Mittelbarwerden (in Vorstellungen) gedacht. So sind auch die sogenannte Urtheils- und Denkkraft, das Vorstellungs-, Erkenntniß- und manches andere Vermögen, ein und derselbe Geist, wie er sich in verschiedenen Beziehungen darstellt und bezeichnet.

15. Vorhin sprach ich von Verhältnißbegriffen. Erlaube mir, mein Lieber, beiläufig dazu ein erklärendes Wort.

Der menschliche Geist weiß sich unmittelbar in seiner Vorhandenheit (13); alles Uebrige weiß er in sich mittelbar, durch Wahrnehmungen, vorhanden. Er unterscheidet sich selbst als das Wirkende, Denkende, von seinen Wirkungen, den Gedanken; sich, als das Sachlichwesende von den an sich wesenlosen Vorstellungen; sich, als die Einheit seiner mannigfaltigen Begriffe und Urtheile; sich, als das Bedingende seiner wandelbaren Gedankenwelt.

So zerfällt das gesammte All des Vorhandenen in die zwei Urbegriffe der Kenntniß, Wesen und Seyn (13), worin sich Alles scheidet und vereint. Und damit entbinden sich zugleich die Grundbegriffe der Erkenntniß, Beschaffenheit (Wesen oder Seyn) und

Zahl (Einheit oder Mehrheit). Beide zeigen nur das Verhältniß des Gesamten zu einander selbst an. Aber das Verhältniß der Zahl und Beschaffenheit des Mannigfaltigen zur wesensnothwendigen Einheit im Geiste, wird der Grundbegriff der Vereinbarkeit des Gesamten mit dem Gesezthum unsers Wesens, und vollendet erst die Erkenntniß. (12.)

Indem aber die Verhältniß- oder Grundbegriffe von Beschaffenheit (Dualität), Zahl (Quantität) und Vereinbarkeit (Modalität) wieder auf einander anwendbar seyn und sich gegenseitig umfassen können, fallen sie, wie die Urbegriffe selber, wieder in ein unzertrennliches Eines und Gleiches zusammen.

Scheidet der Verstand abermals, was da weset und ist, nach jenen Grundbegriffen: so gewinnt er Stammbegriffe für die Gesamtheit der Vorstellungen. Diese Stammbegriffe sind, in Bezug auf

Wesen:	}	Zahl	}	Allheit	}	Vereinbarkeit	Ursach	}	Nothwendigkeit
und				(Einheit)			(Sachliches)		(Unbedingtes)
Seyn:				Ganzes			Grund		Daseyn.

Treten die Stammbegriffe aber nach dem Verhältniß ihrer Vereinbarkeit, als Unbedingtes und Bedingtes (Abspiegelungen nur wieder des Wesenden und Seienden) gegensätzlich aus einander: so erhalten wir folgende neue Begriffreihe, und zwar als

	(bedingend)	(bedingt)
Zahl:	Allheit —	Einzelheit
	(Einheit)	(Vielheit)
	Ganzes —	Theil
	(Maß, Form)	(Inhalt)
Beschaffenheit:	Ursach —	Wirkung
	(Wesen)	(Seyn)
	Grund —	Folge
Vereinbarkeit:	Nothwendigkeit —	Möglichkeit
	Daseyn	Nichtseyn.

Verwandelt der Verstand die drei Verhältniß- oder Grundbegriffe in Sätze, so werden sie zu den drei bekannten Urgrundsätzen des Denkens.

Aus dem Zahlbegriff wird der Satz der Einstimmung, oder des Nichtunterscheidbaren. Denn was nicht von einander unterschieden werden kann, oder das in sich Gleiche, ist Einheit.

Aus dem Beschaffenheitsbegriff wird der Satz des zureichenden Grundes. Denn Alles steht nach seiner Beschaffenheit entweder als Ursach oder Wirkung, als Grund oder Folge da; und was in einem zureichenden Grunde, als dessen Folge, beruht, ist mit ihm eins.

Aus dem Vereinbarkeitsbegriff wird der Satz des innern Widerspruchs. Denn was sich in sich selber widerspricht, ist mit dem Gesetz des Denkens nothwendig unvereinbar, unmöglich.

Eigentlich befaßt jeder dieser Urgrundsätze, die nur nach verschiedenen Beziehungen verschieden gestaltet sind, zuletzt eins und dasselbe, so wie auch die Grundbegriffe wieder nur in die Einheit der Urbegriffe zurückfallen, und diese (Wesen und Seyn) das unzertrennliche Eine in sich sind, wenn gleich gedanklicherweise unterscheidbar. Willst du, so kannst du jene obersten Grundsätze alles Denkens und Erkennens gedankliche Ausprägungen des geistigen Gesetzthums nennen. Denn sie sind es.

16. Sämmtliche Geschäfte des Verstandes, im Allgemeinen genommen, sind ein fortwährendes Scheiden und Verbinden der Vorstellungen; ein Auseinandergeben in das Mannigfaltige und Zurücktreten in das Eine und Gleiche. Die Sinne des neugebornen Kindes geben dem Geiste desselben ihre Gewahrungen des Einzelnen und Mannigfaltigen der Aussenwelt, und der erregte Verstand verschmelzt sogleich die einzelnen Vorstellungen in eine, die sie alle umfaßt und in sich begreift, in einen Begriff. Anfangs freilich sind diese Kindesbegriffe wohl kaum bedeutend verschieden von den Gesammtgewahrungen einer gedankenlosen Thierseele. Denn auch diese empfängt durch die Sinne, wie sie sich öffnen, eine Art Begriffe, und zwar dadurch, daß die Sinne eher den Umfang und das Ganze eines Gegenstandes beachten und aufnehmen, als die einzelnen Theile und Merkmale desselben. Du selber, trittst du in ein fremdes Zimmer oder in eine fremde Gegend, wirst unwillkürlich erst das Ganze mit seinen Umrissen ins Auge fassen, bevor du die Aufmerksamkeit dem Besondern darin zuwendest. Diese Gesamteinbrücke in der seelischen Empfindung vertreten beim Thiere die Stelle gedachter Begriffe, und bilden einen merkwürdigen Uebergang des Gleichartigen vom Seelischen zum Geistigen, von der Empfindung zum Gedanken.

Das Mannigfaltige mehrerer Begriffe wird vom Verstande wieder geschieden, und wieder durch das in ihnen Zusammenstimmende zu einer höhern Einheit verbunden, zum Urtheil. Im Grunde ist schon jeder

Begriff für sich ein einzelnes Urtheil über Verhältniß der Merkmale von verschiedenen Dingen zur Einheit im Wissen; und jedes Urtheil hinwieder ein umfassenderer Begriff.

Alles Urtheilen und Begreifen ist Streben des Geistes, das Mannigfaltige der Vorstellungen mit seinem Wesen und Geseßthum auszugleichen, d. i. in dessen Einheit aufzulösen. In diesem Geseßthum der Welt gegenüberstehend und sie erfassend, wird jedes ausgesprochene Urtheil bei ihm zur gefolgerten Sägung, oder zum richtenden Satz über das Beurtheilte. Alle Urtheile sind eigentlich also säßlich (kategorisch); sie mögen bejahend oder verneinend, muthmaßlich, bestimmt oder unbestimmt seyn.

Da jeder solcher richtenden Säge aber ein Werk der Erkenntniß (12) ist von der Einheit im Mannigfaltigen: so ergibt sich daraus, daß es überhaupt nicht mehr Arten der Urtheile geben könne, als es Grund- und Stammbegriffe giebt. Denn in allen wird das Verhältniß des Verschiedenen zum Einen und Unverschiedenen in ihnen bestimmt.

So kann man also die Urtheile, nach dem Zahlverhältniß, unterscheiden in allgemeine und besondere oder vollständige und unvollständige; nach dem Beschaffenheitsverhältniß in bestimmte (kategorische, worin die Erkenntniß der Einheit ohne Vorbehalt ausgesprochen oder gesetzt wird) und unbestimmte, die Grund oder Folge muthmaßend voraussetzen (hypothetische), oder zwischen zwei unvereinbaren Gegensägen, die zwischen einem Entweder und einem Oder schwanken (disjunktive).

Streng genommen ist in jedem Urtheil das Vereinbarkeitsverhältniß das Wichtigste, dem zu Folge ein Satz unbedingt (apodiktisch, Nothwendigkeit aussprechend) oder bedingt (problematisch, die Möglichkeit andeutend) daßeht, und bejahend oder verneinend (Daseyn oder Nichtseyn) erklärt. Denn immerdar ist im allgemeinen und besondern, oder im vollständigen und unvollständigen Urtheil, das Beurtheilte für sich ein Ganzes, und der Satz entweder unbedingt oder bedingt ausgedrückt, entweder behauptend oder verläugnend. Eben so sind die bestimmten (kategorischen) Urtheile für sich selbst Unbedingtes (Apodiktisches) aussprechend; die unbestimmten hingegen, mögen sie in voraussetzender (hypothetischer) oder gegensäßlicher (disjunktiver) Form erscheinen, bezeugen nur Bedingtes, Ungewisses (Problematisches).

17. Vergleicht der Verstand den Inhalt eines Sages mit dem Inhalt eines allgemeineren, der ihn, als zu seinem Begriffsgebiet ge-

hörig, umfaßt, und findet sich im Besondern das Gleiche wieder, was im Allgemeinen: so schließt sich das in beiden Ununterscheidbare zusammen, und der Schluß ist die Einheit des Allgemeinen und Besondern. Jeder Schluß wird also vom Verstande auf dieselbe Weise gebildet, wie ein Urtheil, oder Begriff. Jeder Schlussatz ist auch ein Urtheil, und jedes Urtheil eine Folgerung, oder versteckter Schluß.

Weil aber in jedem Schlusse, den wir machen, nach dem Beschaffenheitsverhältniß, Grund und Folge in ihrem Verband dargestellt werden, erhellt daraus, daß es eigentlich nur drei (kategorische, hypothetische und disjunktive) oder vielmehr nur zwei Schlussarten geben könne, nämlich je nach der Bestimmtheit oder Unbestimmtheit des allgemeinen oder Vorderatzes, mit welchem das Besondere verglichen wird. Da aber immerdar, und in jeder Schlussart, Grund und Folge sich zuletzt einheitlich auflösen, ist jede nur eine von der andern abweichende Form des Urtheilens. Daher kann auch eine Schlussart ohne Mühe in die andere verwandelt werden; wie denn die obenerwähnten Urgrundsätze alles Denkens ebenfalls nur Abwandlungen der Form eines und desselben Uratzes (Seyn und Wesen sind untrennliches Eins) heißen können.

In der That spiegeln sich sämtliche Verhältnißbegriffe (Zahl, Beschaffenheit und Vereinbarkeit) in den Urgrundsätzen des Denkens, und mit diesen in den drei genannten Schlussarten, nicht undeutlich wieder.

In der bestimmten oder sätzlichen (kategorischen) Schlussart, worin ausgesprochen wird, daß das, was der Gattung zukommt, auch das Gleiche der unter ihr begriffenen Art sei, offenbart sich der Satz der Einstimmung oder des Nichtunterscheidbaren.

Die voraussetzende (hypothetische) Schlussart, welche zeigt, daß auch die Folge gilt, wenn der Grund gilt, deutet auf den Satz des zureichenden Grundes zurück.

Die gegensätzliche (disjunktive) Schlussart hinwieder, welche, wenn von zwei einander ausschließenden Vorstellungen eine gilt, die andere nicht statt finden lassen kann, giebt nur in anderer Gestalt den Satz des Widerspruchs zur Schau.

18. Aber genug daran, lieber Glanwill. Es ist mir nicht darum zu thun, eine Logik zu schreiben. Kehren wir lieber, nach diesem Abstecker, zum verlassenem Wege zurück.

Du erinnerst dich noch meiner strengen Unterscheidung der Kenntniß oder Daseynskunde, und der Erkenntniß (12) oder Kunde vom

Verhältniß des Seyns zum Wesen, der Thatsache zur Ursache, der Folge zu ihrem Grunde. Der menschliche Geist ringt nach der Auffindung des Einen zum Andern und der Einung beider in seinem Wissen. Weil er in sich selber, als ein Untrennbares Gleiches, Ein und Dasselbe besteht, kann er in seinem wesenden (das ist wirkenden) Wissen nicht Entzweiung seyn und dulden.

Nun aber mahne ich dich an ein früheres meiner Worte, nämlich: daß nur da Urgewisheit vorhanden seyn könne, wo Daseyn und Wissen schlechtthin eins und dasselbe sind.

Einerseits nun weiß sich der Geist wesend, das ist wirkend, denkend, mithin als Ursach seiner Thatsachen (der Vorstellungen), Quell seines Andersseyns (des Gedanklichen). Er ist das Bewußtseyn und Daseyn; ein wissendes Seyn und seiendes Wissen. Er hat also unabhängig von allen Sinnesgewahrungen (denn mit welchem der Sinne könnte der Geist geschaut werden?) ein reines Wahrnehmen der eigenen Vorhandenheit. Diese Kunde des Selbstseyns steht über jeden Zweifel erhaben. —

Aber eben so zweifellos ist anderseits die Kunde vom Daseyn eines Etwas außer ihm, das er nicht Selbst ist und welches erst auf dem Weg der Sinne ihm zugeführt wird. Der Zweifler darf sagen: er wisse nicht, was die Dinge außer ihm an und für sich seyn mögen; aber er kann das Daseyn derselben überhaupt nicht hinwegläugnen, oder für ungewiß halten.

Wir haben also zweierlei Quellen der Kenntniß (12) des Vorhandenen, nämlich die reine Wahrnehmung des Ueberfinnlichen, und die seelische Gewahrung des Sinnlichen. Beide enthalten für uns das Urgewisse. Wollet ihr das Daseyn des Gedanklichen im Bewußtseyn, das Daseyn der Sinnenwelt in der Empfindung aufheben: so läugnet ihr Bewußtseyn und Empfindung; so läugnet ihr eure gesammte Vorhandenheit hinweg, ohne die ihr doch nicht läugnen könntet. — Indem ihr aber den urgewissen Grund des geistigen Vonsich-Wissens (13) und des seelischen Gewahrens einer Sinnenwelt gestattet: verleihet ihr dem Geist einen festen Punkt, auf welchem stehend, er, ein Archimedes höherer Art, das dunkle Chaos des vorhandenen Alls der Dinge richten und lichten, bewegen und ordnen wird.

Zur Kenntniß der sinnlichen, wie der nicht sinnlichen oder rein gedanklichen Dinge gehört auch das Unterscheiden derselben von einander. Dies ist nur möglich durch Gegenwart der Vergangenheit (im

Gedächtniß). Nur durch Gedächtnißhülfe bewerkstelligt sich das Vergleichen und Verbinden vieler einzelnen Wahrnehmungen zu einem Begriff derselben; die Bergesellung mehrerer Begriffe zu einem Urtheil und eine Verknüpfung der Urtheile zur Erfahrung. — Dies Alles ist freilich an sich selbst eine Verfahrensweise des Verstandes gegen die einzelnen Wahrnehmungen. Aber auch das Thier sogar hat vermittelst des Gedächtnisses und der Empfindung eine Art Erfahrung, von der ich dir, wenn du mir zu folgen nicht ermüdest, künftig die Umgrenzungen und ihre Verschiedenheit von der menschlichen Erfahrung zeigen werde.

Hier soll nicht Rede von dieser seyn. Sondern ich will dich an die Thatfache erinnern, daß nicht nur das sinnlich Gewahrte in unserm Gedächtniß verharret, sondern auch des Geistes reine Wahrnehmung von sich. Der Geist erfährt also sich selbst; ohnedem hätte er kein Wissen von sich; er wäre nur das Selbstbewußtseyn im Punkt ewiger (das ist vergangenheits- und zukunftsloser) Gegenwart.

19. Diesem zufolge mag uns wohl erlaubt seyn, gleichwie wir eine doppelte Kenntnißweise des Vorhandenen haben, auch von einer doppelten Erfahrungsweise zu reden; nämlich von einer mittelbaren und unmittelbaren Erfahrung.

Mittelbare Erfahrung ist durch Gewahrungen, Empfindungen und Gefühle des Seelischen im Geiste vorhanden. Unmittelbare Erfahrung, unabhängig von Sinneserregungen, ist im Geiste als sein übersinnliches Von-sich-wissen aus dem reinen Wahrnehmen seines Andersseyns oder seiner Gedanklichkeit.

Weil nun in der einen, wie in der andern Art nichts als das Thatfächlich-Gekannte begriffen ist: so liegt Alles, was wir nicht mittelbar oder unmittelbar erfahren haben, außerhalb unserer Kenntniß, mithin auch der Erkenntniß. Mit andern Worten: alle menschliche Erkenntniß beruht auf Erfahrung.

20. Wenn also in der Erfahrung des Thatfächlich-Vorhandenen, das ist in der Kenntniß oder Daseynskunde (Einheit des Wissens und Seyns) von den Dingen, die unanfechtbarste Gewißheit derselben ruht: so kann die Ungewißheit nicht in der Kenntniß des Vorhandenen, sondern allein in der Erkenntniß wohnen. (16.)

Und wer läugnet es? Nicht die Thatfachen des Bewußtseyns, nicht die Thatfachen unserer Empfindung will der Zweifel antasten; wohl

aber die Versuche des Verstandes: das Mannigfaltige zur Einheit, und die Thatsache zu einer Ursache zu erheben.

So breitet sich denn zwischen dem Ungewissen der mittelbaren und unmittelbaren Erfahrung, der sinnlichen und nichtsinlichen Daseynskunde, jener unsichere Strom der menschlichen Erkenntniß wie zwischen zwei festen Ufern aus. Hier also ist der alte Wogenkampf des Irthums und der Wahrheit; hier liegen die unermesslichen Schätze unsers Meynens, Wissens und Glaubens; hier das Beste, Schönste und Höchste, was im unendlichen All des Seyns unsere Bewunderung, unser Erstaunen, unser Entzücken erweckt und verdient; hier Alles, ohne welches die bloße Daseynskunde der Dinge, ja selbst das Daseyn derselben, bedeutungslos und sonder mindesten Werth für uns dastehen würde. Wäre keine Wahrheit der Erkenntniß, keine Gewissheit unsers Geistes in ihr möglich, ja, mein Glanwill, dann wäre das vernunftlose Thier unserer Beneidung würdig; dann wäre das Träumen und Wähnen unsers Glaubens und Meynens köstlicher, als die fruchtlose Urganwiffheit des Daseyns von wechselnden, in sich zusammenhangslosen Dingen, — von wahren Weltalls-Trümmern!

21. Nur noch, bevor ich den Brief ende, Einiges über den Begriff, welchen ich mit den so eben von mir gebrauchten Wörtern „Wahrheit“, „Gewissheit“ u. s. w. verknüpfe.

Wahrheit ist die dem Geiste gegenständlich gewordene Einheit des Wissens und Seyns, oder Einheit der Erkenntniß und Kenntniß; Erfüllung vom Geseztthum des Wissenden in seinem Gewußten. Bloße Kenntniß- oder Daseynskunde des Thatsächlich-Vorhandenen enthält Wahrheit; ist aber auch zugleich Urganwiffheit. (11.) Stammt das Thatsächlich-Gekante aus der mittelbaren Erfahrung, ist sie also durch sinnliche Gewahrung ins Bewußtseyn gegeben: so nennen wir die Uebereinstimmung des empfundenen Seyns mit dem Geseztthum des Wissens, Sinneswahrheit (in den Schulen auch positive, objektive, empirische u. s. w. geheissen). Stammt hingegen das Thatsächlich-Gekante, oder der Gegenstand der Erkenntniß, aus unmittelbarer Erfahrung des Geistes (19), aus reiner Wahrnehmung seines Selbstes, seines Geseztthums und der Thätigkeitsweise des Verstandes: so nennen wir die Uebereinstimmung des Geseztthums mit dem rein gedanklichen Seyn der Vorstellungen, reine Vernunftwahrheit (von den Schulen gewöhnlich als formale, logische, subjektive, transcendente u. s. w. bezeichnet).

Es versteht sich von selbst, daß wenn wir das Daseyn von etwas Sinnlich-Gewahrbarem behaupten und beweisen wollen, wir es nothwendig in der Sinnenwelt nachweisen müssen, und wir mit allen Begriffen, Urtheilen und Schlüssen aus dem Gebiet der reinen Wahrnehmungen und Vorstellungen die schweigenden Sinne nicht Lügen strafen können. Eben hierin steht den Sinnen die entscheidende Stimme über Gewißheit zu; aber weiter kann und darf ihr Ansehen nicht ausgedehnt werden; nicht über ihr eigenes Gebiet. Sie liefern zur Erkenntniß nur Thatfachen der Erscheinungswelt. In reinen Vernunftwahrheiten hingegen giebt der Geist, mit der Kenntniß des Thatächlichen seines Selbstes, den Stoff zur Erkenntniß. Davon belehrt kein Auge, kein Ohr.

22. Jede Wahrheit ist immer zugleich Gewißheit; und ganz richtig sagt man daher im gemeinen Leben: „Die Sache sei wahr und gewiß.“ Inzwischen findet doch ein Unterschied in der Bedeutung dieser Worte statt, der wenigstens eben so groß ist, als Unterschied des Wissens und des Gewußten.

Die Gewißheit spricht, bei der Uebereinstimmung einer Erkenntniß mit den Gesetzen des Erkennenden, den Stand des Wissenden zum Gewußten aus; Wahrheit hingegen das Verhältniß des Gewußten zum Erkenntnißgesetz. Die Gewißheit tritt aus dem Eigenständlichen, die Wahrheit aus dem Gegenständlichen des Geistes hervor. Die Sache ist wahr, und der Geist ihrer gewiß. In der Kenntniß des Wahren endet das Streben nach Erkenntniß; das Streben wird zur Ruhe in der Gewißheit. Eine erkannte Unwahrheit ist für uns eine vereinigungsweis ausgedrückte Gewißheit (eine gewisse Unwahrheit), der zufolge wir ebenfalls von allem weitern Streben des Erkennens absehen.

Ungewißheit dagegen ist noch keine Unwahrheit, sondern nur Unentschiedenheit und Nichtruhe im Erkennen des Gegenstandes. Sie gestattet noch die Möglichkeit der Wahrheit, wie des Irrthums. Der Zweifel, zwischen zwei Fällen wankend, bewegt zur Fortsetzung des Erkenntnißgeschäftes. Er stirbt allein in der Gewißheit, wie im Glauben, wenn dieser nicht etwa eine geistige Selbstbetäubung, eine verzweiflungsvolle Verzichtleistung auf alle Hoffnung ist, die Wahrheit zu erkennen.

Denn der Glaube, dies Fürwahrhalten aus Vernunftgründen von Dingen, über deren Daseyn die mittelbare Erfahrung (19) schweigt,

stügt sich nur auf Wahrscheinlichkeit, oder Scheinwahrheit. Der sogenannte notwendige Vernunftglaube des Weltweisen von Königsberg gewährt daher nur Scheingewißheit z. B. vom Daseyn Gottes. Er aber suchte die Gewißheit der Erkenntniß davon in einer Gegend, wo, sie zu finden, mir grausen würde.

Doch, wenn du willst, mein Glanvill, darüber künftig!

6.

G l a n v i l l a n B e d a .

Von der Unsicherheit der Erfahrung und persönlichen Gewißheit.

23. Wie manche Frage, ehrwürdiger Beda, wie manche Bedenkllichkeit hätte ich dir mitzutheilen, und wie langsam schleicht meiner Ungeduld die Feder über das Papier!

Doch nimm vor Allem erst von mir das Bekenntniß, daß ich anfangs, dir mit Lust und Vertrauen zu folgen.

Deute mir's nicht zu hart, wenn ich beim Beginn unseres Briefwechsels fürchtete, du werdest mir, wie der Großtheil neuerer Welt- oder Naturweisen, vom Sinai-Gipfel der Philosophie herab mir kategorische Imperative oder unverständliche Drakel von göttlichen Dingen aus den Wolken deines Himmels zumurmeln.

Zwar schafft auch du dir, gleich ihnen, eine Sprache mit neuen Kunstwörtern; aber nicht ohne Nutzen, da die Wörter der Schulsprache, z. B. ihr Subjektives und Objectives, Transcendentales und Empyrisches, Absolutes und Indifferentes u. dergl. m. so abgegriffene Scheidemünzen geworden sind, daß man oft nicht weiß, für wieviel man sie empfangen, oder ausgeben soll?

Es ist der Mühe werth, über die allerhöchsten Angelegenheiten des menschlichen Geschlechtes in der reinsten und edelsten Sprache zu handeln. Werde du mein Prometheus und bringe das geraubte Licht dem Kinde des Staubes.

Der Mensch erlernt seine Sprache in der Kinderschule der Sinnenwelt; ein anderes Gebiet aber ist das weite Feld des Geistes. Und welche Mißverständnisse müssen allein schon durch Uebertragung der bildlichen Sinneszeichen auf das Ueberfinnliche und Unbildliche erwachsen! Ist es ein Wunder, wenn die Forschenden sich in Mißverständnissen entzweien und ihr beständiger Zwist dem spottenden Volkshaufen nur neuen Lachstoff darbietet?

Mit dem Verfall der Sprachen, durch Abgegriffenheit ihrer Zeichen, deren Vieldeutigkeit im alltäglichen Verkehr sich keinem einzelnen Begriffe mehr scharf genug anschließt, ist der Verfall der höhern Wissenschaften bei den Völkern nothwendig enger verbunden, als man glaubt. Darum und vielleicht auch aus Ungewandtheit, oder weil der gelehrten Eitelkeit ein Klang neuer Wörter wie neue Einsicht schien, versuchten manche die Einschwärtzung fremdländischer Ausdrücke in deutsche Rede. Weit entfernt aber, Verirrungen zu verhüten, riefen sie damit frische hervor, während der Philosophenmantel, ein Zuschnitt des scholastischen Mittelalters, den guten Geschmack beleidigte und eine große Zahl gebildeter Männer von ihnen verschleudete.

Ja, ich dürfte nach Ueberzeugung von den wichtigsten Dingen meines Lebens. Du hast recht, Bedä, im Glauben stirbt der Zweifel nicht; ich fordere das Wissen. Nun giebt es freilich eine Wissenschaft; — sie hat es recht eigentlich mit dem Grund alles Wissens zu thun, und hat es doch noch am wenigsten zur Gewisheit gebracht. Sie trägt mancherlei Namen, und keiner sagt ihr ganz zu. Sie ist vielleicht die älteste aller Wissenschaften, aber erscheint noch in so jugendlicher Unbeholfenheit, daß sie kaum ihren eigenen Begriff feststellen kann, und daß Mancher glaubt, sie zuerst bei den Sterblichen einzuführen. Sie mag die Mutter, vielleicht die Zwillingsschwester der Religion selbst seyn; wird aber von der Mehrheit der Menschenkinder für eine Thörin, oft für Erbfeindin aller Religion gehalten und oft als solche geächtet. Siehe, das ist Philosophie! (5.) Der Name des Metaphysikers, Philosophen, Ideologen ist heutiges Tages häufig ein Spottwort gegen Männer geworden, die vor eitel Gelahrtheit untauglich im bürgerlichen Leben werden. Ihre Fertigkeit, Begriffe zu spalten, reiht man nicht selten zu jenen unnützen Künsten, mit denen Gaukler, Seiltänzer und Taschenspieler Erstaunen erregen und Verdruß hinterlassen.

Mich sichts die Verkennung nicht an, welche der Philosophie und ihren Geweihten von der großen Menge widerfährt; denn — ich kenne die große Menge. Wie das wiederkäuende Thier gleichgültig an Rosen und Lilien vorbeigeht, die sich nicht zu seinem Futter eignen, wandelt die Mehrzahl unsers Geschlechts ohne höhern Aufblick durch ein Daseyn, reich an Wunder-Räthseln, und verschmähst, was nicht zur Nothdurft oder Bequemlichkeit des Lebens unmittelbar beiträgt.

24. Kurz, wie verkannt die Philosophie noch immerdar im Range der Wissenschaften stehe, und von welchem Argwohn ich zuweilen selber

auch gegen die Wagstücke der Titanen-Geister befallen werden möge: ich will dir vertrauend folgen. Daran zweifle ich nicht, daß du die Wahrheit ehrlich liebst, und nur sie suchest. Ich billige es, daß wir einweilen die Ansichten und Redeweisen des gemeinen Menschenverstandes, z. B. die Ausdrücke von Geist und Seele (6) beibehalten, damit wir nicht schon beim Antritt unserer Reise zum Thule des überirdischen Wissens in den Nebeln des Morimarusa an Sprachverwirrung erkranken. Auch dein Unterscheiden von Wahrheit und Gewißheit (22), von Kenntniß und Erkenntniß (12), von mittelbarer und unmittelbarer Erfahrung (19), sagt mir zu. Aber, was gewinnen wir dabei für unsere Sache?

Ist der Boden der Erfahrung, der allein gewissen Kenntniß des Da-seienden, dieser feststehn sollende Punkt, auf welchen du die Fersen deines Archimedes stellst, nicht selber schon etwas sumpfiger Grund?

Du kennst ja die Unstätigkeit der Sinne in ihren Zeugnissen, und wie oft sie uns betrügen; die Ungleichheit ihrer Schärfe, nicht nur bei verschiedenen Menschen, sondern häufig bei der nämlichen Person! Heut ist mir bitter im Geschmack, was gestern süß war; dem Ohr heut überlaut, was gestern kaum vernehmbar. Wer kann beweisen, daß alle Menschen die Farben auf einerlei Weise sehen? oder die Gestalten der Dinge von gleicher Länge und Ausdehnung?

Und am Ende, wenn die Aussage der Sinne auch durch Abhörnung anderer Zeugen, oder durch Vergleichung von mehrern eigenen Gewahrungen (6) berichtigt werden kann: so verdächtigt doch eben ihre Unzuverlässigkeit die strenge Richtigkeit aller und jeder Erfahrung, welche nachher der Verstand daraus auf Treu und Glauben baut.

Rechne nun noch zu den Täuschungen der Sinne die bekannten Treulosigkeiten des menschlichen Gedächtnisses, das ohnehin bei mancherlei Personen mannigfach anders geartet ist, bei dem Einen empfänglich für Namen, aber ungefällig für Vertlichkeiten; bei dem Andern thätig für Zahlen, aber widerspenstig gegen Geschichtliches. Oder sage mir selbst, Bedä, stehst du beim Schreiben und Denken oder im geselligen Gespräch jeden Tag die bekanntesten Thatsachen immer gleich gut zu Gebot? Wenn die Sinne irre leiten, wenn das Gedächtniß ohne unser Vorwissen hie und da Lücken läßt: welchen Trost haben wir an diesen falschgefärbten, durchlöchernten Erfahrungen? Ist daher nicht unsere lebenslängliche Arbeit ein fortwährendes Flickern und Ausbessern an demselben? Die redlichsten Augen- und Ohrenzeugen einer und derselben Begebenheit müssen, im Widerspruch ihrer Berichte, nicht selten einander

für boshafte Lügner oder Leichtsinrige halten, so wenig sah und hörte und vernahm jeder, bei gleicher Veranlassung, das Gleiche.

Tritt nun noch die wechselnde Gemüthsstimmung dazu, in welcher sich für den Beobachter die ganze Welt verwandelt, der sie heut finster, morgen heiter, heut ängstlicher, morgen gleichgültiger anschaut: was wird dann aus der Glaubwürdigkeit oder Gewisheit der Erfahrung? Die Erfahrung besteht nicht blos aus Sinnesgewahrungen, sondern auch aus Begriffen, die der Verstand von ihnen bildet, und aus Urtheilen. Aber die Stimmung ist, in der wir uns zu verschiedenen Zeiten befinden, welche Licht und Schatten in diese Urtheile wirft. Hast du dich nicht schon über dich selbst zuweilen verwundert oder geärgert, daß du ehemals für irgend etwas Begeisterung fühlen konntest, was jetzt dir widerlich dasteht, und umgekehrt? Aber die von der flüchtigen Laune empfangene Schattirung deines Urtheils bewahrt dir ebenfalls dein Gedächtniß. Und das nennst du Erfahrung?

Ich mag nicht einmal von der Verschiedenheit der Standpunkte reden, auf welchen die Menschen ihre Beobachtungen sammeln; nicht vom Einfluß der Erziehung, des Himmelsstrichs, der Schicksale, Umgebungen, der Gewohnheiten, Leibeszustände und Ungleichheiten der Geistesanlagen. Freilich Jeder macht Erfahrungen; aber welche sind die schlechtthin richtigen? Jeder hat für sich persönliche Gewisheit von dem, was er gewährte, empfand, fühlte und wahrnahm; allein die Ueberzeugung des Einen weicht von der des Andern ab.

Und wenn die Menschen oft vollkommen mit einander übereinzustimmen scheinen in ihren Ueberzeugungen, bleibt noch sehr unausgemacht, ob sie einander verstehen? Viele haben unwillkürlich in ihrem Erfahrungskreise mit irgend einem Worte ganz andere Vorstellungen verknüpft, als diejenigen, denen sie dies Wort geben, in der Meinung, sie theilen denselben ihre Vorstellung mit. Daher mitunter die lächerlichsten Mißverständnisse, nicht nur bei Kindern, die wir belehren, sondern auch bei Erwachsenen. Und gesetzt, ein Wort rufe bestimmt die gleiche Vorstellung in Allen an, so werden durchaus nicht mit dergleichen Vorstellung in Allen einerlei Nebenbegriffe und verwandte Bilder aus dem Schlummer geweckt. Immerdar werden die erregten Vorstellungen bei Jedem in andersartige Umgebungen gerückt.

So sind unabsichtliche Täuschungen, Irrungen und Mißverständnisse unausweichlich. So wird, was dem Einen bloße Meinung ist, dem Andern Glaubwürdigkeit, dem Dritten Gewisheit.

25. Ich will nichts mehr von der Trüglichkeit der Sinne sagen, sondern nur noch befügen, daß, selbst bei der strengsten Einstimmigkeit ihrer Zeugnisse, der Verstand (14) nicht zu aller Zeit, bei allen Menschen, gleichmäßig wirkt, ja nicht einmal bei einer und derselben Person. Eine andere ist seine Thätigkeit beim Kinde, eine andere beim Greise, eine andere beim lebenskräftigen Manne. Erst durch oft wiederholtes Einfahren in die nämliche Gegend vom Labyrinth der Dinge lernt der Verstand den Weg kennen; erst durch oft wiederholte Übung seiner Kraft erwirbt er Gewandtheit und Sicherheit im Beobachten, Begreifen und Urtheilen. Aber auch diese Gewandtheit und Sicherheit wird wieder durch größere oder geringere Erregbarkeit der Einbildung, des Gedächtnisses, der Begierden und Gefühle ungleichmäßig.

Abgesehen von diesem Allen, bezweifel' ich sehr, daß es irgend einen Sterblichen gebe, der sich von allen Vorurtheilen, in die er nothwendig früher vergarnt wurde, als er selber prüfen konnte, ganz entstrickt habe. Unzähliges, das zu prüfen uns Gelegenheit, Vermögen und Zeit fehlen, müssen wir schlechterdings von Andern, die wohl irren konnten, auf Treu und Glauben empfangen und behalten. Und wie tief verwachsen gern vorgefaßte Meinungen in die spätern; Vorurtheile in unsere besten Urtheile! Sieh dich um, ehrwürdiger Beda, unter den Lehrgebäuden der europäischen Philosophen! Wie viele von diesen Gebäuden stehen denn rein und ungeschwärzt vom Ruß des Jahrhunderts und dem Rauch der Altäre? Man kann heut da wahrlich sogar eine monarchische Weltweisheit und eine republikanische aufweisen, und wieder eine Philosophie für evangelische, und eine für katholische Christen.

Und gieb mir's zu, so schwer es oft unsern gemeinen Schulmeistern auf dem philosophischen Lehrstuhl fällt, ihr Brevier, oder ihren heidelbergischen oder lutherischen Katechismus zu vergessen, — noch schwerer wird es selbst den Bessern, immer Besonnenheit genug zu behalten gegen die Gesichtstäuschungen ihres Verstandes. Nur zu oft begegnet, daß dieser, was durchaus nichts, als Reingedanlikes und Vorgestelltes ist, für wirklich in der Aussenwelt Bestehendes hält; oder daß er, um das höchste Ziel der Forschungen zu erreichen, sich, ohne es zu ahnen, in den Sattel der Fantasie wirft, und scharfsinnige Vernunft-Träume dichtet, während er aufrichtig glaubt, noch am Stabe der Erfahrung inner den Schranken des schlechtthinigen Wissens (11) zu wandeln.

26. Deute mich richtig, edler Freund; ich spreche nicht von dem, was du übersinnliche, unmittelbare Erfahrung nennst (19), die mir, ich gesteh' es dir, schon von vorn herein etwas Verdächtiges hat. Von der Erfahrung vermittelt unserer Sinnwerkzeuge ist hier Rede, und von der durch sie zu begründenden Wahrheit und Gewißheit. Eben diese Wahrheit, deren Gegenstände in der Wirklichkeit durch die Sinne gegeben sind, eben diese, die weitaus den meisten Sterblichen die einzig zuverlässige und gewisse zu seyn scheint, eben diese bringt auch, und eben darum, theils wegen des thatsächlichen Unbestandes der Sinnesausfagen, und theils wegen der Verirrlichkeit des Verstandes in seinen Geschäften, zur Verzweiflung an aller allgemeinen und schlechthinigen Wahrheit oder Gewißheit menschlicher Erkenntniß.

Ich fürchte, wir heben uns mit unserm Denken und Forschen zuletzt nicht höher, als zu dem, was wir schon seit Adams Zeiten gehabt, zu einer persönlichen (subjektiven) Gewißheit, die abhängig von Geistesanlagen, Umständen und Erfahrungen des Einzelnen für diesen gilt, aber nicht im gesammten Geisterreich anerkannt wird. Darum aber möchte ich keineswegs den Werth dieser persönlichen Gewißheit herabgesetzt haben. Sie reicht eben für den Hausbrauch unseres Erdenlebens hin; und ob wir etwas darüber hinaus besitzen sollen oder können, steht noch sehr in Frage. Denn, so viel zu bemerken ist, reicht unterm Himmel Alles wohl abgemessen für einander hin, und es gibt nirgends einen ganz unbrauchbaren Ueberschuß.

Unsere persönliche Gewißheit ist übrigens die allerwandelbarste. In dem Jedermann seinen eigenen fünf Sinnen, seine eigenen Erfahrungen und dem eigenen Verstande am meisten vertrauen muß, so gestaltet sich damit in jedem Einzelnen seine eigene Gedankenwelt, verschieden von der aller übrigen. Sie bildet, weil unter dem Befehthum des Geistes kein offener Widerspruch bestehen kann, in jedem Einzelnen eine zusammenstimrende Gesamtheit, aus welcher kein Theil hinweggerissen werden kann, ohne den Zusammenhang des Ganzen zu ändern. Weil aber fort und fort neue Erfahrungen, neue Erkenntnisse gewonnen werden, ist der Geist in steter Bewegung, die Einheit seiner Welt in sich herzustellen und die zerrissenen Fäden seines Spinnen-Gewebes wieder zu verknüpfen.

Weil also persönliche Gewißheiten nicht gleichen Werth für alle Menschen haben können, entspringt daraus der Streit unduldamer Ansichten; ein Streit, der ewig so unausgleichbar bleiben muß, als die Ungleichheit

der Standpunkte sämmtlicher Einzelnen, ihrer Erfahrungen und, um in deiner Sprache zu reden, geistigen und seelischen Eigenthümlichkeiten.

Das Gezänk der Theologen und Philosophen, der Streit der Menschen über Meinungen, ist an sich nur lächerlich, ein unwillkürliches Bekenntniß ihrer stolzen Unwissenheit, in der sie sich einbilden, die Uebereinstimmung der für wahr gehaltenen Thatfachen und Gründe zur Einheit des Vernunftgesetzes sei bei Allen die gleiche. Ja wohl! das Vernunftgesetz ist das gleiche in Allen; aber nicht Erfahrung und Geistesfähigkeit.

Niemand glaubt im Irrthum zu seyn; und ist es auch, für seine Person, in der That so lange nicht, als in seiner Gedankenwelt volle Einheit waltet. Niemand ist im Stande, das in seine Ueberzeugungen einzuschalten, was denselben widerstreitet; oder seine Ueberzeugungen aus Furcht oder Gefälligkeit für Unwahrheiten zu halten. Erst, wenn das bisher in ihm Gegoltene durch die Macht neuerer Erfahrungen und des dadurch berichtigten Urtheils gestürzt wird, stößt er es als Irrthum von sich aus.

So kann ein Irrthum aber lange das Gepräge der Wahrheit tragen; und hinwieder die Wahrheit ganze Weltalter hindurch das Gepräge des Irrthums. Der Scharfblick eines einzelnen großen Denkers erkennt zuweilen das Wahre im vollen Licht, während die übrige Menschheit noch am Altar des Irrthums kniet, und den Propheten von allen Seiten steinigt. Als einst Bischof Virgilius von Salzburg seinem erstaunten Jahrhundert das Daseyn der Gegenfäfler verkündete, rollte der Donner des Vatikans drohend gegen ihn an. Und noch heutiges Tages heben Regenten, Priester und Völker Herz und Hand für manchen Wahn auf, den die Schulbuben der Nachwelt bespötteln werden.

Zwischen uns beiden aber, edler Freund, ist es nicht um persönliche Ueberzeugungen, um bezugsweise Gewissheiten zu thun, die mit den Erfahrungen ändern und in jedem einzelnen Menschen verschieden von denen der übrigen sind. Uns liegt daran, zu erforschen, ob es eine allgemein gültige, in allen Geistern gleiche Gewissheit gebe und worin diese bestehe? ob eine Erkenntniß der Dinge statt finden könne, in welcher alle Geister, die eine gewisse Höhe der Ausbildung erreicht haben, einverstanden seyn dürften? ob dem, was wir von übersinnlichen Dingen uns vorstellen, auch sachlich (real), ausserhalb unserer Vorstellungen, etwas in der Wirklichkeit entspreche? welches ein Bewandniß mit dieser Wirklichkeit es habe, die ich nicht als das

scne, was sie in sich und für sich, sondern nur, als das, was sie für mich ist, nämlich, als eine in meinen Sinnen vorgehende Erregung. (6.)

7.

B e d a n' G l a n v i l l .

Die Wirklichkeit.

27. Du richtest an mich Fragen eines ungeduldigen Reisegefährten, welcher das Ende der langen Wanderung erblicken möchte, bevor er sie begonnen hat. — Und sprich, warum erneuerst du jene bekannten Einwendungen gegen die Zuverlässigkeit der Sinne und der auf ihre Täuschungen begründeten Urtheile? Wer läugnet denn die Thatsache von der Verschiedenheit, Nichtübereinstimmung und Aenderlichkeit der Ansichten, Erkenntnisse und persönlichen Ueberzeugungen, welche durch ungleiche Sinnesbeschaffenheit und Verstandesfähigkeit, oder durch Abweichung der Temperamente und Anlagen, der Erziehungsweisen, Dimmelstriche u. s. w. ausgebildet werden?

Aber, o Glanvill, wer hinwieder kann auch, unter allen vernünftigen Wesen, jene allgemeine, ewig gleiche Erfahrung und Gewisheit läugnen, oder in Zweifel ziehen, ohne welche das Bunterlei der persönlichen Gewisheiten und einzelnen Erfahrungen unmöglich wäre, und wodurch eben bei der größten Verschiedenheit der Ansichten, Umstände und Sprachen dennoch sowohl die Erkenntniß der Verschiedenheit, als das Verständniß über die allgemeinsten Angelegenheiten und Bedürfnisse des Daseyns statt findet? —

In einem und demselben Gesetzhum wese und wirke das ganze Geisterreich zur Bildung von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen und zur Ausübung alles Bekannten in das Ur- und Sachliche der Einheit. Daher waltet weder über die allgemeinen Aussprüche der Vernunft, über das was, unabhängig von Umständen und Zeiten, Recht und Unrecht, oder über das was möglich und unmöglich ist, noch über das durch keinen irdischen Sinn erfahrene, und doch im Innersten des Geistes wohnende Wissen vom Göttlichen, Heiligen und Unendlichen ein Zweifel und Zwiespalt. Und wie in dieser unmittelbaren Erfahrung des sich bewußten Geistes über sein Vonsichwissen, wird auch eine wandellose Allgemeinheit der Sinnesausagen in deren Erregungen wahrgenommen. Woher, sonst die gleichförmigen Anerkennungen

und Unterscheidungen des Festen und Flüssigen, der Formen, Fernen, Töne, des Leblosen, des Lebendigen u. s. w. unter allen Menschen?

Wenn unser Geist aus der Ungewißheit seines Selbstes gegen die Gesamtheit der Aufsendinge hervortritt, und so lange er bei der Allgemeinheit seiner Vorstellungen, gleichsam in der Nähe seines unwandelbar-gleichen Geseßthums verweilt, ist er sich, in Anwendung desselben, der Sicherheit und Richtigkeit seines Verfahrens bewußt. Daher die durch alle Weltalter unverminderte Anerkennung der allgemeinsten Vernunftwahrheiten; daher die sichern Grundlagen der mathematischen Wissenschaften; oder die gleichförmige Unterscheidung und Behandlung der von Allen gekannten irdischen Dinge. Die mit Hülfe der Sinnen erworbenen, allgemeinsten und einfachsten Erfahrungen bieten so ewige Gewißheit dar, wie die allgemeinen Vernunftwahrheiten; daher kein Mensch das Feuer, im Gebrauch, mit dem Wasser verwechselt, oder vom todten Felsblock erwartet, was vom lebendigen Thiere. Daher sagt niemand von sich: ich vermuthe, daß ich denke, ich glaube, daß ich empfinde; sondern jeder spricht: ich weiß, daß ich denke und empfinde, und weiß, daß, ausser mir, auch andere mir ähnliche empfindende und denkende Wesen sind.

Je mehr sich aber der Geist, vom Allgemeinen seiner innern Geseßgebung und äussern Erfahrung, entfernt zu besondern Einzelheiten; je mehr sich ihm, in fortgesetzter Thätigkeit, die Vorstellungen und Begriffe zersplittern in mannigfaltigern Gegensätzen; je tiefer er in das Besondere der ihn umringenden Erscheinungen eindringt: um so unsicherer wird er in Anwendung seiner Geseße, weil er die Gegenstände in ihrer Menge unter einander verwechselt, die er vorher unterschieden hatte; oder den Weg verlor, auf welchem er zu ihnen gelangt war; oder Vorstellungen zusammenknüpfte, die er unter ganz entgegengesetzten Verhältnissen kennen gelernt hatte. Dann steht er im Irrgarten des Wahns, des zwistigen Meynens, der abweichenden Glaubensarten, der persönlichen Gewißheiten, die mit den Umständen ändern.

Die Erkenntniß (oder Verhältnißbestimmung) eines Gegenstandes ist nicht wegen der Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft trüglisch, sondern wegen der Unzulänglichkeit unserer Kenntniß vom Seyn und Daseyn des Gegenstandes. (12.) Und das Sinnezengniß ist nicht darum unzuverlässig, daß die Empfindung sich selbst belügen könne; denn jede im Sinn erregte Empfindung bezeugt schlechterdings nichts Anderes, als ihr eigenes Daseyn und So-Seyn, nichts von Ursach und Wir-

lung, Möglichkeit oder Unmöglichkeit u. s. w. (welches schon Aussage des hinzutretenden Geistes ist). Sondern das Unzuverlässige eines Sinnenzeugnisses über die Außenwelt liegt eben in der Gewißheit der allgemeinen Erfahrung, daß der Sinn des einzelnen Menschen nicht zu allen Zeiten gleichen Grad der Kraft habe. Die zuverlässige Gewißheit erwächst erst über das durch die Sinne Erfahrene, sobald dieses unter gleichen Umständen bei allen Menschen und zu allen Zeiten beharrlich daselbe ist. Wenn aber, wie du sagst, ein Irrthum Jahrhunderte lang als Wahrheit gelten kann, obwohl das Sinnenzeugniß der Jahrhunderte über den Gegenstand selbst einstimmig war: so fällt der Irrthum nicht den Sinnen zur Last, sondern er liegt in der Weise des Erkennens beim Mangel vielseitiger Erfahrung oder Kunde der Thatsachen. Wenn das Auge die Bewegung der Wolken am Nachthimmel nicht bemerkt, aber wohl die beständig ändernde Stellung des Mondes zu den Gewölken: wird nur derjenige den Mond für schnellfliegend halten, welcher sein Urtheil über die Sinnesempfindung nicht durch Vergleichung früherer Erfahrungen berichtigt hat.

Unsere Kenntniß von den unendlich mannigfaltigen Wirkungen der Natur ist, besonders aber in deren einzelnen Erscheinungen, noch sehr mangelhaft; mithin auch unsere Erkenntniß dieser Einzelheiten, oder ihrer ursächlichen Verknüpfung, oder ihrer Verwandtschaft untereinander, sehr unzuverlässig. Jede neue Erfahrung ändert daher unsere Ansichten. Dagegen die Kenntniß vom Daseyn der Dinge überhaupt, von ihrer allgemeinen Gleichartigkeit oder Verschiedenheit, ist die zuverlässigste Gewißheit der Erfahrung, wodurch auch die Möglichkeit einer Gewißheit in Erkenntniß der allgemeinsten Verhältnisse der Natur hervorgeht.

Du aber, mein Glanvill, richtest deine Frage vornehmlich dahin: ob unsern Erkenntnissen, die an sich doch nur Vorstellungen von Dingen sind, welche wir nicht mit dem seelischen Sinn gewahren, etwas in der Wirklichkeit Vorhandenes entspreche? Ob das Erkannte, das wir nicht sehen, auch wirklich und sachlich so, wie wir es uns vorstellen müssen, außer uns da sei, und welche Bewandtniß es eigentlich mit der sogenannten Wirklichkeit der Dinge habe?

28. Ich antworte: Alles ist wirklich, dessen Daseyn wir kennen. Daher gilt das Wort „wirklich“ in den Sprachen der Völker dem gleich, was auch sonst „gewiß“ heißt; denn in der Da-

seynskunde ist Urgewißheit. (11.) Man spricht: die Sache ist wirklich so, ist wirklich (d. i. gewiß) wahr.

Nun bitt' ich dich, mein Glanvill, aufmerksam und prüfend dem Gang meiner Betrachtung des Wirklichen, und worin dieses eigentlich bestehe, zu folgen. Ich setze voraus, daß du über den engen Begriff erhaben bist, den sich der gemeine Mann zu machen pflegt, der nichts für wirklich vorhanden hält, als was er mit seinen Sinnen ergreifen und ertasten kann, und daher folgericht die Wirklichkeit seines eigenen Denkens eigentlich wegläugnen müßte, weil er sein Denken weder sieht noch hört, weder riecht noch schmeckt.

Alles ist wirklich, davon wir das Daseyn kennen, also, daß wir dies Daseyn nicht nur vermuthen, oder glauben, sondern urgewiß wissen. (11.)

Weil aber dies Wissen, als ein solches, nicht allein aus der Sinnlichkeit, sondern aus dem in uns Denkenden, oder dem Geiste, wird: so müssen wir unsern Blick auf ihn richten, und auf die Art und Weise, wie in unserm Bewußtseyn Kenntniß des Vorhandenen, oder ein Gewußtes, wird.

Das Bewußtseyn ist Seyn im eigenen (wesenden, oder urheitlichen) Wissen; oder das Sich-Wissen im Seyn. Es ist das in sich Ununterscheidbare und Gleiche des Wissens und Seyns, das wesende Wissen. Nicht der Leib mit seinen Sinnwerkzeugen, nicht die Empfindungen, nicht einmal die Gedanken, wissen sich selbst, sondern ich weiß von ihnen. Dies sich und anderswissende Ich bezeichnen wir mit dem Namen Geist.

Der Geist ist das wesende Wissen (13), das in uns Denkende, d. i. gedanklich Wirkende. Wir sind uns der Thätigkeit unsers geistigen Wesens bewußt, und eben so des Seyns unserer Thätigkeit. So ist das Denken ein Thun oder Wirken des Wesens, und das Seyn ein Thun (nicht die That) des Wissenden; beides also einerlei.

Wirken heißt ändern, d. i. ein Anderes, als das Bestehende, ins Seyn rufen. Indem der Geist wirkt, ruft er aus sich ein Anderes, als sein Unmittelbares, ins Seyn. Er wird sich selber ein Anderes; er wird sich in sich-selber gegensätzlich. Er tritt gleichsam in sich auseinander, als ein Sichwissen und Wonsichwissen. Er wird im Eigenstand seiner Urheit ein Gegenstand seines Wissens; ein Gewußtes, ein Gedankliches, im Wissenden.

Das Gewußte, oder Gedachte, ist aber nicht der Geist selber in

lung, Möglichkeit oder Unmöglichkeit u. s. w. (welches schon Aussage des hinzutretenden Geistes ist). Sondern das Unzuverlässige eines Sinnenzeugnisses über die Aussenwelt liegt eben in der Gewißheit der allgemeinen Erfahrung, daß der Sinn des einzelnen Menschen nicht zu allen Zeiten gleichen Grad der Kraft habe. Die zuverlässige Gewißheit erwächst erst über das durch die Sinne Erfahrene, sobald dieses unter gleichen Umständen bei allen Menschen und zu allen Zeiten beharrlich dasselbe ist. Wenn aber, wie du sagst, ein Irrthum Jahrhunderte lang als Wahrheit gelten kann, obwohl das Sinnenzeugniß der Jahrhunderte über den Gegenstand selbst einstimmig war: so fällt der Irrthum nicht den Sinnen zur Last, sondern er liegt in der Weise des Erkennens beim Mangel vielseitiger Erfahrung oder Kunde der Thatfachen. Wenn das Auge die Bewegung der Wolken am Nachthimmel nicht bemerkt, aber wohl die beständig ändernde Stellung des Mondes zu den Gewölken: wird nur derjenige den Mond für schnellfliegend halten, welcher sein Urtheil über die Sinnesempfindung nicht durch Vergleichung früherer Erfahrungen berichtigt hat.

Unsere Kenntniß von den unendlich mannigfaltigen Wirkungen der Natur ist, besonders aber in deren einzelnen Erscheinungen, noch sehr mangelhaft; mithin auch unsere Erkenntniß dieser Einzelheiten, oder ihrer ursachlichen Verknüpfung, oder ihrer Verwandtschaft untereinander, sehr unzuverlässig. Jede neue Erfahrung ändert daher unsere Ansichten. Dagegen die Kenntniß vom Daseyn der Dinge überhaupt, von ihrer allgemeinen Gleichartigkeit oder Verschiedenheit, ist die zuverlässigste Gewißheit der Erfahrung, wodurch auch die Möglichkeit einer Gewißheit in Erkenntniß der allgemeinsten Verhältnisse der Natur hervorgeht.

Du aber, mein Glanvill, richtest deine Frage vornehmlich dahin: ob unsern Erkenntnissen, die an sich doch nur Vorstellungen von Dingen sind, welche wir nicht mit dem seelischen Sinn gewahren, etwas in der Wirklichkeit Vorhandenes entspreche? Ob das Erkannte, das wir nicht sehen, auch wirklich und sachlich so, wie wir es uns vorstellen müssen, auser uns da sei, und welche Bewandtniß es eigentlich mit der sogenannten Wirklichkeit der Dinge habe?

28. Ich antworte: Alles ist wirklich, dessen Daseyn wir kennen. Daher gilt das Wort "wirklich" in den Sprachen der Völker dem gleich, was auch sonst "gewiß" heißt; denn in der Da-

seynskunde ist Urgewißheit. (11.) Man spricht: die Sache ist wirklich so, ist wirklich (d. i. gewiß) wahr.

Nun bitt' ich dich, mein Glanwill, aufmerksam und prüfend dem Gang meiner Betrachtung des Wirklichen, und worin dieses eigentlich bestehe, zu folgen. Ich setze voraus, daß du über den engen Begriff erhaben bist, den sich der gemeine Mann zu machen pflegt, der nichts für wirklich vorhanden hält, als was er mit seinen Sinnen ergreifen und ertasten kann, und daher folgerrecht die Wirklichkeit seines eigenen Denkens eigentlich wegläugnen müßte, weil er sein Denken weder sieht noch hört, weder riecht noch schmeckt.

Alles ist wirklich, davon wir das Daseyn kennen, also, daß wir dies Daseyn nicht nur vermuthen, oder glauben, sondern urgewiß wissen. (11.)

Weil aber dies Wissen, als ein solches, nicht allein aus der Sinnlichkeit, sondern aus dem in uns Denkenden, oder dem Geiste, wird: so müssen wir unsern Blick auf ihn richten, und auf die Art und Weise, wie in unserm Bewußtseyn Kenntniß des Vorhandenen, oder ein Gewußtes, wird.

Das Bewußtseyn ist Seyn im eigenen (wesenden, oder urheitlichen) Wissen; oder das Sich-Wissen im Seyn. Es ist das in sich Ununterscheidbare und Gleiche des Wissens und Seyns, das wesende Wissen. Nicht der Leib mit seinen Sinnwerkzeugen, nicht die Empfindungen, nicht einmal die Gedanken, wissen sich selbst, sondern ich weiß von ihnen. Dies sich und anderswissende Ich bezeichnen wir mit dem Namen Geist.

Der Geist ist das wesende Wissen (13), das in uns Denkende, d. i. gedanklich Wirkende. Wir sind uns der Thätigkeit unsers geistigen Wesens bewußt, und eben so des Seyns unserer Thätigkeit. So ist das Denken ein Thun oder Wirken des Wesens, und das Seyn ein Thun (nicht die That) des Wissenden; beides also einerlei.

Wirken heißt ändern, d. i. ein Anderes, als das Bestehende, ins Seyn rufen. Indem der Geist wirkt, ruft er aus sich ein Anderes, als sein Unmittelbares, ins Seyn. Er wird sich selber ein Anderes; er wird sich in sich-selber gegensätzlich. Er tritt gleichsam in sich auseinander, als ein Sichwissen und Von-sichwissen. Er wird im Eigenstand seiner Urbeit ein Gegenstand seines Wissens; ein Gewußtes, ein Gedankliches, im Wissenden.

Das Gewußte, oder Gedachte, ist aber nicht der Geist selber in

seiner Urheit, oder Unmittelbarkeit, sondern ein Andere; ist nicht das Wirkende, sondern das Bewirkte, nicht die Ur-Sache, sondern die That-Sache. Der Geist weiß sich, als Ursach seines Gedanklichen, und den Gedanken, als von ihm bedingtes abhängiges Verursachtes. So ist er sich, als Ursach und Wirkung, als erstes Seyn und zweites Seyn auseinander getreten. Und Beides ist, wenn gleich ihm selber unterscheidbar, doch in sich wesenhaft untrennlich, eins und dasselbe.

29. Denn ein Wirkendes ohne Wirkung, ein Wissendes ohne Gewusstes, wäre ein nichtwirkendes Wirken, ein nichtwissendes Wissen, — in sich selbst Widersprechendes. Also ist jede Wirkung nur eine Erfüllung ihrer Ursach. Ohne Wirkung wäre die Ursach keine Ursach; erst durch jene ist diese in sich vollendet. Das Vonsichwissen des Geistes ist nur die Erfüllung des wesenden Sichwissens. Es ist damit nichts Anderes ausgesprochen, als: die Wirkung ist in ihrer Ursach, nicht auffer derselben; der Gedanke ist im Geiste, nicht auffer demselben, sondern wesenhaft eins und dasselbe mit ihm; von ihm untrennbar, wenn gleich durch den Verstand unterscheidbar.

Weil demnach keine Wirkung auffer ihrer Ursach, und unabhängig von ihr bestehen kann: so umfaßt die Wirklichkeit oder die Vorhandenheit der Dinge sowohl das Wesende, d. i. Wirkende, als auch das bewirkte Wesenlose. (14.) Auch der von keinem Sinn gewahrbare Strom der Gedanken ist ja wirklich. Auch das Hirngespinnst des Wahnsinns, auch des Dichters bewundernswürdige Schöpfung, steht im Reich der Wirklichkeit vorhanden, wenn gleich nur gedanklicherweise, und wenn gleich ihnen nichts von Allem entspricht, was die Aussenwelt den Sinnen giebt. Sie sind daher wirkliche Hirngespinnste, wirkliche Dichtungen.

30. Laß uns diesen Gegenstand, welcher der höchsten Beachtung würdig scheint, in seinen übrigen Beziehungen fortgesetzt beschauen. Und weil der Geist im Denken sich urgewiß, als das Ursachliche und Wirkende seiner Gedanken, weiß, laß uns, wenn wir von Ursach und Wirkung, vom Wesenden und Wesenlosen reden, den Blick mehr auf ihn, als auf das heften, was die Aussenwelt Ähnliches darstellen mag. Denn wir erkennen daneben zugleich des Geistes Geseßthum oder wesende Sachlichkeit heller (14), worin er alles Andere einordnet, oder mit sich und in sich einet, weil er nicht anders verfahren oder wirken kann, denn wie er weseht.

Für uns zerfällt also das unendliche All des Vorhandenen oder Wirklichen in zwei Hälften, in Wirkendes und Bewirktes, d. i. in Wesendes und Wesenloses. (13.) Das Wesende allein ist das Fürsich- und Fürsichbestehende, oder Selbstständige; ist vom Daseyn des Wesenlosen unabhängig, weil dieses erst sein anderes und zweites Seyn ist, und nicht ohne ein Bewirkendes oder vor demselben möglich wäre. Mithin ist das Wesende auch allein das Sachliche (das Reale) in der Wirklichkeit; alles Wesenlose aber etwas Unsachliches. So hat der Geist eine sachliche (reale) Vorhandenheit, weil er das sich wissende Ur-Sachliche seines Gedanklichen ist. Keiner unserer Gedanken besteht in sich, für sich und durch sich selber; keiner derselben ist sich seiner bewusst, sondern wird gewußt; er ist Wesenloses, Unsachliches.

Den Unterschied des Sachlich- und Unsachlich-Vorhandenen, worin das All der Wirklichkeit zerfällt, verfolgen alle Sprachen von einiger Ausbildung durch unterscheidende Benennungen, weil der Unterschied in sich nothwendig, wie das Denken selber ist.

31. Das Bewirkte oder Wesenlose hat also ein durch das Wesende bestimmtes, abhängiges, bedingtes Daseyn. Diese beschränkte Vorhandenheit ist mithin eine änderliche, endliche, wechselnde; während die des Wirkenden, oder Wesenden, in seiner Urheit und Unmittelbarkeit wandellos, als die gleiche in sich, beharrt. Dein Geist weiß sich im bunten Spiele aller seiner Vorstellungen und aller ihn umgebenden Erscheinungen, als ein und dasselbe Ich. Er ist der beharrliche Quell aller seiner Gedankenwellen, die sich unter einander drängen; sie kommen und verschwinden, er bleibt. Er ist die Einheit in der Mannigfaltigkeit seiner Wahrnehmungen und Urtheile, die sich durch sein Geseßthum unter einander zusammenreihen und verknüpfen, weil sie in ihm als sein zweites Seyn geworden und daher eins mit ihm sind, als er wirkend in sich auseinander trat, und sich ein wesenloser, unsachlicher Gegensatz seiner Urheit und Sachlichkeit ward. (28.)

Glauwill, zerfällt nun das ganze Reich der Wirklichkeit in Wirkendes und Bewirktes: so sind alle Gegenstände, die wir gewahren, alle Regungen in unsern Sinnen, alle Vorstellungen in unserm Geiste, nur Wandelbares und Wesenloses inner ihrem ur- und sachlichen Wesen (30), nur Gegensatz und zweites Seyn, worin dieses in sich auseinander trat. Was nicht unwandelbar eins und dasselbe in sich verharret, das weseet auch nicht selbstständig und sachlich. (30.) Aenderlichkeit, daher Mannigfaltigkeit und Ver-

gänglichkeit, ist das Gepräge, woran wir das Bewirkte erkennen. Das Wesende hingegen ist in seiner Urheit nothwendig das Beharrliche, welches, in sich ein Ununterscheidbares, sich gleich bleibt, und nur in seinem Andersseyn und Gegensatz ein Mannigfaltiges schafft.

Da aber jede Wirkung in und nicht ausser ihrer Ursach (der Gedanke nicht ausserhalb, sondern im Geiste, eins mit ihm, wenn auch unterscheidbar von seiner Urheit) besteht, und eben das Bewirkte erst die Erfüllung des Wirkenden ist (29), so wohnet das Vergängliche im Unvergänglichen; so ist der Wandel aller Dinge im Unbedingten; das Mannigfaltige wurzelt in seiner Einheit; alles Seyn ist im Wesen.

32. Das Gegensätzliche des, was da weseet, obwohl es nicht ausser dem Wesenden seyn kann, ist nicht mit ihm das Gleiche, sonst wär' es nicht ein zweites Seyn, nicht ein Gegensatz, oder von ihm unterscheidbar.

Aber auch nicht das schlechtbin ihm Ungleiche, dem Wesen Widersprechende ist es, weil es sonst mit ihm das Unvereinbare seyn würde, ein Zwiespalt der Einheit. Dein Geist kann nicht anders denken, als er weis. Ein Ur- und Sachliches kann nicht mit sich selber unzusammenhängende Wirkungen gewähren, sonst wären sie nicht seine Erfüllung. Ein Wesen kann nicht anders erscheinen, nicht anders seyn, als es weseet.

So ist das zweite Seyn des Wesenden nicht das Gleiche, Ununterscheidbare von seiner Urheit, und nicht das Ungleiche, Zusammenhangelose von ihm, sondern sein Gleichartiges. Jede Wirkung ist also ein gleichartiges Seyn (nicht Wesen) ihrer Ursach; alles Bewirkte gleichsam das Abbild des Wirkenden, dessen Gegensatz und Andersseyn es ist.

So spiegelt, o Glanwill, dein wesender Geist sein urheitliches Selbst in deiner Gedanklichkeit ab; aber als Anderes und Aenderliches, in wesenloser Mannigfaltigkeit, davon er in seiner Unmittelbarkeit nicht das Gleiche, nicht das Widerstreitende und Getrennte, sondern das wesenhaft Gegensätzliche ist. So sind die Dinge dieser Welt ein Widerschein des Unbedingten; das Endliche ist der Widerschein des Unendlichen. Das Mannigfaltige wird in seiner Einheit, das Wandelbare in seiner Unwandelbarkeit getragen.

Durch die Kenntniß des Gleichartigen einer und derselben Ursach, das ist durch Kenntniß der Wirkung, erkennen (12) wir deren Gegensatz, die Ursach selber. So empfängt der menschliche Geist im Won-

schaffen, in diesem Abbilde seines wesenden Wissens überflüssige Wahrnehmung seines Selbstes. Und wie Ursach und Wirkung in sich untrennbar Eins sind, so fällt Erkenntniß und Kenntniß im Sich-Wissen des Geistes zuletzt in Eins zusammen, wird Urgewißheit (11) seines Selbstes.

Was irgend also uns im Weltall erscheint und als wandelbare, endliche, mannigfaltige Erregung der seelischen Sinne in unser Bewußtseyn tritt, ist das Abbild, das Gleichartige des Ur- und Sachlichen; ist das in der Einheit des Wesenden ihm Gegensätzlichgewordene, sein anderes Seyn. (13.)

33. Wenn im Wirken dessen, was da weseht, dieses sich selber gegensätzlich wird und, möcht' ich sagen, das Gleiche sich in sich selber abstößt zu einem Andersseyn und Gleichartigen: wird damit das Urheitliche nicht aufgehoben, sondern vielmehr, als solches, erst erfüllt. (29.) Beiderlei besteht untrennbar; jedoch in seiner Gegensätzlichkeit unterscheidbar.

Weil aber das Bewirkte, als Gegensatz des Wirkenden, nicht das Beharrende seyn kann, wird es das stets Veränderte, indem das Ur- und Sachliche sich in jeder seiner Wirkungen wieder ein neues Gegensätzliches wird. So erschließt sich fort und fort aus dem Allgemeinen des Gedantlichen das Besondere, aus dem Besondern das Einzelne. Es erwächst jene endlose Mannigfaltigkeit der Vorstellungen, welche unter sich entferntere oder nähere Gegensätze bilden, Vielheit der Gedanken, welche sich aus dem allgemeinsten Sage in das Einzelste auseinander zweigen, und aus dem umfassendsten der Begriffe in die zartesten besondern Vorstellungen zerfallen.

Ich spreche mit menschlicher Zunge, mein Glanvill, vom Schaffen des Unsichtbaren, und ich zittere, daß du mich mißdeuten könntest. Denn das ist ja das große Uebel, daß unser Geist mehr weiß, als er auszusprechen vermag. Fragst du aber: womit ich dir den Gang des Wesenden in seinen Thaten, wie ich ihn schilderte, erweisen könne, so erwiedere ich dir: Ich erzähle dir nur die Thatfachen deiner unmittelbaren Selbst-Erfahrung. Hier ist keine Erkenntniß, sondern reines Kennen des Geschehenden, wie du es in dir wahrnimmst, wenn du dich dem Nachdenken über das Verfahren deines Verstandes im Begreifen, Urtheilen und Schlussfolgern überlässest; oder wenn du den Blick in das wechselnde Spiel der Dinge außer dir wirfst.

Alles spaltet sich im Gegensätzlichen zum bunten Mannigfaltigen auseinander. Und eben die Unerfahrenheit und Unkunde, welcherlei Einzelheit in den Erscheinungen der Natur eigentlich den unmittelbaren Gegensatz der andern bilde, macht die Erkenntniß von ihrer Einheit schwankend. Es entstehen, wie im Denken Verwechselungen von Begriffen, so im Beobachten nach aussen Verwechselungen der Erscheinungen. (20.)

Das aus einer Einheit gewordene Gegensätzliche ist sich in derselben, als Gleichartiges, das Verwandte. Die Auseinandergeschiedenheit des Gegensätzlichen kann aber keine unveränderliche und beharrliche seyn; denn das Bewirkte und Wandelbare ist der Gegensatz des Beharrlichen. So entsteht eine umgekehrte Weise des Wirkens, ein neuer Gang des Wandelbaren der Dinge. Das Gegensätzliche zieht sich einander wieder zur Einheit an, in der es sich verwandt ist. Das Einzelne tritt in die besondere Einheit zurück, der es entsprang, das Besondere in das umfassende Allgemeine; das Allgemeine in die Einheit des Alls.

Unser Geist, in seiner Wesenheit, Ur-Einheit seiner Wirkungen, strebt mit gleicher Gewalt, Alles in diese Einheit aufzulösen, wie er andererseits strebt, aus dem Inschlaglichen in das Unterscheidbare des Gegensätzlichen auseinander zu treten. Dies Doppelverfahren, das wiederum nur ein Gegensätzliches in sich selber bildet, ist das Gesetz des Verstandes, oder die Lebendigkeit des wesenden Gesetzthums im geistigen Wirken. Alles Denken besteht nur im Scheiden und Wiedereinigen des Gedanklichen; im Segen und Zerlegen; im Sondern und Begreifen, im Auflösen und Schliessen, im Kennen des Mannigfaltigen und Erkennen seiner Einheit.

34. Dein Geist weiß sich nicht in weltloser Einsamkeit. Er anerkennt das Daseyn anderer Geister. Er kennt urgewiß und thatsächlich Vieles, das er selber nicht ist, auffer sich. Dies Draussen kündet sich ihm in Sinnesgewahrungen, Empfindungen und Gefühlen an. Aber Empfindungen sind keine Gedanken. Dein Geist, als das Denkende, unterscheidet sich selbst von dem, was im menschlichen Leibe das Empfindende ist und wir mit dem Worte „Seele“ bezeichnet haben. Die Empfindungen erregen im Bewußtseyn Vorstellungen derselben. Näher betrachtet, entdeckt der Geist, daß die Empfindungen offenbar einem Gesetz unterworfen sind, welches mit seinem Gesetzthum nichts gemein hat,

ja demselben sogar vielmals widerspricht. Der Christusjünger Paulus deutete schon diesen Widerspruch an: "Ich habe ein doppeltes Gesetz in meinen Gliedern!" Im Geiste aber ist Einheit, nicht Zweiheit. Darum betrachtet er auch das Empfundene, oder Seelische, als ein Draussen, welches in ihm erst Gewusstes und Gedachtes wird.

Rechte nicht mit mir darüber, wenn ich fortfahre, das Geistige und Seelische streng zu scheiden, wie ein schlechtlin Geschiedenes und Getrenntes. Ich fahre noch gern fort, einweilen die Sprache des gemeinen Menschenverstandes, eben unserer Verständigung willen, zu führen, und um die Vermischung und Verwirrung gewisser Vorstellungen abzuhalten. Späterhin wird auch dieser Unterschied fallen, und sich Geist und Seele, selbst Körper und Leben, Alles in das untrennbare und ununterscheidbare Eins auflösen.

Also, auch das im seelischen Empfinden Erregte ist, im strengern Verstande, auffer dem Geiste, der in sich allein das wesende Wissen ist, und nur vom Empfundnen weiß, in so fern es im Licht des Bewußtseyns, als Vorgestelltes, aufsteigt. Erst dann, wenn Empfindungen, Gefühle und Sinnesgewahrungen in Gewusstes verwandelt sind, werden sie seinem Gesetzthum unterthan; nicht aber sie selber, sondern nur die Vorstellungen ihrer. Empfindungen selber lassen sich vom Geiste weder rufen, noch verbannen; sie gehorchen einem ganz andern Jexpter. Darum ist das Unterscheiden von Geist und Seele wohl erlaubt.

Inzwischen tragen die Empfindungen das unverkennbare Gepräge des Bewirkwordenseyns, nämlich Mannigfaltigkeit und Vergänglichkeit, an sich. Sie deuten dem Geiste damit auf ein unbedingtes Beharrliches in ihnen hin, dessen Gegensätzliches sie sind.

Alle Empfindungen sind Erregtes im Seelischen, wie die Vorstellungen von dem Draussen Erregtes im Geistigen sind. Das Erregende der Sinnesgewahrungen und Gefühle ist aber nicht der Geist; er kennt sich mit Gewisheit, es nitht zu seyn. Rothwendig besteht also, wie das Erregte, auch das Erregende auffer ihm, dessen Andersseyn, oder dessen Wirkungen in ihm, sich zu Vorstellungen gestalten. Diese Wirkungen von aussen, in den seelischen Sinnen, welche durchaus anders, als unsere Geisteswirkungen (die Gedanken), dastehen, wollen wir, um sie von diesen zu unterscheiden, Erscheinungen nennen, und die Gesamtheit der Erscheinungen, Welt.

Die Welt ist eine Mannigfaltigkeit wechselnder Wirkungen auffer

uns, welche aber in uns Gewußtes werden. Der Verstand, nach seinem Geseßthum, muß nothwendig in dem auffer uns Bewirkten ein Wirkendes erkennen, das er nicht selber ist. Wir nennen dieses die Natur.

Die Natur ist also das beharrliche Wesen der Dinge auffer uns; die Welt mithin das wesenlose Andersseyn und Abbild, oder das Gleichartige, der Natur. Nicht anders können beide im Bewußtseyn der Sterblichen stehen. So nahm sie von jeher, so nimmt sie der Verstand der Menschheit. Da Natur und Welt nicht sachlich und an sich selbst, sondern nur als Gewußtes, im Wissen des Geistes wohnen, sind sie, wie alle Vorstellungen, seinem Geseßthum unterworfen, und nur, wie Mannigfaltiges in der Einheit, wie Wirkung in der Ursach, denkbar und verstehbar.

Mithin bewahren Natur und Welt für den Geist unter sich dasselbe Verhältniß, wie der Geist und das weite Reich seiner Gedanken. Die Welt ist nur die Erfüllung der Natur; die Natur in Allem wessend, was die Sinne gewahren. Und wie man, nicht mit Unrecht, jeden unserer Gedanken ein Erscheinen des Geistes aus sich nennen kann, so könnte man gewissermaßen auch die Erscheinungen draussen Gedanken der Natur nennen dürfen.

35. Natur und Geist sind also beide Ur- und Sachliches; Welt und Gedanklichkeit aber sind beide nur Wirkung, Andersseyn von jenen, in sich wandelbar und wesenlos, d. i. seiend. (13.)

Ich sehe gar wohl ein, mein theurer Glanvill, daß diese Vorstellungsart denjenigen befremden muß, welcher durch Gewohnheit sinnlichen Anschauens befangen ist. Es muß ihm verkehrt scheinen, das, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, für allein sachlich und wesenhaft vorhanden zu halten; und hinwieder das, was wir thatsächlich mit allen fünf Sinnen ertasten und erfassen, für so wesenlos gelten zu lassen, wie einen nichtigen, flüchtigen Gedanken.

Aber das Thatsächliche ist ja eben darum, weil es thatsächlich ist, nicht das Ursachliche; jenes ist das Vergängliche, dieses das Bleibende. Unsere Vorstellungen sind das Thatsächliche im Geiste; und das in unserm Sinn Empfundene ist ähnlich dem Gedanklichen, aber im Seelischen Erregtes oder Thatsächliches in der Seele. Die Empfindung des Angenehmen und Unangenehmen, des Süßen und Bittern, des Wohlklangs und Mißklangs, des Rothen und Blauen, des Hellen und Dun-

keln ist nicht auffer den Sinnen, sondern in ihnen das Erregte. Was wirkend auffer der Seele beharrt, selbst wenn die Empfindungen verschwunden sind, ist das Erregende; und die Empfindungen kehren wieder, sobald dies Andere abermals die Seele dazu weckt. Eben dies Andere, dies Weckende, dies Erregende, wese; aber nicht die Erregung. Das erregbare Seelische, welches (statt der Gedanken und Vorstellungen) Empfindungen und Gefühle in sich hervorbringt, wese oder wirke ebenfalls; nicht aber das Gefühl, nicht die Empfindung (des Blauen, Rothens, Süßen; Bittern u. s. w.). — Wenn wir nun das in der Seele Empfundene aufferhalb derselben vorhanden glauben: so ist dies ein verzeihlicher Gesichtsbetrug des Verstandes.

Anderseits fällt es dem lässigen Beobachter eben so schwer, das, was ihm kein Sinn offenbart, für das wahrhaft weseend Vorhandene zu erklären. Denn von der Sinnlichkeit erzogen und durch das tägliche Leben verwöhnt, wollen wir Alles gerne sinnlich ergreifen. Wir wissen nicht, unter welcher Gestalt und Farbe, oder in welcher Weise und Bewegung wir uns ein übersinnliches Wesen, den Geist, die Natur, die Gottheit u. s. w., vorstellen sollen? Wir können uns von dem, was da wese, kein sinnliches Bild vorstellen, nicht einmal den Begriff machen.

Dies ist allerdings richtig. Ein Wesen, als solches, begreifen können wir nicht, weil jeder Begriff eine Zusammenfassung des Mannigfaltigen zu seiner Einheit ist, in welcher und zu welcher jenes verwandt steht. Das Wesen aber ist selber die Einheit des von ihm und zu ihm gewordenen Mannigfaltigen; ist selber das alle seine Wirkungen in sich begreifende Ursachliche. (14.) Der Geist hat also eigentlich nur ein Kennen vom Daseyn des Wesenden, aber kein Begreifen und Erkennen (12) desselben, weil Erkenntniß nur Heimführung und Verbindung des Mannigfaltigen zur ursachlichen Einheit ist. Darum begreift der menschliche Geist sich, als Wesendes, selber nicht, weil er selber Inbegriff und Allbedingendes des in ihm Bedingten ist. Dennoch kennt er und weiß er urgewiß sein Daseyn. (32.) Das Nichtbegreifenkönnen des Wesenden liegt nicht sowohl am Uebersinnlichen desselben, als an seinem einheitlichen, in sich nicht unterscheidbaren Bestehen. Auch Vorstellungen, in so fern sie einzeln und ganz einfach sind, können nicht begriffen werden. Eben so sind einzelne und einfache Sinnesempfindungen für sich unbegreifbar, weil in ihnen keine Mannigfaltigkeit wohnt. Wer begreift denn wohl, was

roth, was sauer, was Klang in sich sei? Wer kann die Vorstellung davon auflösen, wie einen Begriff, und daraus die Merkmale einem Andern mittheilen? Alles endet zuletzt in reines Kennen, d. i. in bloße Daseynskunde; und die höchste Erkenntniß führt zuletzt dahin, daß Kenntniß und Erkenntniß eins werden.

Die meisten Irrthümer der Menschen im Erforschen der Wahrheit rührten gerade daher, daß sie das, was sie urgewiß kennen, auch noch erkennen wollen; daß sie ihrem Verstande das zur Aufgabe machen, was selber einfache Grundlage für Alles wird, was irgend ihn beschäftigen kann. Sie schlagen mit ihrem Verstande einen so falschen Wege in, als auf andere Weise diejenigen, welche mit dem Dichtungsvermögen philosophiren und mit den Flügeln der Einbildungskraft das Unendliche durchfliegen wollen.

Wir kennen das Daseyn des Wesenden, ohne es mit den Sinnen zu gewahren. Der Geist kennt es, weil er selber weseet, und darum Verwandtes von allem Wesenhaften ist. Wenn wir in der Unterhaltung mit einem Freunde seine Gedanken erfahren: so haben wir vom Ton seiner Stimme, von der Art und Weise seines Redens eine sinnliche Vorstellung; aber eine nicht sinnliche zugleich von dem, was in ihm den ausgesprochenen Gedanken denkt. Es fällt niemandem bei, die gehörten Worte für Ursachen ihrer selbst zu erklären, oder sich einzubilden, die in unserm Gehör erregte Ton-Empfindung und der in uns damit erregte Gedanke sei das Wesen des Freundes selber; das Denkende und Wirkende hingegen sei wesenlos und nicht wirkend.

36. Da aber alles Gedankliche ein Abbild, ein Andersseyn, des Geistes, und die Gesamtheit der Naturerscheinungen ein Abbild ihrer Wesenheit ist (32): so führt uns das Mannigfaltige des Gedankenthums, wie des Weltganzen, zum Wissen vom wesenden Geist und von der wesenden Natur, und durch Kenntniß der Wirkungen zur Erkenntniß der wirkenden Macht beider. Ja noch mehr, daß sich der Geist in seiner ganzen Gedankenwelt, die Natur in ihrer ganzen Erscheinungswelt, gegensätzlich ausdrückt, als was beide urtheillich wesen: so ist die Täuschung im alltäglichen Leben so gefahrvoll nicht, wenn wir zuweilen das Wesenlose mit dem Wesenden, das Bewirkte mit dem Wirkenden verwechseln. Dem in unsern Sinnen Empfundnen entspricht nothwendig ein Gegenständliches, Verwandtes und Gleichartiges, welches ausser den Sinnen weseet, wie es sich abbildlich in den Sinnen daseiend offenbart.

Dies führt mich zu einer leisen Bemerkung, mit der ich diesen Brief schließen will. Ich fürchte, Glanvill, er sei für dich schon zu lang, und, wehe mir! zu langweilig gerathen.

Eine Ursach wirkt nicht auf ihre Wirkung ein, sondern sie bewirkt dieselbe. Der menschliche Geist wirkt nicht auf seinen Gedanken ein, als hätte dieser ein Bestehen für sich: sondern er bewirkt denselben. Wenn wir im gemeinen Leben von veränderten Vorstellungen reden: so ist wie im Ernst damit gemeint, daß die Vorstellung, wie etwas Unabhängiges vom Geiste, oder wie etwas ausser ihm Selbstständiges, abgeändert werde: sondern der Denkende bewirkt, in Bezug auf einen Gegenstand, eine neue, andere Vorstellung. Jeder sogenannte berichtigte, verbesserte Gedanke ist ein neugewordener, nicht mehr der gewesene; ist eine frische That des Thätigen. Selbst die wiederholte Vorstellung ist an sich nicht die gewesene, sondern eine neue, der gewesenen gleichende. Dies ist Thatsache unmittelbarer Erfahrung.

Eben so kann umgekehrt eine Wirkung, weil sie ein wesenloses, d. i. in ihrer Ursach Bedingtes ist, weder für sich selber auf ihre Ursach zurückwirken, noch auf irgend ein anderes Wesen, oder auf andere Wirkungen einwirken. Ein bloßer Gedanke kann für sich selbst, und unabhängig vom Denkenden, weder auf einen andern Mit-Gedanken wirken; noch kann der Geist zur Wirkung eines von ihm bewirkten Gedankens werden. Kurz, eine Wirkung kann unmöglich die Ursach ihrer selber, oder einer andern Wirkung, oder, was dasselbe sagt, Wirkung aus sich, oder Wirkung einer Wirkung seyn, weil sie nicht in und aus und für sich selbstständig, sondern allein inner ihrer Ursach, als deren Erfüllung, besteht. (29.)

Also: nur Wesen wirkt auf Wesendes; nur Ur-Sachliches auf Ur-Sachliches; sei es in sich selber, zum Andersseyn, oder auf ein Wesendes ausser ihm, dasselbe erregend. — Und immer sag' ich zuletzt damit, nur in andern Worten, das schon oft Gesagte wieder, nämlich: das Wesende allein wirkt, d. i. wesen sachlich. Das Bewirkte, Wesenlose hat kein selbstständiges Seyn, sondern besteht in und mit dem Wirkenden, als dessen Andersseyn, als Gegensätzlichgewordenes, Mannigfaltiges in der Einheit, Endliches und Wechselndes im Beharrlichen (oder Wesenden).

Wenn man nun im Alltagsleben sagt: eine Wirkung ist die Ursach der andern, so mag dies, was an sich unmöglich bleibt, dem Alltagsleben verziehen werden, das sich auch wohl mit dem Schein

begnügt. Wenn der Sturm den Ziegel vom Dach reißt, dieser fallend einen Vorübergehenden tödtet, der Tod desselben den Schmerz seiner Freunde erregt: so scheint eine Wirkung die Ursach der andern zu werden. Aber hier wirkt das Wesende im Stofflichen des Ziegels auf das wesende Leben des Vorübergegangenen ein, und das nicht mehr wahrgenommene Erscheinen des Lebens im Körper von diesem, erregt in dem wesenden Seelischen der Freunde die Empfindung des Schmerzes. Die Wirkung ist immer in ihrer eigenen Ursach.

Ich bin ermüdet vom Schreiben, wie du es vom Lesen seyn wirst. Darum schließ' ich.

8.

G l a n v i l l a n B e d a .

Einwürfe gegen die Erklärung der Wirklichkeit.

37. Du hast gesprochen, ehrwürdiger Freund, und ich horchte deinen scharfsinnigen Erläuterungen mit Vergnügen. Aber ich horche noch; sprich weiter! Denn du hast nur ein Räthsel damit gelöst, indem du zum Schlüssel desselben ein neues Räthsel machtest. Ich kann daher noch nicht aburtheilen. Es ist in mir noch keine Ruhe der Gewißheit. Löse das zweite mir vorgeschobene Räthsel!

Damit ich dir es deutlich weise, wiederhol' ich deinen Gedankengang, falls ich ihn recht verstanden habe.

Nichts, sagst du, ist wirklich, als das Vorhandene. (28.) Ich bin des Vorhandenseyns urgewiß, wenn ich es kenne. (11.) Ich kenne es entweder aus mittelbarer Erfahrung, nämlich: durch die Sinne, oder aus unmittelbarer Erfahrung (19), nämlich durch das Wissen des Geistes von sich, im Wahrnehmen seines Selbstes. Was ich aber in der Wirklichkeit kenne, ist entweder Wirkendes oder Bewirktes. (28.) Das Bewirkte ist entweder in meinem Geist ursprünglich vorhanden, und dann nenn' ich es Gedankliches, oder außer mir sinnlich gewahrt, dann nenn' ich es Erscheinung. (34.) Das Wirkende oder Ursachliche der Dinge kenn' ich nicht aus mittelbarer oder sinnlicher Erfahrung, sondern nur durch unmittelbare Erfahrung des Geistes in sich. Da dieser aber nur sich kennt als Urheber und Quell seines Gedankenthums, weiß er urgewiß nur sich selbst, als ein Ursachliches und nichts Anderes.

Daß er Alles entweder als Ursach oder Wirkung nimmt, liegt nicht in seiner Willkühr; es ist Nothwendigkeit. Die Nothwendigkeit

besteht im Geseztum seines wirkenden Selbstes (14) oder, wie du es nennst, seines Wesens. Weil nun alle Erscheinungen in der Aussenwelt in ihm nur als Vorstellungen gewußt werden; diese Vorstellungen aber, als solche, seinem Geseztum unterworfen seyn müssen: so trägt er das Gesez seines Wirkens gedanklich auch auf die Aussen Dinge über, und findet nicht nur in sich, sondern auch auffer sich, überall Ursach und Wirkung.

Hier, edler Freund, verweile einen Augenblick. Sage mir: was berechtigt den Geist, das, was ein Gesez seines eigenen Denkens und Erkennens ist, zum Gesez der Natur und der Welt zu machen? Ich habe nichts dagegen einzuwenden, daß er vermöge der Nothwendigkeit seiner Insiachbeschaffenheit, die Verhältnißvorstellungen von Einheit und Mannigfaltigkeit, von Ursach und Wirkung, oder Grund und Folge auf sein Gedankenthum geltend macht, weil er muß. Aber da die gedachte Welt und die gedachte Natur, oder wie du das Draussen nennen willst, nicht das Draussen an und für sich selber ist: dürfte denn etwa der Geist nicht in Selbsttäuschung verfallen, wenn er beide verwechselt, und sein Maß zum Maß der äussern Wirklichkeit macht? Wäre es nicht auch möglich, daß in dem Draussen ein ganz anderes Geseztum bestände, als in dem Innen des Geistes? Wäre es nicht möglich, daß im Draussen weder Einheit noch Mannigfaltigkeit, weder Ursach noch Wirkung, weder Ewiges noch Zeitliches bestände, sondern erst in uns Alles dazu würde, und zwar bloß gedanklich, durch das Gesez unserer geistigen Thätigkeit? — Zeige mir die Unmöglichkeit, damit mein Zweifel verschwinde.

38. Aber selbst dann noch, o Beda, wann du mir diese Unmöglichkeit dargethan haben würdest, wäre das Haupträthsel nicht gelöst.

Zwar bin ich enig darin mit dir, daß unser Geist sich weiß, als Ursachliches; und von sich weiß in seinen Wirkungen; und von Andern weiß, das auffer ihm da ist. Jeder Zweifel darüber wird Unsin und Unvernunft. Zwar bin ich enig darin mit dir, daß nicht der Gedanke, der von mir gedacht wird, sondern das ihn denkende Ich eigentlich das Sachliche (Reale) oder Wesende sei, das Uebrige aber Wesenloses, Vergänglichendes. Auch stimme ich dir darin bei, daß Wesen nur auf Wesendes wirken könne, nicht auf Wesenloses. Ich nehme selbst deine Erklärung des Wirkens an, wie bildlich sie auch seyn mag, weil wir doch nun einmal zur Beschreibung übersinnlicher

Vergänge, aus Ermangelung des Bessern, und der Bilderschrift des Sinnenreichs bedienen müssen. Ich lasse also das Wirken, als ein In-sich=Abstoßen des Gleichen zum Gleichartigen, als ein sich selber Gegenständigwerden des Wesenden, gelten, und füge mich darin, daß eine Wirkung schlechterdings in ihrer Ursach und untrennbar, wenn auch unterscheidbar, von derselben sei; wiewohl ich, nach dem Augenschein täglicher Erfahrung, auch mit Hume sagen könnte: die Wirkung hat nicht die leiseste Aehnlichkeit mit ihrer Ursach. — Ferner will ich anderseits anerkennen, weil ich muß, daß du nicht Ich bist; daß dein Geist in sich wesend nicht mein Geist sei, sondern ein anderer, selbstständiger, der, unabhängig von mir, in sich wirkt. Ich will anerkennen, daß es mithin eine Mehrheit von gleichartigen Wesen gebe. Ich will vorläufig, weil du selbst es nur so willst, sogar annehmen, daß eine Mannigfaltigkeit auch ungleichartiger Wesen im All der Wirklichkeit wohne. Das Wesen der verschiedenen Stoffe z. B. mag ganz verschieden vom Wesen dessen seyn, was sie bewegt; und das Lebende, was im pflanzlichen Körper, im thierischen Leibe gliedernd baut, ein ganz Verschiedenes sei von dem, was im thierischen und menschlichen Leibe, unabhängig von allem Wirken und Denken des menschlichen Geistes, sinnlich gewahrt, empfindet und fühlt.

Aber, ehrwürdiger Beda, könnte es deinem Scharfblick entgehen, daß alle meine Zugeständnisse dich in unentwirrbare Verwirrungen und deine Angaben, wieviel Scheinbares sie immerdar für sich haben mögen, in unheilbaren Widerspruch mit sich selber stürzen müssen?

Wenn jede Wirkung inner und nicht auffer ihrer Ursach ist, gleichwie der Gedanke untrennbar von und im Geiste, der ihn denkt: wie können die verschiedenen Wesen auf einander wirken, wenn all' ihr Wirken sich nicht gegen einander äussert? Und doch wissen wir thatsächlich, durch Erfahrung, den Bestand solcher Wechselwirkungen der Wesen, wodurch sie in gegenseitigem Verkehr und Verband stehen. Wie wüßten wir von einem Daseyn des Draussen, wenn es sich nicht auf unsere Sinne äusserte? Beda, woher kennst du mich?

Löse mir also den Widerspruch, wenn du es vermagst, aber auf unzweifelhafte Weise; beantworte mir mit schlechthiniger Gewißheit die Frage: wie jede Wirkung in ihrer Ursach, als deren Andersseyn, beharrt und sich nicht äussert, oder von der Ursach trennt, und nicht in ein anderes Wesen übergeht; dennoch aber in einem andern Wesen Aenderungen hervorbringt, das ist, Wirkungen?

Siehe, da stehen wir wieder vor dem uralten Räthsel, welches schon lange vor uns so zahlreichen Forschern zu schaffen gemacht hat. Auch sie fragten nach dem Zusammenhang des Geistes mit der Seele, der Seele mit dem Leibe, des Uebersinnlichen mit dem Irdischen, und wie diese alle auf einander wirken könnten? Zur Lösung dieses Räthfels fordere ich eine Urgewißheit der unmittelbaren oder mittelbaren Erfahrung; keine erfundene Voraussetzung, statt deren ich auch eine andere erfinden könnte. Ich will nichts von Leibnizens vörherbestimmter Harmonie der Substanzen hören; denn ich würde dich fragen, welcher Gott hat sie dir offenbart? Sage mir nicht mit Malebranche, daß wir alle Dinge in Gott erkennen, worin alles Eins ist, in ihm, wie in einem Spiegel des Alls; oder mit dem frommen Bischof von Eloyne, daß wir alle Dinge durch Gottes Eingestung in uns haben und erkennen, denn ich würde dich, und mit Recht, glaub' ich, fragen dürfen: Wer ist der Gott? Wer beweiset mir seine Vorhandenheit? Und wie ist die Eingestung des Gottes im Menschen möglich, oder die Verbindung des Sterblichen mit Gott, daß er in ihm Alles sehe? Ich kenne das dürftige Vernunftmährchen wohl, welches in den Schulen der Weltweisen erfunden ward, um sich die Möglichkeit eines Zusammenhanges der Seele und des Geistes mit der Materie, oder dem Stoffe, zu erklären. Die Einen läugneten das Daseyn alles Materiellen und sogenannten Sinnlichen; sie vergeistigten das Irdische, und kannten bloß Reingeistiges und Gedankliches. Die Andern läugneten alles Geistige und Uebersinnliche; ihnen entfaltete sich die gesammte Wirklichkeit aus dem Stoffischen, und das Denken selbst schien ihnen nur die höchste Blüthe desselben. Andere, weil sie weder das Vorhandenseyn des Uebersinnlichen hinwegläugnen konnten, und eben so wenig das Daseyn der Sinnenwelt, baueten zwischen beiden fantastische Brücken, um beide zu verbinden.

Erfahrung und Bewußtseyn sträuben sich gegen die Vernunftkünstelei jener einseitigen Ansichten. Was aber mit der Gesammt Erfahrung und dem Selbstbewußtseyn in Zwiespalt tritt, kann allenfalls ein Fürwahrhalten, ein Glauben der Einzelnen, höchstens persönliche Gewißheit seyn, aber niemals Gemeingut in der Ueberzeugung und Gewißheit der Menschheit werden. Du selber sagst dies.

39. Und endlich, theurer Beda, noch eine letzte Bedenklichkeit.

Ich anerkenne mit dir: das Ur- und Sachliche, das Wirkende oder Wesende sei schlechtthinige beharrliche Einheit, daher das Unbestimmbare,

Unbegreifbare desselben, indem es ja vielmehr das Bestimmende, Begreifende und Bedingende seiner Wirkungen ist. — Eben so anerkenne ich mit dir, als Gegensatz des Wesenden, das Bewirkte, daß es nämlich das Mannigfaltige, Bestimmte, Bedingte, Wandelbare und Endliche sei. — Ich anerkenne, wie gesagt, diesen Gegensatz zwischen dem Wesenden und seinem wesenlosen Andersseyn.

Wenn nun aber Mannigfaltigkeit das Merkmal und Gepräge der Wirkungen ist, wie du sagst: so müßten wahrlich die wesenden Ursachen zugleich auch Wirkungen seyn, weil sie selbst Vielheit, Verschiedenheit, mithin Mannigfaltigkeit zeigen. Es ist z. B. nicht nur eine Mannigfaltigkeit von menschlichen Geistern, sondern auch von Thieren, Pflanzen, Gasarten, Steinen u. s. w. Und ich kann diese sachliche Verschiedenheit der Wesen (obwohl ich die letztern nicht durch Erfahrung kenne) darum gegen dich und mit deinen Worten behaupten, weil die Erscheinungen derselben ihr Abbild und gegensätzliches Andersseyn sind.

Run aber müssen entweder Ursach und Wirkung eins und dasselbe seyn, was du doch schwerlich lehren willst; oder die Merkmale, nach welchen du das Wirkende vom Bewirkten unterscheiden möchtest, sind mangelhaft, weil sie sowohl den Ursachen, als den Wirkungen angehören. Was soll ich nun für wahr halten bei diesem innern Widerspruch?

Noch hatte ich mir mehrere Bemerkungen über deine Ansichten der Wirklichkeit aufgezeichnet; aber ich begnüge mich an der Mittheilung dieser wenigen, weil sie mir die erheblichsten zu seyn scheinen. Denn ich hoffe, Manches wird sich noch im Verfolg deiner Zuschriften aufklären; und Manches kann sich durch wiederholtes Lesen und Würdigen deiner Worte noch in mir verdeutlichen, wo ich es anfänglich nur falsch verstanden habe. Denn in der That ist es für mich so ganz leicht nicht, aus meinem alten Gedankenbau hinauszutreten und in dem deinigen mich einheimisch zu machen, ja gewissermaßen eine neue Sprache zu lernen. Gewähre mir einige Nachsicht! Denn wie sehr ich auch deine Anstrengung bewundern muß, mit Zierlichkeit, Würde und Klarheit über das Tiefste des Wißbaren, oder wenigstens des zu wissen Wünschenswürdigsten zu sprechen: wirst du doch schwerlich verhindern können, mißverstanden zu werden, weil in der Gedankenwelt verschiedener Geister die Wörter, wenn gleich einerlei Gepräge, doch verschiedenen Münzwert haben. Lebs wohl. Ich liebe dich.

Zweite Betrachtung.
Natur und Welt.

1.

Bedaan Glanvill.

Die Wirkungskelchsphären der Natur.

40. Warum soll ich's dir verhehlen, mein Glanvill, wie bestürzt ich deine Fragen las? Es war mir bisher nur darum zu thun, mich mit dir vorläufig über das Nöthigste zu verständigen. Aber indem ich dazu Einzelnes aus dem Zusammenhang riß, zerriß ich dessen innere Bedeutung. Ich hatte vergessen, daß der Theil erst durch sein Ganzes verstehbar sei. Wie im All des Vorhandenen, so ist in der Wissenschaft von demselben kein Anfangs-, kein Endpunkt. Immer steht Unendliches da, und in Einem zugleich Alles vor uns. Wie denn sollen wir uns da helfen, die wir nun einmal in die engen Zeitschranken eingezwängt sind, und darum irgendwo beginnen, irgendwo enden, und eins dem Andern nachfolgen lassen müssen? Von wo ich auch mit dir zuerst ausgehen möchte, immer sehe ich mich da schon in einer Mitte der Gesamtheit, in welcher das, was sich vor uns ausbreitet, unmittelbare Fortsetzung dessen ist, was hinter uns liegt.

Aber laß es uns wagen, Glanvill, und, wie es auch gelingen möge, die Schwellen des Allerheiligsten überschreiten. Es ist dies ja auch die ewige Heimath unserer Geister. Deine Fragen werden, ich hoff' es, ihre Antworten, deine Zweifel ihre Lösungen finden.

Erlaube mir dabei ferner, wie bisher, von den Vorstellungen und Ansichten des gemeinen Menschenverstandes aufwärts zu steigen zum Höhern. In jener standhaften Uebereinstimmung aller Weltalter und Welttheile über gewisse Allgemeinheiten der Erkenntniß und der Kenntniß, ruht etwas Wahres, welches sich nicht zurückstoßen läßt, und zu welchem wider Willen der eigensinnigste Zweifler heimkehren muß. Es begründet sich auf jene Allgemeinheiten des menschlichen Fürwahrhaltens (27), das Einverständniß der Jahretausende, der Kirchen,

der Staaten, der Vorfahren und der Nachkommen. Die Aufgabe des strengern Forschers bleibt nur, das Wahre der Allgemeinheit (oder das Gemeingut aller Geister) von den Täuschungen und Irrthümern dessen auszuscheiden, was durch Verschiedenheit der Gestaltungsstufen, Himmelsstriche, Gesetzgebungen und Leidenschaften der Völker, ihrer Führer und Lehrer, als Einzelheit beigefügt worden ist. Im Gemeinwissen, ja auch nur im Gemeinglauben sämmtlicher Sterblichen, die da leben und gelebt haben, liegt immer irgend eine Wahrheit; der Irrthum liegt im Besondern des Völkerglaubens. Es ist der Staub oder Rost der Jahrhunderte. Die wahre Philosophie ist die Ausöhnung des reinern und höhern Wissens der Selbstdenker mit dem gemeinen Verstande der Menschheit.

Die unüberwindlichen Ueberzeugungen des letztern entspringen aber aus der Beharrlichkeit der allgemeinen Erfahrung; aus der Urgewißheit vom Daseyn dessen, was er kennt, und nach den allgemeinsten Gesetzen der Erkenntniß unter sich verbindet. Die Kenntniß des Daseienden schöpft er aber vermittelt der Sinne. Im Umfange dieser mittelbaren Erfahrung liegt Alles, was er im Raume und in der Zeit vorhanden weiß. Oder er schöpft die Kenntniß unmittelbar aus dem Sichwissen und Wonschwissen des Geistes. (19.) Im Umfange dieser unmittelbaren Erfahrung findet er sein eigenes Daseyn und das Geseßthum seines eigenen Wesens, findet er, eins mit demselben und als Ausdruck desselben, jene Ideen von Unendlichkeit, Wahrheit, Heiligkeit, Einheit, — — jene Aussichten in ein Gebiet des Göttlichen, das von Räumen und Zeiten unbeeengt, von keinem irdischen Blick erfahrbar, nichts aufzeigt, was die Sinnenwelt in sich trägt, und doch der ganzen Sinnenwelt erst höhere Ordnung, höhere Bedeutsamkeit und wahre Herrlichkeit, ja ihr das Daseyn selbst, verleiht.

41. Von allen Schätzen des Daseyns, die der menschliche Geist kennt, ruhen die edelsten, die reichsten, die gewißesten in ihm selber. Darum steht er ein wahrhaft höheres Wesen über den höchsten der unbegeisteten Thiere. Wie eng umgränzt ist in diesem die Kenntniß der Vorhandenheit!

Er weiß sich urgewiß selber; er weiß urgewiß das Daseyn einer Welt ausser sich, die nicht sein Ich ist. Wäre sie nicht ausser ihm, so wäre sie in ihm, nur gedanklich bewirkt, wesenlos an sich; und dann entweder sein eigenes Werk, oder nicht. Wollte er sie nicht als

seine Schöpfung anerkennen, so würde er sie für etwas in sein Ich durch ein anderes und höheres Wesen Hineingespiegeltes halten müssen, oder sich nur für den Anschauer des Wunderbaren im Ueberirdischen jenes höhern Wesens. Beides schon war der Gedanke einzelner frommer Weisen. Du selbst bezeichnest sie schon in deinem letzten Briefe. Und was du auch, und sehr begründet, gegen diesen Gedanken angabst, woher welchen sich ohnehin unser Bewußtseyn, wie alle unsere Sinne auflehnen: dennoch liegt dieser Vorstellung etwas Tiefwahres zum Grunde. Ich werde dir einst später darauf deuten. Was große Geister von göttlichen Dingen gedacht, ist selten, oder nie, ohne einen festen Hintergrund der Wahrheit, welcher alle Nebelgebilde ihrer Täuschungen oder Systeme durchschimmert und dem Ganzen einen Schein der Wahrheit gewähren kann, der uns fesselt.

Nur wer die Aussenwelt; als überall nicht vorhanden, sondern nur als ein Gedankenpiel ansieht, das aus seinem eigenen Ich hervortritt, hebt mit den äussern Sinnen zugleich alle Vernunft in sich auf. Nichts ausser ihm hätte Wesen und Daseyn; er wäre das Ich und das All. Er stände, als der Ewigesamte, nur in Gesellschaft der Vorstellungen, die ohne sein Wissen und Wollen aus ihm hervorbrächen. Er wäre der Gott, dessen Weisheit vor den eigenen Werken verstummte und dessen Macht vor den eigenen Schöpfungen zittern müßte. Eine Nothwendigkeit, unabhängig von seiner Gewalt und die er doch zugleich selber wäre, schwängte ihr Zepter in seinem ungeheuern Weltmärchen wider ihn selbst; er wäre die Einheit und Zweierheit seines Ichs; wäre Alles im Undenkbarbaren denkbar und durch innern Widerspruch wahr; das Bewußtseyn wäre Lüge, das Sinnenzeugniß Wahnsinn.

Warum aber Worte verlieren über die qualvolle Majestät solches Gottheitsstraums vom Ich-All! Jeder Schritt in der Wirklichkeit vernichtet ihn.

42. Durch die Pforten des Seelischen, durch alle Wege der Sinnen, die wir mit den Thieren gemein haben, dringen die Bewegungen des Festen und Flüssigen, des Bittern und Süßen, der Düfte, der Töne, der Gestalten und Farben in unser Bewußtseyn, zu Vorstellungen umgewandelt. Dadurch wird uns ein urgewisses Wissen vom Daseyn des, das in unserm Bewußtseyn steht, und doch nicht aus unserm Wollen und Wissen geworden, sondern von den Sinnen Gegebenes, in ihnen Erregtes ist.

Aber zu diesem vielfachen Gegebenen tritt der Geist dann in seinem Gesetzthum, und nach der Nothwendigkeit desselben verbindet, scheidet, ordnet er Alles zu einem Ganzen und Einem in sich. Dies Ganze und Eine nennen wir die Aussenwelt. Unwillkürlich, also nothwendig, nach eben jenem Gesetzthum, nimmt er das Gegebene nicht für den Geber, das in seinen Sinnen Erregte nicht für das Erregende selbst. Er nennt das in seiner Gewahrung Gewordene, oder die Welt, eine Wirkung, welcher eine Ursach zum Grunde liegen müsse, als wesende Einheit ihrer selbst, als das den Sinnen Gebende und sie Erregende. Wir nennen das Wesen der Dinge ausser uns, Natur.

Wir schauen mit den Sinnen um uns wohl die Welt; aber nicht die Natur selbst in ihrer Wesenheit, als Ur- und Sachlichkeit dessen, was Zeiten und Räume umfassen. Obwohl wir indessen die Natur mit keinem der Sinne ertasten, haben wir in uns doch die Urgewißheit von ihrer Vorhandenheit. Sie ist uns geworden durch die Nothwendigkeit des geistigen Gesetzthums, Alles im Gegensatz von Ursach und Wirkung zu kennen und zu erkennen. Diese Gewißheit steht so unerschütterlich in uns, als die vom eigenen Daseyn unsers denkenden Ichs, welches sich als Urquell seines Gedantenthumes weiß und urgewiß kennt. Würden wir aber thatsächlich die wesende Natur mit den äussern Sinnen schauen können: so wäre sie nicht die Natur mehr, sondern nur wieder die Welt; nicht das auf uns Einwirkende, sondern wieder eine in uns gewordene Wirkung. Nur dem Blick des Geistes allein offenbart sich in nothwendiger Urgewißheit das, was dem Auge des Leibes ewig verborgen bleibt; ein Reich des Vorhandenen, was hoch über dem Reich der Sinnenwelt sich verbreitet, und aus welchem diese erst ihr Licht erhält.

Glanwill, ob das, was durch die Nothwendigkeit des geistigen Wesens oder Gesetzthums in uns Urgewißheit ist, auch ausser dem Geist wirklich so walte? — diese Frage wird sich später beantworten. Nimm einweilen die Thatsache, wie sie besteht. Erwinnere dich, daß alle Gewißheit nicht aus den Stoffen, Formen und Tönen tritt, sondern aus dem Gesetzthum des sie Wissenden. Wer die Idee von Ursach und Wirkung gänzlich aus seinem Innern heraudreißen will, der will aufhören zu denken und zu erkennen. Denn alles Erkennen beruht im Bestimmen des Verhältnisses vom Mannigfaltigen zur Einheit und Ursach. (12.)

Die unendliche Natur ist Einheit und Ursach; — die Welt aber,

mannigfaltig und endlich mit allen ihren Dingen, ist der Natur Andersseyn und Gegensatz.

43. Was die Aussenwelt in ihrem Schooße trägt, wie zahlreich und bunt ihre Erscheinungen daliegen mögen, sondert sich im Geseßthum des wesenden Wissens, wie von selbst, auseinander und ordnet sich für dasselbe wieder nach allgemeinen Merkmalen, welche eine Menge der einzelnen Dinge gemeinsam für die Sinne tragen, in gewisse gedachte Einheiten. So unterscheidet schon das Kind, ohne andere Belehrung; so unterschied, von jeher der Verstand der gesammten Menschheit die todtten, in sich ruhenden Stoffe von der Bewegung derselben; und von den leblosen Dingen die lebendige Pflanzenwelt; und von den Pflanzen die mit Empfindung begabten Thiere; und vom Thiere den durch Vernunft und Wissen über Alles erhöhten Menschen. Schon in der mosaïschen Schöpfungsurkunde ruft der Jehova zuerst das Licht ins Chaos des Stoffischen, dann aus demselben die Kräuter und Bäume, endlich die Thiere des Feldes, zuletzt den begeisterten Menschen.

Das uns umringende Weltall umfaßt nichts, was nicht in diese bekannten Begriffseinheiten eingeordnet wäre; vom kindähnlichen Australier bis zu dem ersten Weisen, Dichter und Künstler hinauf; von der kaum sichtbaren Milbe bis zur alten Meerschlange; vom moosigen Schimmel bis zum Adansonien-Walde; vom Sonnenstäubchen bis zu den Sonnenwelten in unermessbaren Himmelsfernen; von der luftförmigen Flüssigkeit bis zum harten Diamant und Stahl.

Aber der menschliche Verstand begnügte sich nicht mit dieser Theilung des Weltalls für die Sinne; er trug dieselbe Theilung, mit gleicher Unwillkürlichkeit, von den sichtbaren Wirkungen auf die unsichtbare Ursach über. Er nannte das, was die Stoffe bewegt, Kraft; was die Pflanzen mit Blüthen und Früchten schmückt, zur Selbsternährung, zum Wachstum und zur Fortzeugung gliedert, Leben; was die Thiere fähig macht zum Sehen und Hören; oder was sie fähig macht, Freude und Schmerz, Liebe und Haß zu fühlen und im Gesang oder wilden Geschrei zu verkünden, Seele. — So nannte und kannte der Sterbliche also schon längst ein Reich des Uebersinnlichen, eh' er sich dessen bewußt war; und glaubte, in argloser Selbsttäuschung, das in der Welt um sich her zu gewahren (6), was er doch nur in der Nothwendigkeit seines geistigen Geseßthums gedanklich hinzugefügt hatte.

So wenig wir nun heut noch die obenbemerckte Eintheilung des

Weltinhalts entbehren können, eben so wenig können wir uns des Gebrauchs jener verschiedenen Bezeichnungen des Ursachlichen entschlagen. Alles ist Frucht des Verfahrens, welches der Geist im Denken beobachten muß. Wie die dichtende Einbildung das Todte beseelt und vergeistigt: so kleidet der Verstand das Geistige irdisch ein.

Die Natur der Dinge ist in ihrer Urtheit das ununterscheidbare Eine und Dasselbe; in ihrem Andersseyn erst wird sie gegensätzlich von sich das unterscheidbare Mannigfaltige. Der Verstand verleiht aber (durch Uebertragung des der Sinnlichkeit Entnommenen auf das Ueberfinnliche) dem Wesenden, was er von den Erscheinungen abzog (abstrahirt). Auf solche Art geben wir, beziehungsweise (relativ) auf die unterscheidbaren Erscheinungen, auch der Natur verschiedene Namen. Sie heißt im Bezug auf den Stoff das allgegenwärtige Sachliche; im Bezug auf die Bewegung und Aenderung aller Dinge das allmächtig Wirkende; sie heißt im Bezug auf das Leben in Pflanzen, Thieren und Menschen, deren jedes einzeln ein in sich zum Ganzen Vollendetes und Abgeschlossenes ist, die lebendige Einheit des Alls; im Bezug auf das empfindende Seelische im Menschen, wie im Thiere, das Allseelige oder die Weltseele. Und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die geoffenbarten Religionen der Völker das höchste Wesen mit eben denselben Namen belegen, und ihn als den allgegenwärtigen, allmächtigen, lebendigen, einen, allseeligen und allbeseeligenden Gott preisen.

Wir aber, o Glanwill, der ich jenes Thun und Bilden des erkennenden Verstandes unterscheide vom Wesen der Dinge an sich selbst, oder die von uns gedachte Natur von deren Urheitlichkeit, mir sei gestattet, jene Verhältnisse des Wesenden zu seinen allgemeineren Erscheinungsarten, also Stoff, Bewegung, Leben, Seele, oder das Sachliche, Bewegende, Belebende, Beseelende (durch Uebertragung des Verursachten auf das Ursachliche) Wirklichkeits-Sphäre der Natur zu heißen.

Es geschieht hier ohngefähr dasselbe, was der menschliche Geist im Vonsichwissen, oder Sichselberverstehen, thut. Er weiß sich zwar als schlechtbin Eins; und doch bezeichnet er in sich, nach verschiedenen Beziehungen seiner Thätigkeit, verschiedene Sphären, oder Hauptarten, eigener Wirklichkeit. Eine andere ist, zum Beispiel, die des bloßen Erkennens; eine andere die seines Wollens und Handelns. Er legt sich mancherlei Arten der Fähigkeiten, Vermögen und Kräfte

bei; und doch ist er in seiner Unmittelbarkeit kein zusammengesetztes Mancherlei, sondern ein und dasselbe Vermögen, eine und dieselbe in sich ununterscheidbare Kraft.

44. Ich führe dich aber zu einer andern Thatfache allgemeiner Erfahrung. Wir unterscheiden zwar in der Aussenwelt die Erscheinungen jener Wirklichkeitsweisen der Natur, doch immer so, daß sie ebensowohl Gegensätze (33) unter einander darstellen, als daß sie unter einander wieder die Idee ihrer Untrennbarkeit gewähren.

Die Ruhe des Stoffs bildet den Gegensatz zur Regsamkeit des was ihn bewegt; aber Stoff und Bewegung sind dabei doch in sich untrennbar. Denn alles Körperliche ist bewegbar; ja es wird erst durch Bewegung unsern Sinnen wahrnehmbar. Andererseits wird alle Bewegung erst vermittelt des Stofflichen für uns wahrnehmbar. Denn eben das Stoffliche ist, was damit für unsere Sinne geändert wird. Wir kennen also keinerlei Bewegung, ohne ein Bewegtes zugleich.

Hinwieder bildet das scheinbar regellose Fahren der sogenannten bewegenden Kräfte (Licht, Wärme, Elektrisches u. s. w.) einen neuen Gegensatz zu dem, was wir Erscheinung des Lebens nennen. Jene, nach dem Gesetz der Abstoßung und Anziehung, lösen zerstörend die vorhandenen Stoffgebilde auf, oder häufen andere zusammen; verbinden sie entweder formlos, oder prägen ihnen das Abbild ihres eigenen innern Gegensatzlichseyns (durch Polarität) in starrer Regelmäßigkeit auf. Das Leben hingegen, wie eine höhere Macht, fesselt gleichsam die bewegenden Kräfte, und macht sich dieselben dienstbar, um die allgemeine ewige Einheit der unendlichen Natur wieder im Begrenzten und Endlichen bewegter Stoffe, als ein in sich vollendetes Ganzes hervorzubilden und zur Schau zu stellen. Jede Pflanze ist für sich, in den mannigfaltigsten Gegensätzen ihres Glieders (Organismus), eine Zusammenstimmung der Theile zum Ganzen, und eine Einheit des Mannigfaltigen gleichwie im Ganzen, so wieder in jeglichem Theil der, unter sich neue Gegensätze bildenden Wurzeln, oder des Stammes, des Laubes, der Blüthen und Früchte. Aber gleichwie der Stoff gewissermaßen Träger seiner ihn bewegenden Kraft ist, so ruht auch das Leben wieder auf der von ihm beherrschten und zur Einheit eines Eigenganzes (Individuums) gelenkten Bewegung der Stoffe. Das Leben ist so untrennbar (in der Erscheinung) von den bewegenden Kräften, daß Viele, und nicht mit völligem Unrecht, im Leben nur eine höhere Ermächtigung (Potenzirung) des Allbewegenden erkennen wollten.

Doch das Leben selber, dieses immer wiederkehrende Erscheinen der ewigen Natureinheit im Begrenzten und Endlichen ihres Andersseyns, offenbart sich abermals als Gegensatz und Gleichartiges (nicht Gleiches) des Seelischen. Es baut und gliedert, wie das gränzenlose Weltall zur allumfassenden Einheit des gesammten Mannigfaltigen, so jedes einzelne Noos, so jeden Wurm des Staubes zum in sich Vollendeten eines Ganzen, worin jeder Theil wieder dem Andern und der Gesammtheit entspricht. Aber es baut und gliedert in der dunkeln, starren Nothwendigkeit des eigenen Geseythums, ohne Kennen und Anerkennen des Daseyns. Im Seelischen hingegen wird das Lebendige zum Selbstgefühl, zur Gewahrung und Empfindung des Vorhandenen, erhöht. In Schmerz und Lust wacht die Seele über Erhaltung und Vollendung der sich selber nicht empfindenden Lebensgebilde. Sie gewahrt es, wo Gefahr droht; ruft Hülfe, wo Zerstörung beginnt; und verbindet das Gleichartige durch die Gewalt der Liebe. So steht das Seelische fühlend im Gegensatz zum Gefühllosen, waltend über Stoff, Bewegung und Leben; höher denn dieses. — Und doch erscheint das Seelische nie für sich allein, nie getrennt vom Leben, sondern eins mit demselben.

So wird uns die Welt ein Abbild, wie des Wirkens der Natur durch Gegenfäglichwerdung, also auch der Untrennbarkeit ihrer Wesenheit, neben der Unterscheidbarkeit in ihrem Andersseyn.

- 45. Dies leitet mich zur Andeutung noch einer andern Thatsache der allgemeinen Erfahrung, welche deiner Beachtung würdig seyn könnte.

Nämlich, es offenbart sich in den Erscheinungen der Natur eine unverkennbare Aufstufung ihres Wesens und Wirkens vom Niedern zum Höhern, und dabei im Tiefsten, wie im Höchsten, ein Auseinandergehen des Allgemeinen zum Besondern. Freilich ist dies sehr menschlich gesprochen. Denn was ist im Unendlichen hoch und niedrig? Aber müssen wir nicht das Unausprechliche mit der Hieroglyphe des Endlichen anmerken?

Der todte Stoff (die Materie) scheint uns in der ganzen Reihe des aus der Natur Hervorgegangenen das Tiefste zu seyn. Ueber denselben erheben sich, ihn beherrschend, die bewegenden Kräfte des Lichts und der Wärme, des Magnetischen und Elektrischen, des Galvanischen und Mesmerischen. Der Stoff ist der allgemeine Träger nicht nur von

diesen, sondern auch der Träger alles Lebens, endlich auch des Seelischen und des Geistigen.

Aber, wie er das Tiefste und gleichsam Grundlage alles Andern ist, und Alles nur durch ihn dem Sinn erscheinbar wird: so ist er auch im Weltall das Allgemeinverbreitetste. Er, als ein Abbild der Sachlichkeit (Realität) der Natur (43), ist in seiner Gräzenlosigkeit der erscheinende Spiegel ihrer Unendlichkeit. Er ist das Allgegenwärtige, wie sie selber in ihrer Wesenheit das All des Vorhandenen. Möge die Macht der Fernröhren milliardenfach verstärkt werden: durch die schweigenden Tiefen der Himmel werden ihr immer wieder neue Welträume mit unbekanntem Sonnen, Doppelsternen und Milchstraßen entgegenschweben.

Wie der Herrscher über den Beherrschten thront aber über den Stoff die denselben bewegende Kraft. Sie bindet und scheidet ihn, verkörpert und verflüchtigt ihn, und vermännigfaltigt ihn in ewigen Verwandlungen. Diese Kraft ist das einfache und allgegenwärtige Abbild des wesenden Wirkens der Natur in und zu deren Andersseyn. Der Stoff ist in allen Räumen, die Bewegkraft hingegen erscheint zeitlicherweise. Wie der Stoff gleichsam Schöpfer des Raumes, oder, besser wohl, Darsteller desselben, so ist die Bewegung Schöpferin der Zeit für uns, daß wir beide uns vorstellen mögen.

Als höheres Ermächtigt der Bewegkraft erscheint in deren Stoffverwandlungen das Leben. Dieses giebt seinen Gebilden ein einheitliches in sich und für sich Bestehen, und wiederholt, fort und fort, in der zahllosen Männigfaltigkeit der Eigengängen, die Einheit der wesenden Natur im Reiche der Endlichkeit. Es verbindet, leitet und regelt in jedem der Eigengängen (als einer besondern, begränzten Einheitsartung) die Stoffe und Kräfte, welche mit denselben vermählt sind. Jedes belebte Eigengänge, jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch wird dadurch eine besondere Kleinwelt (Mikrokosmos). Doch nicht so allgemein verbreitet, wie Stoff und Bewegung, erscheint uns das Leben im engern Sinne des Wortes. Der Aether erfüllt die Himmel; Licht und Schwere wirken durch das Gräzenlose, von Gestirnen zu Gestirnen. Aber die Lebenskraft scheint ihren Sammelplatz und Spielraum nur auf der Oberfläche des Erdballs zu haben, wo sie die Gewächse des Pflanzenreichs und die Leiber der Thiere und Menschen gliedert. Vielleicht, ja hochwahrscheinlich bekleidet sie gleichermaßen die Aussenseiten aller übrigen Weltkörper mit ihren Schöpfungen. Wie

beschränkt stände aber auch selbst dann noch der Wirkungsbereich der belebenden Naturmacht! Und wäre endlich die gesammte Bevölkerung der himmlischen Räume mit jenen Irsternen, jenen Sonnenfamilien und Milchstraßen, und deren geregelter Lauf, ein Werk des All-Lebens: so bliebe nichts desto weniger der Umfang der Lebenserscheinungen beengter, als der von den allgegenwärtig bewegten Stoffen.

Und weit beengter noch, wenn gleich erhabener, stellt sich uns der Erscheinungsbereich dar, in welchem sich das Seelische offenbart. Es wohnt dieses nur in den Geschlechtern der Thiere und Menschen. Wie klein ist die Anzahl der empfindenden, gewahrenden und fühlenden Geschöpfe, neben der Menge von Pflanzen aller Gattungen, welche das lebendige Gewand unser Erdballen sind!

Noch minder ausgedehnt bietet sich das Reich geistiger Wesen dar. Es ist auf unserm Stern nur im menschlichen Geschlecht erkennbar. Dennoch steht es hoch über alle erhöht, als das Edelste. Im Licht des Bewusstseyns, mit Erkenntniß und Wahl ausgerüstet, umfaßt der Geist durch den Zauber seines Wesens das All des Vorhandenen, in welchem er wohnt; den Kräften der Natur gebietend.

Also der Stoff (Materie), dies Abbild der Natur-Sachlichkeit, ist Grundlage und Träger alles Vorhandenen; nur in ihm und durch ihn allein offenbaren sich die höhern Wirksamkeiten; in ihm und durch ihn allein die Wunder des Bewegens, des Lebens, des Seelischen und selbst des Geistigen. Dürfen wir erstaunen, wenn es Denker gab, welche das Stoffliche für allein wirklich hielten; alles Uebrige etwa nur für Eigenschaften desselben, oder für edlere Blüthen und Entwicklungen seiner selbst? Es lag dieser Ansicht ein tiefer Wahrheitschein zum Grunde, nur faßten sie ihn allzu einseitig auf. Ja, Glanvill, jene Wirksamkeitssphären der Natur sind nur Namen, nur Unterscheidungen, welche der Verstand von den Erscheinungen der Natur auf ihr Wesen überträgt. Sie ist in sich die untrennbare Einheit. Selbst in ihren Erscheinungen verlieren sich bei schärferm Beobachten die Gränzlinien jener Sphären, wie die in einander verschwimmenden und auseinander werdenden Farben des Regenbogens. Die den Stoff gestaltende Bewegkraft geht in Leben über, das Leben durch das Zucken der Pflanzenfaser und des Muskelreizes in Empfindung; die Empfindung in Sinnesgewahrung der Seele; der Pflanzentrieb in thierischen Instinkt.

Schüttele den Kopf nicht mißmuthig, lieber Glanvill. Ich weiß es ja wohl, daß du noch eben nach der Lösung des Knotens verlangst:

wie Wesen auf Wesen einwirken könne, während die Wirkungen nie ausser dem Bewirkenden sind? — Dir wird die Antwort späterhin werden, ohne Kunst, ohne Blendwerk, einfach aus Thatsachen, die dir allenthalben begegnen. Aber laß mich jetzt gewähren und noch einen Augenblick lang den begonnenen Gedanken fortspinnen.

46. Wenn wir jene merkwürdige, in der Aussenwelt *thatsächlich* gegebene Aufstufung alles von uns gekannten Wesenden betrachten, von der im Stofflichen sachlichen Allgegenwart der Natur empor, durch die Bewegkräfte, bis zur wunderreichen Schöpfermacht des Lebens, welches die Massen der Weltkörper umschwebt; dann von da aufsteigend bis zu dem noch wundervollern seelischen Wesen, welches aber noch minder allgemein verbreitet ist, als das Leben, und dennoch allgewährend in Empfindung dasteht; dann noch höher aufwärts zur Stufe des sich bewußten Geistigen, in dessen Gedankenthum das All des Wesenden und Seienden lichtvoll umfassen ruht: welche Vorstellungen, welche Gefühle werden beim Anschauen dieser Pyramide der unendlichen Wirklichkeit in uns wach! — Glaubst du, sie sei mit der letzten Stufe abgebrochen, wo die Myriaden der menschlichen Geister ihren Stand haben und mit ihnen vielleicht Geister-Myriaden der andern Sterne? Soll jene hohe Gleichförmigkeit und Einheit, welche das All des von uns Bekannten durchherrscht, hier sich plötzlich selber unterbrechen, ohne Vollendung, ohne Fortgang des Gleichartigen zum Gleichartigen?

Wir Geister schauen wohl in die Tiefe dessen, was unter uns drunten weseht, bis hinab zum Stofflichen; — aber wie weit hinauf ist noch bis zum Gipfel der heiligen Pyramide des Alls, wo die höchste Entfaltung und Herrlichkeit alles Wesenden nur ein Eins ist? — Sternkundige wissen aus geringem Theil von der Bahn eines Kometen den ganzen, ungeheuern Weg desselben durch die Himmel zu berechnen: wer berechnet aus der Entfernung des todten Stofflichen bis zum wessenden Wissen der Geister, vom Allverbreiteten bis zum minder Allgemeinen des, was in Sterblichen denkt, die Entfernung des Höchsten, von uns hinweg, des Letzten, von dem Alles ausgeht, und in welchem sich Alles schließt und Einheit wird? — Welche Wesen-Reihen erheben sich noch zwischen uns und ihm, den die Geister auf Erden Gott nennen, den Gott im All, das All in Gott, das All und Eins?

Ein frommer Schauer durchbebt mich unter den Ahnungen des Unausprechlichen, aber auch ein göttliches Entzücken. Glanwill, ich bin;

auch ich bin ein Strahl Gottes, und bin sein, und auch in mir ist Gott.

47. Vergieb, theurer Freund, wenn ich den Blick zu früh dahin emporrichtete, wohin sich die Sehnsucht aller Jahrtausende wendet. Ich soll noch nicht davon, sondern vom Thatsächlichen reden, um mittelst des ungewiß Gefannten zur Erkenntniß des Ur-Sachlichen zu gelangen.

Durch Uebertragung (43) des Unterscheidbaren in den Erscheinungsweisen der Natur, auf ihr in sich einheitlich Wesendes, bildet der Verstand den Begriff von Wirksamkeitsphären derselben. Eben auf diesem Wege, und in Beschauung der durch ihre Wirkungen sich erfüllenden Natur versteht er erst ihres Wesens Inneres; gleichwie der Geist erst im Bonstschwissen sein erfülltes Sichwissen wird und sich kennt.

Aber auf die nämliche Weise verfährt auch der Verstand bei Unterscheidung des Besondern in den begränzten, endlichen Erscheinungen jener Wirksamkeitsweisen der Natur.

Wir erblicken in der Außenwelt eine unzählbare Menge einzelner Dinge, die jedes als ein Ganzes dastehen, getrennt von den Andern, für sich abgegränzt, in sich vollständig zusammenstimmend. Jedes derselben stellt gewissermaßen in dieser Einzelheit die überall waltende Einheit der Natur dar. Sie wiederholt sich unaufhörlich, wie im Weltganzen, so in jedem, auch im kleinsten Theile desselben. Wir nennen ein solches für sich und in sich bestehendes vollständiges Einzelne ein Eigenganzes (ein Individuum). Jeder Krystall, jede Pflanze, jedes Thier, jeder einzelne Mensch bildet sein Eigenganzes.

Aber die Natur offenbart nicht in jedem dieser Eigenganzes die Gesamtheit ihrer verschiedenen Wirksamkeitsphären; wir kennen im Wasser oder Feuer wohl Stoff und Bewegung; aber nicht das gliedernde Leben. In jeder grünenden Pflanze aber erkennen wir, nebst dem Stoffischen und den Bewegkräften, auch das Wirken des Lebens. Im Thiere ist zu diesen Wirksamkeitsweisen der Natur auch das seelische Empfinden getreten; und der Mensch, indem er alle allgemeine Artungen der Naturwirksamkeit in seinem Eigenganzes verbunden steht, Stoff wie Bewegung, Leben wie Seele, trägt noch das geistige Wissen dazu.

Jedes Eigenganzes stellt also durch sich, bis zu einem gewissen Grade, eine Kleinwelt dar, oder ein Abbild des Wesenden. Wie wir nun die Eigenganzes, als solche, im Gebiet sinnlicher Erfahrung, unterscheiden, so erlaubt sich auch der Verstand, das in denselben Wesende von dem

in andern Dingen Wesenden zu unterscheiden, wie ein Besonderes. So sprechen wir von einer Mehrheit der Wesen, oder von Einzelwesen.

Die Mehrheit der Wesen in der Natur ist aber nur eine gedankliche, zum Verstehen, im Verstand geworden. Vor ihm löset sich also selbst die Ureinheit des im Weltall Wesenden zur Mannigfaltigkeit auf, und die in sich ewig gleiche und ununterscheidbare eine Natur wird ihm in den Dingen zu vielerlei Naturen, eben weil das Wesen der Dinge in seinem Andersseyn (oder gegensätzlich von sich), als Mannigfaltiges, erscheint. (31.)

Wenn wir daher verständlicherweise von verschiedenen Wesen, ja sogar von endlichen Wesen reden, geschieht es nur uneigentlich, nur durch Uebertragung aus den Erscheinungen; nur beziehungsweise, wie wenn wir von verschiedenen Wirksamkeitssphären der Natur reden. In ihrer Urheit und Unmittelbarkeit beharrt die Natur, als die Unendliche in Einheit; als die Unwandelbare in Wandelbarkeit ihres Andersseyns. Dies Andersseyn, dieser Gegensatz ihrer Urheitlichkeit, ist, eben weil ein Wesenloses, auch das Endliche. Sie prägt sich in ihren Wirkungen als das sachlichwirkende Eine, als das belebende Allseelige aus, und ist doch in Allem urheitlich nur das Gleiche; wie denn auch der Geist immerdar einer und derselbe in seinen verschiedensten Begriffen, Urtheilen, Schlüssen, Erkenntnissen, Entschlüssen und übrigen Wirksamkeitsweisen und Wirkungen ist.

Somit löset sich der scheinbare Widerspruch, den du mir im letzten deiner Briefe zum Vorwurf machtest. Es bleibt nur ein Ursächliches des Weltalls, nur ein und dasselbe in allen Dingen Wesendes. Aber im alltäglichen Leben reden wir von mehreren Ursachen und Wesen, nur uneigentlich dem Scheine nach, oder in Folge der Unbeholfenheit des Verstandes, oder vielmehr der menschlichen Sprache. Wir reden auch, wie von Naturkräften, eben so von allerlei Kräften und Vermögen des Geistes; und doch ist der Geist, bei aller Verschiedenheit seiner sogenannten Eigenschaften, eine und dieselbe Kraft, ein einziges Vermögen; gleichwie die Natur.

Gestatte mir also, zu unserer bessern Verständigung, die Wörter Kraft, Vermögen, Ursachen, Einzelwesen u. s. w., wie auch alle Weltweisen sie gebrauchten; nur mit dem Unterschiede, daß du sie als uneigentliche Ausdrücke, als bildliche Redensarten, als (aus der Sinnlichkeit übertragene) Bezeichnungen des Ueberfinnlichen, zu nehmen hast.

48. Die Natur wird sich im Wirken gegensätzlich; sie wird sich Erscheinung, Welt. Das Gegensätzliche ist das Gleichartige und Verwandte der Wesenheit. (33.) Den allgemeinsten Gegensatz, in welchem das Urwesen der Dinge auseinander tritt, haben wir Stoff, Bewegung, Leben und Seele genannt, oder, durch Uebertragung, Sachlichkeit, Wirken, Einheit und Selbstgewahrung des Wesenden, oder Allseitigkeit. Wir bezeichnen damit die allgemeinen Wirksamkeitssphären der Natur. (43. 44.)

In jedem dieser Gegensätze, oder in jeglicher dieser ihrer Sphären, wird sich die Natur immerdar von neuem gegensätzlich, wie der Geist in der Allgemeinheit seiner Vorstellungen zu seinen minder allgemeinen, besondern und einzelnen. So ist das gesammte Weltall gleichsam ein fortgesetztes unendliches Zeugen und Ausströmen gegensätzlicher Erscheinungen aus dem Unendlichen. Daher die Mannigfaltigkeit der Stoffarten, der Bewegkräfte, der Lebensformen und seelischen Artungen.

Weil aber alle Gegensätze sich in derjenigen Einheit die verwandtesten sind (33), in welcher sie, als das Gleichartige, auseinander treten: so ist das All der Dinge ein Verwandtes unter einander in mancherlei Abstufungen. Und Alles wieder ist zur Ureinheit des wesenden Einen verwandt.

Die Natur wirkt in jeder Artung ihres Andersseyns nach ihrem ewiggleichen Gesetztum (Wesen). Das In sich Gleiche stößt sich entweder in sich selbst ab und geht als Gleichartiges auseinander; oder kehrt in die Einheit zurück, aus der es sich spaltete. Das in einerlei Einheit (oder unmittelbar) Verwandte hat auch wieder die meiste Anziehung zu einander. Hingegen das in der Verkettung der Einheiten und Gegensätze entfernter Verwandte steht in geringerer Anziehung zu einander, oder wird erst mittelbar durch dazwischen liegende Glieder mit einander verbunden. So sind in der Gedankenwelt des Geistes die allgemeinsten Vorstellungen zu sich enger verwandt, als die einzelnen und besondern, welche erst Folge tieferer Gegensätzlichwerdungen des Denkenden sind. Denn im Geist und in der Natur ist die Weise des Wirkens dieselbe, weil beide Wesen sind, und als Wesende wirken. Die Vorstellungen von „Geschmack“ und „Wahrheit“ sind sich minder verwandt, als Grund und Folge; denn jene sind nicht aus einerlei Grundbegriff stammend. Wasser und Del sind sich minder verwandt, als Wasser und Salz; denn jene sind sich nur entfernt gleichartig, oder sind nur mittelbar zu vereinigen.

Wir können daher mit Recht von einer unmittelbaren oder innern und mittelbaren oder äussern Verwandtschaft der Erscheinungen reden. Unmittelbar verwandt ist das, welches sich in einer und derselben Einheit gegensätzlich ist, wie das Polarische im Magneten, wie Eigenstand und Gegenstand im Begrifflichen, wie das Geschlechtliche im Leben, oder Empfindung und Gefühl im Seelischen. Mittelbar verwandt aber ist, was nur durch Zwischenglieder verbunden werden kann, wie z. B. Del und Wasser durch Laugensalz u. s. w. Eben so lassen sich Verwandtschaften in aufsteigender und absteigender Linie unterscheiden, je nachdem die Erscheinungen aus einem allgemeinem Ursachlichen als Besonderes und aus diesem wieder als Einzelnes hervorgegangen sind, wie das Grün aus dem Blau und Gelb, diese beiden aber aus dem zum Farbigen getrübten Lichte u. s. w., oder wie die besondern Vorstellungen und Begriffe aus den allgemeinem.

Wir müssen aber in den Erscheinungen der Natur, wie des Geistes, deren wesende oder ursachliche Einheit wohl unterscheiden von der blosscheinbaren Einheit, die nur eine Mischung des Erschienenen ist. So bilden Licht und Finsterniß ihren Gegensatz; ihre scheinbare Einheit nennen wir Farbe. In jeder Farbe ist Mischung von Finsterniß und Licht. So kennen wir gemischte Gefühle von Lust und Unlust, gemischte Begierden von Haß und Liebe. So ist im Seyn und Nichtseyn, im Etwas und Nichts, das Ununterschiedene, Unbestimmte die erscheinende oder scheinbare Einheit der gegensätzlichen Begriffe.

Eben die Verwechselung der scheinbaren Einheit vermischter Wirkungen mit der unmittelbaren, ursachlichen oder wesenden, Ursach ist die Quelle vieler Verirrungen in der Erkenntniß; desgleichen auch die Verwechselung der Wirksamkeitssphären der Natur, wie des Geistes, kein Aufsuchen der Einheiten des sich Gegensätzlichen. So ist z. B. das Nichts ein bloss gedankliches Etwas, nämlich eine Vorstellung, wodurch der Verstand verneint und begrenzt. Da das Nichts ein reines Erzeugniß des Denkenden ist, also etwas Wesenloses: so kann es kein Sachliches oder Wesendes seyn ausser dem Geiste. Wenn man sagt: Gott habe die Welt aus Nichts geschaffen, sagt es soviel, als Gott machte aus dem Begrenzenden das Unbegrenzte, aus dem Wesenlosen das Wesende. Wenn man von der Vergänglichkeit und Vernichtung des Geistes und der Seele spricht, lehrt man den Unfinn: der wesende Geist werde zu einer einzelnen wesenslosen Vorstellungsart aus ihm; die Ursach werde zu einer ihrer Wirkungen ohne Ursach.

49. Ich wende mich jedoch zu der Thatsache zurück, daß alle unsere Vorstellungen, so wie alle Naturerscheinungen, ein in der Einheit eines Wesenden Verwandtes sind. Wer aber zeichnet den Stammbaum der Naturwirkungen in der Endlosigkeit seiner Verzweigungen? Wer das ungeheure Reg. der auf- und absteigenden, unmittelbaren und mittelbaren Verwandtschaften? — O, mein Glanvill, unsere Geister stehen noch tief in der Emporstufung des göttlichen All! Wie begrenzt ist unser Gesichtskreis!

Die Verkettung der Verwandtschaften und wie sie als Gegenfäße zu einander wurden; die Anziehung des sich Verwandten zu einander, das Abstoßen des sich Gleichen, so wie die Nichtanziehung oder Unvereinbarkeit des Ungleichen, sind Thatsachen der Erfahrung, welche überall den Gang des Wesenden im Wirken, als einen Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen, nie zum Ungleichen, bezeichnen. Daher das Sprüchwort: die Natur macht keinen Sprung. Daher die Wahrscheinlichkeitsberechnung für künftige Dinge; daher die Erwartung ähnlicher Erfolge von ähnlichen Veranlassungen.

Nichts steht in den Erscheinungen der Natur fremd und mit allem Andern unverwandt; nichts ist aus der allgemeinen Verkettung losgerissen. Denn das Wesen der Dinge ist überall und immer eins und dasselbe, und keine Zweifelt in ihm möglich. Die sogenannten Wunder, welche sich ereignet haben sollen, sind keine Erscheinungen der Natur, sondern der menschlichen Unwissenheit; daher nur Gegenstände des Unglaubens, oder eines Aberglaubens, welcher die Gespinnte der Einbildung über das ewige Gesetzthum der Natur und des Geistes erhebt.

Denn auch der Geist hat für seine Thätigkeit keinen andern Leiter, als den Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen in den Vorstellungen, es sei dies in ihm durch Grund und Folge, durch Vereinen und Trennen, oder durch Gegenständliches in Raum und Zeit geworden. Auch hier kann es begegnen, daß wir, wie in der Außenwelt, oft die Verbindung des Erscheinenden, den Zusammenhang der fortschreitenden Gedankenkette nicht wahrnehmen, und daß eine Vorstellung plötzlich entspringt, deren Herkunft wir nicht erkennen. „Den Gedanken gab mir Gott ein!“ ruft der gemeine Mann. Wenn sich aber zuweilen der Zug des Gedankenstroms in uns verdunkelt, also, daß wir den Zusammenhang desselben nicht erblicken, liegt es gewiß nur daran, daß wir Vieles wortlos denken (wie auch das Kind und der Taubstumme ohne

Sprache denken). Der wortlose Flug der Gedanken aber ist unendlich schneller, dann auch dunkler, als der von Worten getragene. Und nur der ins Wort, wie in ein sinnliches Kleid, gehüllte Gedanke kann eben nur durch diese Vermittlung im Gedächtniß verharren, welches selbst sinnlicher Beschaffenheit ist, und im seelischen Gebiet ruht.

50. Ein Mensch umschließt in seinem Eigenganzen alle Wirksamkeitsphären der Natur, eben so wie sie sich auch (außer ihm) weltlich offenbaren. Das Stoffliche, die Bewegkräfte, das Belebende, das Seelische ist in ihm vereint und in seinem Geiste zum Gewußten erhoben. Aber das Geistige ist dem Stofflichen nur entfernt und nur mittelbar verwandt. (48.) Seele, Leben und Bewegkraft liegen zwischen beiden inne. Durch diese Kette des Gleichartigen geht das Wirken. So wenig der Geist, durch seinen Willen und Gedanken allein, ein Sandkorn von der Stelle rücken kann, vermag das Sandkorn auch nicht, unmittelbar aus sich, Vorstellungen im Geiste zu erregen.

Was irgend von Außen in uns zur Vorstellung werden soll, ist von stofflicher Beschaffenheit. Das Stofflose ist sinnlich ungewahrbar, unempfindbar. Der Stoff für sich selbst aber wirkt nicht anders auf uns, als durch die Bewegkraft, deren Träger er ist. Licht wie Klang, Erregung des Geruchs, wie des Geschmacks, ist fortgepflanzte Bewegung des Stofflichen zum Stofflichen, so wie der Widerstand der Körper erst durch den Druck gewahrt wird. Doch jede Gewahrung ist wieder ohne Leben des Gewahrenden unmöglich. Der Todte empfindet nicht. Das Leben, welches aus Stoffen und Kräften, die seiner Einheitstüchtigkeit die verwandtesten sind, gleichsam sein Wohnhaus bauet, muß nothwendig durch das Gegenwirken der Kräfte und Stoffe, die seinem Gesezthum gemäß oder widerstrebend sind, zur Thätigkeit erregt werden. Doch das Leben für sich selber ist empfindungslos, wenn es ohne Seelisches dasteht. Wir kennen das unbefelte Leben in allen Pflanzen. Sie äußern keine Spur von Lust und Schmerz. So ist das Leben erst der Vermittler zwischen den Stoffgebilden und dem Empfindend-Besenden. Was die Geseze des Lebens erfüllt, oder verlegt, wird im Menschen, wie im Thiere, Wohl- und Wehgefühl. Auf ähnliche Weise tritt die Seele, als Mittlerin, zwischen den denkenden Geist und das Leben, denen sie beiden das Verwandte ist. Was in ihr Empfindung oder Begierde geworden, erhellt sich im Geiste als Gewußtes, und erregt gleichartige Vorstellungen.

Auf demselben Wege wirkt der Geist gegen die Körperwelt zurück. Selbst der Gedanke, welchen wir äußern wollen, muß erst zum sichtbaren Zeichen, oder zum Ton verkörpert werden, um aus der Verkörperung wieder durch Leben und Seele in dem Bewußtseyn eines andern Menschen Gleichartiges von sich zu erregen.

Freilich haben wir uns Geist und Seele, Leben, Kräfte und Stoffe nicht also auseinander vorzubilden, wie wir sie hier mit Eigennamen und begrifflichen Gränzen scheiden. Geist und Seele verbinden sich (im Gemüth) zur Einheit, wie Seele und Leben (im Leiblichen), Leben und bewegter Stoff (im Gewäch), und Bewegkraft und Stoff (im Körperlichen). Auch haben wir uns den Uebergang der Erregungen von dem Einen zum Andern nicht so langsam zu denken, als sie die Beschreibung darstellen mag.

51. Die Natur also, in ihrer Wesenheit das beharrende, wechsellose, unendliche Wirken, tritt in ihrem Andersseyn, als Welt, nach ihren Wirksamkeitssphären, in Mannigfaltiges und Endliches von zahllosen eigenganzlichen Gebilden auseinander. In diesen Eigengängen, deren Gesamtheit das Weltall ist, erscheinen die Artungen ihrer Wirksamkeit, bald je einige, bald mehrere verbunden; im Menschen aber alle zugleich. Durch das Seelische, der Natur Höchstes, das in ihr dem menschlichen Geiste Verwandteste, ist dieser mit der Natur verbunden. Da sie, als das Gleiche, wie in menschlichen Eigengängen, auch außer demselben, wese, so sind ihre Wirkungen von außen nur fortgepflanzte Bewegungen ihrer selbst zum Innern dieses (menschlichen) Eigengängen, zuletzt also nur Bewegungen in ihrem eigenen Selbst, dem Ur- und Sachlichen von jenen.

Indem sie auf unsern Geist einwirkt, sind es nicht die Gedanken und Vorstellungen desselben an und für sich selber, auf die sie wirkt, sondern dessen Wesenheit ist, auf welche sie wirkt. Sie erregt zur Thätigkeit, zum Vorstellen, zum Denken. Nicht sie, sondern der Geist bewirkt in sich Gedanken und Vorstellungen von ihr. Eben so ist er es nicht, wenn er auf das, was außer ihm ist, einwirkt, nicht er, welcher die Wirkungen in der Natur hervorbringt: sondern er erregt das in jedem Eigengängen Wesende zur Thätigkeit, und das Wesende wird in sich gegensätzlich zur Wirkung. Bei allen unsern Verrichtungen in der Welt haben wir folglich nicht mit den Erscheinungen zu schaffen (denn diese sind in uns), sondern mit

dem Wesen der Dinge selber, d. i. mit der Natur. Nur Wesen wirkt auf Wesen. (36.) Die Erscheinungen der Natur sind gleichsam nur ihr zum Geiste gesprochenes Wort, worin sie sich ihm offenbart. Die Natur weselet als das Unendliche, Wechsellose; ihr Wort (die Erregung) ist wesenloses Endliches und Wandelbares.

Und einwirkend auf das wesende Wissen des Geistes, d. i. dessen Thätigkeit weckend durch ihr Andersseyn, welches ihr endliches Abbild ist, wird die Natur im Wissend-Wesenden dessen Gewußtes; und der Geist ihr Bewußtseyn, das sie in sich selber nicht ist.

Somit nähere ich mich, du Lieber, wiederum der Antwort einer andern deiner Fragen.

52. Nämlich, wie sind Einwirkungen von Einem der Einzelwesen auf das Andere möglich, da jede Wirkung in ihrer Ursache verharrt und von derselben untrennlich ist? (38.) — Alle Einwirkungen sind dadurch möglich, wodurch die Wirkungen selbst Möglichkeit haben.

Wirkung ist ein Andersseyn, ein in sich Gegenfänglichwerden des Wesenden. (32.)

Das in einem der Eigengangen Gegenfängliche des Wesenden ist dasselbe auch für das in einem andern Eigengangen des eben so Wesenden, nach dem Gesetzthum des Wirkens: daß nämlich Gleiches das Gleiche abstößt, und Gleichartiges mit Gleichartigem zur Einheit strebt. So steht in zwei verschiedenen Eigengangen das Gleichartige der nämlichen Wesensartung zu einander in Anziehung; das Gleiche aber steht gegen das Gleiche in Abstößung. Das Verwandte ruft das Verwandte zur Einigung mit sich.

Somit sind alle Einwirkungen nichts anderes, als Erregungen der Wirksamkeit, indem das in sich Gegenfänglichgewordenseyn eines Einzelwesens den Gegensatz im Andern, als Gleichartiges, hervorruft. Vielleicht werd' ich dir deutlicher durch Beispiel. Ich wähle den Magnet.

Das Polarische in demselben ist die Erscheinung, das Auseinander-treten des in sich Gleichen des Magnetischen, oder des (in solcher Artung erscheinenden) Wesenden. Der Nordpol des Magnetes ist in ihm Gegensatz, folglich Gleichartiges und Verwandtes des Südpols. Aber er ist dasselbe auch für jeden andern Magnet (als Eigenganges). Sein Nordpol wird daher im andern Gegensatz von dessen Südpol; seine Erregtheit zugleich Erregtheit des Andern. Es ist überall hier die nämliche Kraft in der nämlichen Erscheinungsweise, wenn gleich un-

terscheidbar in der Endlichkeit des Eigenganzes. Die gleichnamigen Pole beider aber (wie Nordpol und Nordpol) stoßen einander ab, weil sie nicht das Gleichartige, sondern im Wesenhaften das Gleiche sind, welches in sich nicht höhere Einheit werden kann, als es schon wesenhaft ist, und daher nicht zum Einswerden, sondern zum Auseinandergehen strebt. Jede Wirkung verharret aber in beiden Eigenganzes inner ihrer Ursach. Die verwandten Pole, oder Gegensätze, verharren in jedem einzelnen Eigenganzes (oder einzelnen Magnete), in welchem sie geworden sind. Aber sie rufen sich in beiden, als Gegenfälliges der wesenhaft gleichen Kraft, hervor.

Das in mir Gedachte, welches ich durch Worte gegen einen Andern äußere, wird damit nicht wesenhaft von meinem Geiste abgeschieden, also, daß es nicht mehr in ihm wäre; mein vom Andern vernommene Gedanke ist mir nicht von ihm genommen worden, sondern ist etwas von ihm selber Gedachtes, ein Gleichartiges des meinigen durch Erregung seiner eigenen Selbstthätigkeit.

Es findet daher bei den Einwirkungen der Eigenganzes auf einander kein Geben von einer Seite, kein Empfangen von der andern statt; es verhält sich dabei nicht das eine thätig, das andere leidend, und keines wird erst, was es nicht schon aus sich selber ist.

Somit ist jede Wirkung, inner ihrer Ursach verharrend, eine Anrufung des Verwandten im Andern; die Thätigkeit eines Einzelwesens. Erregung zum Gegenfälligwerden des Andern; und zuletzt alle Wirkung zugleich Einwirkung. Da nun aber, was wir irgend Einzelwesen, Kräfte, Wirksamkeitssphären u. s. w. nennen, nur etwas vom Endlichen auf die Unendlichkeit der Natur Uebertragenes durch den Verstand, und um des Verstehens willen, ist: so fällt in der einigen, in sich untrennbaren, Natur Wirken und Einwirken in Eins und Dasselbe zusammen, weil das Wesen der Dinge nur in sich selber wirkt.

53. Ich schliesse diesen allzulangen Brief mit einem Blick, welchen ich noch einmal auf Natur und Welt überhaupt zurückwerfe.

Welt (34) ist, für unsern Geist, Alles, was er in seiner Unmittelbarkeit nicht selber ist; und seine Welt ist in ihm, ein gedankliches Andersseyn des eigenen Selbstes. (13.) In diese seine innere Welt schließt er auch die ganze Aussenwelt ein, denn er ist das Bewußtseyn der wesenden Natur und ihrer Wirkungen. (50.) Zu dieser Aussenwelt gehört aber nicht nur das, was ausser dem menschlichen Leibe

waltet, mit dem er ein Eigenganzes bildet, sondern auch der Leib selber mit dessen verschiedenen Stoffen, Bewegkräften, Lebens- und Seelen-Erscheinungen. Diese insgesammt sind wesenhaft eins und dasselbe mit seiner Verwandtin, der Natur.

Da er nicht das Ich-All, nicht die Natur selbst ist, sondern sich seiner Erregung durch Sinnesgewahrungen bewußt ist, kann er eben so wenig das Wirkende ausser ihm, als das Seyn der Wirkungen, oder der Aussenwelt, läugnen, deren Gleichartiges und Abbildliches, im Bewußtseyn, die Vorstellungen davon sind.

Die Aussenwelt, wenn schon in ihm nur gedanklich, ist doch ausser ihm erscheinend, als Naturwirkung. Der Mensch bewegt sich als Körper; lebt als Gewächs; empfindet als Beseeltes; und das Empfundene, Gewahrte und Gefühlte kennt er urgewiß, als etwas an sich selber Ungedankliches, oder daß es nicht Vorstellung allein sei.

Aber anderseits ist eben so gewiß, daß die Sinneserregungen nur in den Sinnen selbst vor sich gehen; daß Bitterkeit und Süßigkeit des Geschmacks und Geruchs erst im Reiz der Nerven empfunden sind; daß die Klänge und Töne nicht ausserhalb den Ohren für sich wandeln, sondern erst inner dem Gehör werden, was sie, als Empfindung, sind; daß die Farben Erregtes im Seh Sinne sind (wie sie denn auch bei geschlossenen Augen, vermittelt des innern oder Leibeslichts, erscheinen können); daß der Schmerz einer Wunde nicht im Schwerte liegt, das sie schlug, sondern durch Verletzung des Lebensgebildes im Seelischen geweckt wurde; — mit einem Worte: daß alles Gewahrte und Empfundene nicht ausser den Sinnen, sondern inner denselben, wird.

Das Erregende, oder das ins menschliche Eigenganze Einwirkende, ist wie in, so ausser demselben, wesend; und das Erregte ist nur Andersseyn und Gleichartiges des Erregenden. Daher gehen wir Geister mit dem Wesen der Dinge ausser uns selber um (36); wir verkehren nicht mit einer Scheinwelt, nicht einmal mit den Erscheinungen, sondern, durch die Erscheinungen (oder Erregungen) inner den Sinnen, mit der Natur selber, die in ihrer Unmittelbarkeit unsichtbar, unhörbar, unertastbar ist, und nur in ihrer Mittelbarkeit (oder vermittelt durch Erregungen des Seelischen) sinnlich dasteht; also als Andersseyn ihrer, als Welt. Im geselligen Gespräch verkehren wir nicht mit der Stimme, nicht mit den gehörten Worten, nicht mit den Gedanken des Redenden, sondern durch Worte und Gedanken mit dem unsichtbaren, unhörbaren Geist des Redenden. (49.)

Da jedoch jede Wirkung das gleichartige Andersseyn ihrer Ursach, jede Erscheinung ein Abbild des Wesenden (32), die Welt ein Ausdruck der Natur in unserm Bewußtseyn ist: so entsteht im alltäglichen Leben keine große Gefahr durch die Selbsttäuschung des gemeinen Verstandes, wenn wir die Welt mit der Natur verwechseln, das im Sinn Erscheinende mit dem Wesenden, die Wirkung mit der Ursach, und dasjenige, was wir in uns empfinden, für sachlich so (als Wirkung) beschaffen ausser uns vorhanden halten.

Wie im gedanklichen Bousich- und Andernwissen unsers Geistes die Erfüllung seines wesenden Wissens besteht, so besteht im Wissen von der erschienenen Natur sein erfülltes Wissen der wesend vorhandenen. Die sogenannten Eigenschaften der Körper (der Erscheinungen) sind also Eigenthümlichkeiten oder Wirkensartungen des Seelischen, oder Gleichartiges des Ur- und Sachlichen. Lebe wohl.

2.

B e d a a n G l a n v i l l.

Die Uebereinstimmung der Natur und des Geistes.

54. Du schweigst? — Ich glaube dies Schweigen zu verstehen und es beantworten zu sollen. Der vornehmste deiner Zweifel nämlich blieb ungelöst; er schien dir vielleicht der unauflösbarste, weil er an sich auch der seltsamste war.

Du fragtest: mit welchem Rechte dürfen wir die innere Nothwendigkeit, welche unsere Gedanken regelnd beherrscht, oder das Gesetzthum unsers Erkennens auch zum Gesetz und zur gleichen innern Nothwendigkeit des Seyns oder Wesens von dem machen, was ausser uns vorhanden wohnt? (37.) Könnte nicht im Wesen der Dinge ausser uns ein Zustand möglich seyn, welcher ganz und gar nichts mit unsern Verhältnißvorstellungen von Zahl und Beschaffenheit, von Ursach, Einheit u. dgl. m. gemein hätte? Kurz, wer bürgt für die Gleichheit unserer Erkenntnißgesetze mit den Gesetzen, die vielleicht im geheimnißvollen Innern dessen walten, das ausser dem Geist ist?

Ich könnte entgegenfragen: Vernichtet sich nicht ein Zweifel, wie dieser, schon durch sein eigenes Werden? Indem du also fragst, dehnt du selber wieder den Gesetzkreis deines Denkens auf das aus, worauf ihn ausdehnen zu dürfen, du bezweifelst. Du sprichst von „Möglichkeit, Zustand, Verhältniß“ u. s. w. des Draussen, während diese Begriffe

doch erst dem Grunde des Geistes entwachsen sind. So stämmt sich dein Zweifel auf das Bodenlose des sich selbst Widersprechenden, indem er, um gedacht werden zu können, Bestimmungen, deren Seyn im Draussen eben das Zweifelhafte seyn soll, auf das Draussen überträgt und anwendet.

Sobald du einerseits das schlechtthin Nothwendige und Urgewisse in den Denkfesetzen eingestehen, anderseits das Daseyn von Etwas ausser dem Geiste anerkennen mußt: so könnte nur dann ein Zweifel begründet heißen, wenn er durch irgend einen Widerspruch des Draussen mit dem Gesetz des Erkennens erregt wäre. Aber seit Erfahrung der Sterblichen besteht, gelangte noch keine einzige erwiesene Thatsache von der Aussenwelt zu ihr, worin sich eine Ungleichheit des Gesetzthums der Natur und des Geistes, das heißt: die Undenkbarkeit der Thatsache dargeboten hätte. Allenfalls könnten wir die theologischen Wunder der Völker alter und neuer Zeit ausnehmen, wenn nicht selbst diese wieder auf eine gewisse Art vernunftgemäß, als Einwirkungen eines Gottes oder Teufels erklärt worden wären, d. i. eine unerwiesene Thatsache durch eine unerwiesene Ursache.

Vielmehr beurkunden zahllose Ereignisse, und die in Erfüllung gegangenen kühnen Vorausberechnungen und Weissagungen dessen, was noch in keiner Erfahrung lag, die Uebereinstimmung der Erkenntnisgesetze mit den Gesetzen der Natur. Jene naturwidrige Lücke sogar im Verhältniß der Planeten = Abstände, auf welche zwischen Mars und Jupiter die ältern Sternkundigen längst hingedeutet hatten, ward mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts durch die Entdeckungen eines Piazzi und Olbers ergänzt.

Ohne Gleichartigkeit des Geistes mit der Natur wäre ein gegenseitiges Einwirken beider schlechtthin undenkbar. Wir könnten nicht absichtlich gewisse Erscheinungen in ihr hervorrufen, nach ihrem eigenen Gesetzthum, das uns durch Erfahrung kund ward; sie könnte hinwieder nicht unser Gewusstes seyn, durch ihr Erregen unsers Wissens. Sie also wirkt nothwendig auf uns ein, nicht auf unser Gedankliches, sondern auf das in uns denkende Wesen. Wir wirken anderseits auf sie ein, nicht auf ihre Erscheinungen, sondern auf deren Ur- und Sachliches. Der wesende Geist steht also mit dem Wesen der Erscheinungen in Verkehr. Und eben durch diesen Verkehr offenbaren sich Geist und Natur, als Urverwandtes im göttlichen All, als schlechtthin Untrennbares, als sich im gegenseitigen Erregen gegenseitig erfüllend und voll-

endend zu dem, was Beide wesenhaft sind. Denn ein sich unbewußt vorhandenes All stände gleich einer Nicht-Vorhandenheit da; und ein Wissen ohne Gewußtes wäre dem Nichtwissen gleich. Der Geist, das Bewußtseyn der wesenden Natur, kann dies nur seyn, indem das Geseztthum ihres Wirkens dem Geseztthum seines Erkennens gleich ist.

Eingekleidet in alle Wirksamkeitssphären der Natur, gleichsam eine Gesamtnatur in der Einheit des menschlichen Eigenganges, empfängt der Geist alle Veränderungen in diesem nur als Fortsetzungen des Aenderns ausserhalb desselben. Und die Natur offenbart ihm durch solche Einwirkungen nicht diese, sondern durch sie sich selber. Gleichwie das menschliche Wort nicht das Wort, sondern ein Höheres darin, nämlich den Gedanken des Denkers offenbart: so sagen auch die mannigfachen bewegten Stoffgebilde Höheres aus, als sie für sich selbst in der Sinneserregung sind, nämlich das Wesende, was kein Aug' und Ohr vernimmt. Das Endliche spricht das Unendliche, das Tausendfältige die Einheit, die Erregung den Erregenden im Erregtwordenen aus.

Wenn wir, mein Glanwill, noch häufig im Urtheil über das Einzelne in der Natur irren, so rührt dies nicht von der Ungleichheit ihres und unsers Geseztthums oder Wesens, sondern daher, daß wir ihre Sprache noch nicht ausgelernt haben und viele ihrer Wörter falsch verstehen.

Wäre der Zusammenhang der Dinge, wären Weltordnung und Naturgang nur Frucht unserer eigenen Denknöthwendigkeit, also daß wir jene Einheit, die wir Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit nennen, erst aus uns in das Reich des Erscheinenden hineintügen, freilich, dann wäre unsere Erkenntniß keine Erkenntniß, sondern Trug; unser Wissen von etwas Anderm ausser uns, nur Wissen des, was wir selbst wirkten. Der Zusammenhang zwischen der Natur und dem Geiste wäre aufgehoben. Wir würden Götter seyn und ausser uns Chaos, oder wohl das wesende Nichts, dieß sich selbst Widersprechende eines wesenlos Wesenden (48), welches wir in uns zur wundervollen Herrlichkeit entfalten, gestalten und ordnen.

Aber der menschliche Geist ist in der Natur; eben darum ist die Natur in seinem Wissen. Eins mit ihr, sind unsere Erkenntnisse am Ende nur bloße Anerkennungen des Vorhandenen. (11.)

Auch der gemeine Menschenverstand aller Zeitalter hat im Wandel der Dinge jene unwandelbare Ordnung erblickt, der gemäß die Veränderungen des Erscheinenden erfolgen. Es nennt es die allwaltende Naturnöthwendigkeit; und diese ist wieder nichts anders, als das

Gesetzthum oder Wesen der Dinge. Der Naturnothwendigkeit steht die unwandelbare Erkenntnißnothwendigkeit gleichartig gegenüber, der gemäß Alles, als Mannigfaltiges und Bewirktes, nach dem Zahl- und Beschaffenheitsverhältniß (15) zu einander steht, und in Einheit und Ursach zusammenfällt. — Ohne beiderlei ewige Nothwendigkeit und deren Gleichartigkeit wäre kein Kennen und Erkennen, kein Wissen eines Gewußten möglich. Ohne Wandellosigkeit des Gesetzthums der Natur müßte der Geist in ewiger Irre schweben unter dem Jzepter des Zufalls oder der Willkühr. Es würden die Kennzeichen der Dinge nie dieselben seyn; die himmlischen Weltkörper schwärmten in unzuverlässigen Bahnen; Feuerflammen könnten auch zu Eiszapfen erstarren und Löwe geschmeckt werden.

55. Doch statt dergleichen Gedanken, oder Ungedanken, weiter zu verfolgen, frag' ich lieber: Was könnte uns bewegen, das Daseyn dessen, was als ein nothwendiges Wissen in der geistigen Wesenheit liegt, nämlich das Wirken, mithin die Verknüpfung von Ursach und Wirkung, außer uns zu läugnen, oder auch nur zu bezweifeln, da wir die Einwirkungen des Draußen auf unsern Geist weder läugnen noch bezweifeln können? — Auch ist das, was wir Erkenntnißgesetz nennen, nicht etwa eine bloße nothwendige Regel, uns den Zusammenhang der Dinge vorzustellen, sondern das Ursachliche und Thatsachliche des Geistes, es ist seine Wesenheit selber. Er selbst ist Ursach und wird sich im Wirken gegensätzlich zur Thatsache in seinen Wirkungen.

Oder möchtest du mich noch fragen: Wie denn das Wirken möglich sei? Wie es zugehe? — Daß du denkst, bedarf, als eine Thatsache, keines Beweises, die sich durch ihr Daseyn, als daseiend, ausweist. — Wie es zugehe, daß man denken, daß ein Wesen wirken könne? Die Antwort müßte eine Beschreibung dessen werden, was in sich, ohne Verschiedenheit, eine schlechthinige Verhältnißlosigkeit ist. Erst durch die Wirkungen, wenn sie da sind, wird zugleich das Unterscheidbare, mithin Beschreibbare.

Im Denken wird sich der Geist ein anderes Ich, ein Gedankliches; und die Natur wird sich eine Welt. Das Gedachte, wie die Welt, als Veränderliches aus dem Beharrlichen hervorgetreten, sind das Bedingte im Bedingenden ihres Wesens, ein Gleichartiges, ein Gegensatz des Wesens, zu dem dasselbe von sich geworden ist; eine Erfüllung der Ursach, ohne welche die Ursach nicht Ursach wäre.

Alles Wirken nannte ich, um es zu verstanlichen, ein Inftab-
 ftößen oder Auseinandergehen des Gleichen zum Gleichartigen (33), und
 ein gegenseitiges Sichwiederanziehen des Gleichartigen zum Gleichen
 oder zur Einheit. Dies Scheiden und Vereinen, dies Werden und Auf-
 löfen des Gegensäßlichen finden wir im Spiel der Gedanken, wie der
 Naturerscheinungen erkennbar. Es ist Wesens- oder Wirkensnothwendigkeit.

Wir könnten daher das Gesetz der Abstoßung und Anziehung
 füglich das Urgesetz alles Wirkens heißen.

Da aber jedes Einzelne, was im Gegensatz zu einem Andern gleich-
 artig steht, für sich selber wieder Einheit und in sich ein Ununter-
 scheidbares oder Gleiches ist, solches aber (eben weil es Gegensatz
 des ur- und sachlich Beharrenden ist) nicht bleiben kann: so wird sich
 das Wesende in den Einzelheiten abermals gegensätzlich und so ins
 Endlose fortschreitend; wird, im Wirken der Natur, das All der Dinge
 eine grenzenlose Verkettung näher oder entfernter verwandter Gegensätze,
 die endlich eben so, wie sie ihren Einheiten entsprangen, wieder in die-
 selbe zurückkehren.

Diesen Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen
 könnte man das zweite Urgesetz alles Wirkens, oder das Gesetz des
 Geistes- wie des Naturganges beim Wirken nennen, wenn es eigentlich
 nicht schon im vorhin Ausgesprochenen läge und eins und dasselbe mit
 ihm wäre.

Ungleichartig ist, was sich nicht in einer und derselben Einheit, oder
 sich nicht in Einheiten mittelbar verwandt ist, welche unter sich gegensätzlich
 stehen. — Die Ungleichartigkeit wird zur gänzlichen Ungleichheit, wenn
 die Verwandtschaft die entfernteste ist, oder das Seyn zugleich Nicht-
 seyn, Nichtwesendes zugleich Wesendes seyn soll. (48.) Das Ungleiche
 kann nicht mit Ungleichem unmittelbar in Einheit treten. Es ist das
 Unvereinbare, d. i. sich, als Einheit, Widersprechende.

Doch auch das Eine und Gleiche, eben weil es schon Einheit ist,
 kann nicht mehr vereint werden, als es schon ist, und muß daher zum
 Andersseyn in sich abstoßend wirken, wenn ein Andern statt finden soll.

Witthin könnte man die Unvereinbarkeit des Ungleichen und
 des schlechtin Gleichen als drittes Gesetz des Wirkens gelten
 lassen; doch auch dieses ist schon im Vorigen ausgedrückt, und steht hier
 nur verneinungsweise gestellt.

Diese Urgesetze der Natur, welche die Welt überall in der
 menschlichen Erfahrung ausdrückt, sind aber, weil der Geist wesenhaft

das Gleichartige der Natur ist, auch die Urgefesse des Denkens. Du wirst im Gesetz der Abstufung und Anziehung, des Uebergangs vom Gleichartigen zum Gleichartigen und der Unvereinbarkeit des Ungleichen und schlechtthin Gleichen den bekannten Satz des Widerspruchs (principium contradictionis) der Uebereinstimmung und des zureichenden Grundes wieder erkennen; gleichwie sich alle Erscheinungen nach dem Erkenntnißgesetz des Zahl- und Beschaffenheitsverhältnisses (15, 55) zur Einheit ordnen.

Aber ich fürchte, mich und dich in beständigen Wiederholungen zu ermüden, und nur mit neuen Worten zu verdunkeln, was in frühern hell gewesen.

Sage mir, Glanvill, ob ich dir deutlich war?

3.

G l a n v i l l a n B e d a .

D a s U n e n d l i c h e i m E n d l i c h e n .

56. Deutlich? Du bist es mir in deinen Deutungen, soviel es in den überirdischen Welten möglich zu seyn scheint, zu denen du mich hinausgeführt hast. Freilich ist's leichter, mit Ariost's oder Wieland's Hypogryphen einen Ritt ins alte romantische Land zu thun, und unter dessen Zaubergestalten und Unglaublichkeiten bald heimathlicher zu werden, als unter deinen Gewisheiten. Aber ich lasse deine Hand nicht mehr fahren, ehrwürdiger Beda; ich fühle mich schon halb und halb meiner Sinnlichkeit entkleidet, und will nun, wie ein Verkürter, an deiner Seite gleich Klopstock's Engeln, die Himmel durchfliegen.

Ehrlich gesagt, es dünkt mich zuweilen nicht ganz geheuer, wenn ich auf diesem Fluge den festen Erdboden und die lieblichen, freundlichen Kinder des Sinnenreichs tief unter meinen Fersen verschwunden sehe. Oft will mich Heimweh in das gewohnte Alte niederziehen; oft Mißtrauen gegen das Fremde, was mir anfangs immer traumartig und unklar entgegen tritt. Ich gesteh' es, daß ich zu sehr Mensch bin und zu wenig bloß Geist. Aber ich will mit dir ausharren; denn mir ist offenbar, daß ich nur als Geist das Wissenswürdige wissen und erkennen kann nicht als Sinnenwesen. Ich lese deine Briefe wiederholt, immer Feder in der Hand, um mich selber über den Inhalt zu verständigen. So theilen sich die Nebel allmählig vor meinen Blicken, das Verworrene löset sich und ich erkenne zuletzt heller gewordene Wahrheiten, die ich aber

längst schon gekannt zu haben glaube. Mich dünkt, du sagest mir nichts Neues.

Und wahrhaftig, was könnte auch der Späteste der Weltweisen irgend des Wahren und Gewissen Neues bringen, welches nicht schon der früheste Mensch in sich getragen hätte? Alle Neuheit besteht zuletzt in erweiterter Kunde der Naturerscheinungen und dadurch erwachsender Berichtigung unserer Urtheile, oder Läuterung unserer Erkenntnisse. Der Maßstab für das Wahre und Gewisse in ihnen ändert sich darum im Geiste nicht. Ich glaube zuletzt fast selber, daß es uns nicht sowohl unmöglich ist, die Wahrheit zu erkennen, als sie für Andere mit Unverkennbarkeit auszusprechen. Denn Sprache ist eine Tochter unsers Geistes, erzeugt mit der Sinnlichkeit; das Kind aber trägt stets die Gesichtszüge der Mutter. Selbst die deutsche Sprache, welche Trorler, unser scharfsinniger Freund, mit Recht die „Philosophie“ unter den Sprachen nennt, stammelt von göttlichen Dingen nur kindlich. Auch sie bildet ihre Bezeichnung der Vorstellungen erst dem an, was und wie die Sinne darbieten. Weil die Sinne überall Ende, Grenze, Vergänglichkeit in den Erscheinungen der Natur gewahren, erfindet der Verstand zuerst nur da für das Wort. Später hebt er, zur Bezeichnung des Ueberfinnlichen, durch bloße Verneinung, das Bestimmte zur Unbestimmtheit auf, und gewinnt die Vorstellung des Unendlichen, des Unbegrenzten, des Unvergänglichen, von dem wir durch Aug' und Ohr nichts erfahren können.

Es herrschte lange in mir ein Zweifel oder Verdacht, ob das Unendliche nicht etwa leere Vorstellung, schlechthin Gedankliches sei, durch die naturnothwendige Berrichtungsweise des Verstandes geworden, in welcher er zu Allem einen Gegensatz bilden muß. Die Erklärung von angeborenen Ideen der ältern Weltweisen wollte mir nicht ganz einleuchten; denn wozu diese Angcburt, wenn ihr in der ganzen gekannten Welt nichts entspricht? Eben so wenig aber war mir der Gedanke genügend, daß der Verstand Ideen durch bloßen Gegensatz und durch eine Verneinung schaffen könnte und müßte, denen nichts Sachlichvorhandenes außer uns entspräche, und die doch keine willkürlichen Schöpfungen, sondern nothwendige Erzeugungen des Geistes aus sich sind, deren wir im Denken nicht entbehren können.

Deine Unterscheidung des Sichwissens und Wonsichwissens unsers denkenden Ichs; der unmittelbaren und mittelbaren Erfahrung; so wie auch der Kenntniß und Erkenntniß, der Wirkung

und Einwirkung; der Wirkung wieder als Gleichartiges und Abbild ihrer Ursach, scheint mir Beruhigenderes darüber gewähren zu wollen.

In der Betrachtung des bunten Reichs der Dinge um uns her gewinnen wir unläugbar durch Erfahrung eine Doppelgewißheit. Einerseits lehren uns die fünf Sinnen, daß Alles in der Welt Grenzen habe, Alles endlich, Alles wandelbar sei. So gewiß dieses ist, eben so gewiß steht anderseits die Erfahrung: daß in den Veränderungen der Welt nichts ewig und beharrlich sei, als eben das Andern selber; und daß in der Begrenztheit der Stoffgebilde nichts Unbegrenztes sei, als das, was sie umfaßt, der Raum, welcher sie trägt, und welchen, wenn wir auch alles in ihm hinwegdenken, wir doch nie hinwegdenken können, obgleich wir ihn nicht, sondern die Materie, welche ihn erfüllt, mit den Sinnen gewahren.

Von diesen beiden Erfahrungen ist die erstere rein sinnlich, oder mittelbar erworben; die andere hinwieder, zwar auf jener ruhend, ich möchte sagen, eins mit ihr, ist eine übersinnliche, unmittelbare von etwas, das kein Sinn kennt. Der Geist erfährt und schaut, wenn ich mich so ausdrücken darf, gleichzeitig, wie vermittelt der Sinne die wandelbaren Erscheinungen, so auch durch sich unmittelbar selber, also auf nicht-sinnliche Weise, das unwandelbar darin Wesende. So ist uns, indem Wesen nur auf Wesen wirkt, im Endlichen zugleich das Unendliche erfahrungsweise gegeben. Durch die Vergänglichkeit der Welt strahlt uns die Unvergänglichkeit der Natur, aus der Zeitlichkeit das Ewige, und aus den uferlosen Räumen der Himmel das Allgegenwärtige. Die Welt ist, wie du in einem schönen Gleichniß sagtest, der wandelbare Gedanke der Natur, und die stoffischen Gebilde aller Art sind die Wörter, worin sie ihre Gedanken hüllt für den Sinn der Menschen. Aber den Gedanken versteht nur der wissende Geist. Indessen ergibt sich damit zugleich, daß Bewirktes ewig sei, wie das Wirkende; die Welt unvergänglich und ewig, wie die Natur, und das Endliche wieder eins sei mit Unendlichem, weil alle Wirkung nur eben Erfüllung ihrer Ursach ist. (29.)

Du siehst, ehrwürdiger Freund, daß ich anfangs in deinen Schuhen zu wandeln. Wenigstens versuch' ichs; aber doch-fühl' ichs, daß sie mich noch beengen.

Ich weiß nämlich nicht, ob der Argwohn des Zweifels in mir, durch lange Hegung desselben, zu einer bloßen Gewohnheit geworden ist, also,

daß ich selbst der nackten Wahrheit nicht ganz trauen mag und immer noch Täuschungen, oder Lücke der Einbildungskraft dahinter befürchte; oder ob in deinen Ansichten wirklich etwas liegt, das im Geist den Verdacht instinkartig anregt? Vielleicht werd' ich darüber erst dann mit mir im Klaren seyn, wenn es dir einst gefällt, Hauptfragen zu lösen.

Wenn ich mit dir auch in der Unterscheidung von Natur und Welt ganz einverstanden seyn möchte: so schwebt mir deine Welt doch noch immer in Nebeln und ungewissen Dämmerungen. Was ist denn eigentlich deine Welt? Was ist denn das Materielle, Körperliche, oder wie du es nennen willst? Ist das auch ausser meinen Sinnen so, oder nur in ihnen? Und wenn überall keine Sinne wären, wenn überall keine Menschen, keine Thiere wären, die etwas gewahren könnten: würden diese Stoffgebilde, diese Landschaften, diese leuchtenden Gestirne, diese Felsen und Blumen, diese Meere und Thautropfen, diese Räume und Zeiten, demungeachtet, als Naturwirkungen, da seyn und so seyn, wie wir sie wahrnehmen?

Doch ich will dem Entwicklungsgange deiner Gedanken nicht vorgreifen; auch fürcht' ich eine Thorheit zu begehen, indem ich dir Beweise für das Unbeweisbare abfordere. Aber in diesen Worten siehst du wieder die schwarze Klippe, an der mein Glaube immerdar scheitert, daß die menschliche Vernunft durchaus nicht zulänglich sei, in Erkenntniß des Uebersinnlichen volle Gewißheit zu gewinnen.

4.

B e d a a n G l a n v i l l .

57. Wirklich, lieber Glanvill, gewinnen wir wenig am wahren Wissen, mehr an öden, blöden Träumereien, wenn wir unter Voraussetzungen, daß, wenn etwas nicht wäre, fragen: was dann wohl daseyn würde?

Denkst du dir alles und jedes Bewußtseyn, alle und jede gewahrende Empfindung aus der Vorhandenheit hinweg, und dennoch die Natur allgegenwärtig stofflich wirkend und die Stoffe belebend: so wäre sie ein ungekanntes, nie gewusstes Wirken und Leben. Sie würde in ihrem Urseyn und Andersseyn bestehen; wie sie besteht und wirkt, auch wenn wir, ohne Bewußtseyn und Empfindung ihrer, im nächtlichen Schlummer begraben liegen, oder wie sie in jenen Wüsten, Meeren, Gletschergefildden des Erdballs besteht und wirkt, wohin nie der Fuß eines Sterblichen gelangte und vielleicht nie gelangen wird. Sie würde, wie heut, in sich

thätig, im Gliederbau der Pflanzen, im fallenden Strom, in den stillen Schwingungen der himmlischen Weltkörper daseyn, allgegenwärtig, allmächtig, ein All des Lebens; aber verwaist, unempfunden, ungenannt, ungekannt, ungewußt.

Ihr Andersseyn, ihr Erscheinen oder Wirken, mit einem Wort, die Welt ist ausser uns bestehend, wie die Natur selber ausser dem Geiste weset, auch dann, wenn in unserer Empfindung und, durch diese, in unserm Bewußtseyn, kein Gleichartiges ihrer erregt würde; denn die Wirkung ist in ihrer Ursach. (29.) Bestände die Welt nicht ausser uns: so würde auch ihre Ursach nicht ausser uns wesen, sondern in uns. Der Geist wäre der Alleinwesende im All der durch ihn gewordenen Dinge; das von uns schon erwähnte Ich-All.

Sobald die Welt, durch Menschen oder Thiere, seelisch gewahrt wird, ist sie in den Sinnen selbst, nicht Stoff, nicht Bewegung, nicht Leben draussen, sondern das Gleichartige davon in der Empfindung erregt. (32.) Aber nicht der Stoff, nicht die Bewegung, nicht das Leben (oder das Andersseyn der Natur), ist das Erregende, sondern das Erregte, in den Sinnen. Die wesende Natur ist (36), sich, von Gegensatz zu Gegensatz, zum Andersseyn vermittelnd, welche den Geist erregt, im Bewußtseyn ihr Gleichartiges zu werden.

Und eben-so ist die gewahrte, oder empfundene Welt, nicht als solche, mithin nicht als eine Empfindung, im Bewußtseyn des Geistes; sondern als das im wesenden Wissen dem Empfinden Gegensätzliche, als Gewußtes und Wahrgenommenes. (6.) Und nicht die Empfindung, welche selbst nur ein Andersseyn des Seelischen ist, erregt aus sich selbst den Geist zu Vorstellungen: sondern die Seele, in der Unwillkürlichkeit ihres Gesezthums, erweckt durch Empfindung das Bewußtseyn, in welchem der Geist gegensätzlich ein gleichartiges Wissen vom Empfundenen wird.

Doch Alles, was ich dir hier sage, ist nur Wiederholung des schon Gesagten. Meine frühern Briefe gaben dir davon die Begründung; darum kein Wort mehr darüber.

58. Wichtiger muß mir die erste deiner Fragen seyn: „Was ist denn das Materielle, das Körperliche an sich eigentlich?“

Günne mir zur Antwort Frist; denn wahrscheinlich wird sie mich wieder zu einem langen Brief verleiten.

Vorläufig, und als notwendige Folge dessen, was ich dir so eben über die Welt im Allgemeinen sprach und wie sie in unserm Bewußtseyn gedanklich werde, glaub' ich dir doch bemerken zu sollen: Körper, Materie, Stoff u. s. w. sind durchaus für sich und uns nichts Andern, denn was sie thatsächlich, als erregte Empfindung in unsern Sinnen, als Gewußtes (oder erregter Gegensatz der Empfindung) in unserm Geist sind, nämlich durch Bewegung und Leben in die Seele zum Geistesbewußtseyn Fortgepflanztes oder Erregtes von der allgegenwärtigen, sachlichen (realen) Wesenheit der Natur.

Aber, wie gesagt, nur Thatsache ist der Stoff in uns, nicht Ursache. Er ist das gegensätzliche Andersseyn der Natur in der Wirkamkeitssphäre ihrer Sachlichkeit (44), und in so fern Ausdruck, Abbild, Gleichartiges, Offenbarung derselben in uns. (32.) Es verhält sich der Stoff, als Stoff, zum Sachlichwesen der Natur, wie sich der Gedanke eines Menschen zum Wissendwesen, oder zum Geist in seiner Urheit verhält.

Was du also von einem Körper aussprichst, das ist (14) er, nämlich That- oder Seynsweise der Natur, ihr nicht ungleich (48), sondern gleichartig. Wir verfahren aber nicht mit den Stoffen, sondern durch sie, als Seiendes; mit dem Wesen der Dinge selber. (36.)

Lebe wohl, Glanvill! Künftig mehr über den Stoff und die Verkörperungen zu eigenganzten Gebilden.

Erinnerungen

an

Karl Gustav Jochmann, von Pernaun.

Von Heinrich Scholle.

Der Name dieses geistvollen Mannes ist in Deutschland fast noch unbekannt. Er selbst, mit wahrer Aengstlichkeit, suchte nur geräuschlos und verborgen zu leben; und wenn er sich bereden ließ, eine oder die andere seiner schriftlichen Arbeiten der lesenden Welt mitzutheilen, machte er Geheimhaltung seines Namens zur Hauptbedingung. Und doch wurden seine Schriften vom Beifall der Gebildeten des Volkes, und der Kenner begrüßt. Er war der Verfasser des zu Aarau 1823 erschienenen Werkes: „Die Hierarchie und ihre Bundesgenossen in Frankreich. Beiträge zur neuern Kirchengeschichte“; — eben so der „Beiträge zur Geschichte des Protestantismus“, die zu Karlsruhe ans Licht traten; der „homöopathischen Briefe“ u. s. w. In allen offenbarte sich, neben einer Fülle von gelehrten Kenntnissen, Feinheit des Geschmacks, Scharfsinn, und Freimüthigkeit mit Würde gepaart. — Er wohnt nicht mehr unter den Lebenden. Ich darf von ihm reden.

Er war am 10. Februar 1790 zu Pernaun, einem Städtchen Lief-lands am rigischen Meerbusen, geboren, und schon als Knabe ward seiner unersättlichen Wisbegier das Feld der Kenntnisse zu beschränkt, welches ihm die dortige Schule öffnen konnte. Deswegen übergab ihn sein Vater im dreizehnten Altersjahr einem Freunde in Riga, dem Staatsrath Kreuzing, die Domschule dieser Stadt zu besuchen. Von hier, nach

vier Lehrjahren, begab sich der siebenzehnjährige Jüngling auf die Hochschule von Leipzig; besuchte dann noch Göttingen, Heidelberg, und, der französischen Sprache mächtiger zu werden, Lausanne. Nach Riga zurückgekehrt trat er, als Rechtsanwalt, in das Geschäftsleben. Er arbeitete mit Glück. Aber sei es, daß ihm seine Jugend noch zum Vorwurf gereichte, oder daß er's bereute, sich zu früh an ein bleibendes Verhältniß im Leben binden zu lassen: er ging im Jahr 1812, um sich noch die englische Sprache anzueignen, nach England. Hier verlebte er ein volles Jahr, theils in London, theils auf dem Lande bei einem Prediger.

Sein Beruf, welchen er nach der Heimkunft in Riga wieder betrieb, wie belohnend ihm derselbe auch durch Geld und öffentliche Achtung ward, widerstrebte seinem ganzen Wesen. Er sehnte sich nach unabhängigerm Daseyn, nach dem Leben unter milderm Himmel, mit Völkern von vorgeschrittener Gestittung und freierer Verfassung. Er fühlte sich auf russischer Erde einsam und beengt; selbst die Zärtlichkeit einer Schwester, die er innig liebte, selbst die Freundschaft eines Herrn von Sengbusch, dem er bis zum Tode treu zugethan blieb, leistete ihm keinen Ersatz für das, was seinem gesammten Wesen schon unabwehrbares Bedürfniß geworden war. Früher zum Ziel zu gelangen, arbeitete er in seinem Beruf ohne Maß, und legte, wahrscheinlich durch überspannte Anstrengung seiner Kräfte, den Grund zu einer Kränklichkeit, mit welcher er den übrigen Theil seines Lebens zu kämpfen hatte.

Inhaber eines Vermögens, welches ihm sorgenfreie Zukunft verhieß, schied er endlich im April 1819 aus den Armen seiner rigischen Freunde. Er gelobte ihnen damals freilich, es solle nur eine Trennung von zwei Jahren seyn. Aber dem Gelübde, welches ihm der Schmerz des Scheidens entriß, widersprach damals schon die Stimme seines Innern.

Er athmete freier, heiterer, als er Deutschlands Boden betrat; als er wieder der Unterhaltung mit den Weisen und Künstlern des Zeitalters genoß, und ungehemmt in den Blüthen und Früchten der Literatur schmelgen konnte. Doch auch das damalige Deutschland hatte etwas Unwirthliches und Unheimathliches für ihn; es wehte unter den dunkeln Fittigen der heiligen Allianz eine schwüle, beengende Luft, und wohin er kam, begegneten ihm durch Parttheigeist gereizte Gemüther. Er mochte nicht unter den Deutschen bleiben.

Unabhängig in seinen Ansichten, als Fremdling, ließ er sich aber vom Treiben des Augenblicks keineswegs anfechten. Gern theil' ich den

Lesern einen seiner Briefe mit, den er damals an C. H. v. Gengbusch nach Riga schrieb. Aus dem traulichen Geschwätz mit dem Freunde verkündet sich der herrliche Geist des Mannes und seine Beurtheilung der Zeit am treuesten. Und ich möchte doch diesen Geist, in dem kurzen Lebensabriß, vorzüglich bezeichnen.

Charand, den 11. Juni 1819.

Die Werthlosigkeit dessen, was man der Welt als Geschichte aufbieten will, ist oft der Gegenstand unserer Gespräche gewesen, und ich habe immer die Ueberzeugung gehabt, daß alle mit irgend einer obrigkeitlichen Erlaubniß oder unter irgend einer Censur bekannt gemachte historische Werke schon darum von einer aufgeklärtern Nachwelt verworfen und vergessen seyn werden, weil das Imprimatur ihnen die unzweideutigsten Stempel der Unglaubwürdigkeit ausdrückte. Daß aber das Uebel so groß wäre, wie es mir schon die seltenern, bisherigen Gelegenheiten, von Augenzeugen oder ihren nächsten Umgebungen, darstellen, das freilich habe ich nicht gedacht.

Es mag auch wohl seyn, daß das gute Deutschland in dieser Hinsicht am ärmlichsten dasteht. Die Engländer haben Geschichtsschreiber; die Italiener hatten dergleichen in den Zeiten ihrer Freiheit und ihres Ruhms. Die Franzosen haben wenigstens sehr reiche Sammlungen für eine Geschichte, nämlich Denkwürdigkeiten, die nur durch ihre Verborgenheit dem vergiftenden Einflusse der gleichzeitigen Autoritäten entgingen, und erst unter spätem Nachkommen an's Licht traten. Nur in Deutschland giebt es, Dank der demüthigen Blindheit der Niedern, und der vornehmen Unwissenheit der Höhern! nur in Deutschland giebt es fast nichts, als Stammbäume und einen Haufen bedeutungsloser fürstlicher Familiengeschichten, in die des Volkes Geschichte zusammengeschrumpt ist. Ein Herbarium statt der Aussicht in eine reiche Landschaft!

Und diese Familiengeschichten, mit welcher devoten Lügenhaftigkeit sind sie verfaßt! Die Geschichte, die Schiller in seiner Begeisterung das Weltgericht nannte, wie ist sie doch in diesem Lande nichts anderes, als die Dienerin, oder (um in der sächsischen Hofterminologie zu reden) das Kammermensch jedes kleinen Dynasten, unter dessen Scepter oder Stocke sich ihr vermeinter Priester bläht; das Mensch, dessen hauptsächliche Bestimmung es ist, jeden Unrath der Herrschaft sorgfältig zu besei-

tigen, damit er nicht ihr und den Getreuen anstößig sei, indem er sie an den Stoff erinnert, aus dem sie beiderseits gemacht sind.

Denkwürdigkeiten freilich verhalten sich zur Geschichte nur, wie das Ankleidezimmer zur Bühne, die Küche zum Speisesaale. Was wir haben, zeigen diese, wie wir dazu kommen, jene, und mit beiden mögen sie auch das gemein haben, daß sie nur zu oft die Lust an den Schauspielern und an den Gerichten verderben. Aber geben sie uns die Wahrheit, die ganze Wahrheit, so überwiegt dieses alles, — und denn, so lange uns die vornehmen Leute und die Küche so viel giftiges Zeug vorsetzen, ist es da so übel, wenn die nähere Ansicht ihres Treibens uns manchmal den Appetit verdirbt? Dazu kommt, daß solche Denkwürdigkeiten in der Regel unterhaltender sind, als die Mehrzahl der eigentlich historischen Werke, weil der Verfasser sich eben nicht vornahm, gravitatisch zu seyn, und weil oft gerade die Planlosigkeit der Erzählung ihrer Mannigfaltigkeit Raum gab. Die Zeitgeschichte in ihrem ganzen Umfange sollen sie darstellen, nicht bloß die politische, und jede merkwürdige Erscheinung findet in ihnen ihren Platz. Ob eine dritte Eigenschaft, die solchen Sammlungen eigenthümlich ist, daß in ihnen nämlich des Erzählers Meinungen sich unverhohlener zu erkennen geben, auch gelobt zu werden verdient, das freilich hängt von der Persönlichkeit des Erzählers ab. Ich übrigens bemerke dieses Vorherrschende der Persönlichkeit, die meistens ähnliche Werke veranlaßt, besonders darum, weil das Gegentheil davon unter den Deutschen, den Mangel an dergleichen Nachrichten unter ihnen großen Theils erklärt. Zu befangen von Vorurtheilen, zu wenig bekannt mit der Welt, und zu wenig geachtet von ihrem Publikum pflegen die deutschen Schriftsteller (mit wenigen Ausnahmen) ihre Meinungen nach den Ansichten, den Wünschen oder gar den Befehlen ihrer Gönner einzurichten, um diesen Meinungen aus der zweiten Hand die Thatfachen anzupassen, die sie zur öffentlichen Kunde bringen. In England, in Frankreich bedienen sich die Regierungen wohl der Schriftsteller, um Meinungen anzugreifen oder zu vertheidigen; aber das würde nicht geschehen, wenn nicht das Volk ihnen Zutrauen schenkte, indem es ihnen Selbstständigkeit zutraut, und der Verrath dieses Vertrauens selbst beweist sein Daseyn. Nur in Deutschland ist es (wie noch die neuern Verhandlungen über Tugendbündlerei u. dgl. darthun) üblich, daß sich die Schriftsteller hinter die Regierung stecken, um ihren Ansichten Eingang zu verschaffen, und die Kühnheit selbst darf nur im Gewande der Schmeichelei erscheinen.

Die interessantesten Züge und Notizen werden hier eben so sehr durch den Kleinmuth der Schriftsteller, als durch einen bald grüßern, bald feinern Presszwang, der Publizität entzogen und bleiben Gegenstände nur des vertrautern Gespräches. Damit sie Ihnen nicht ganz entzogen werden, habe ich mir vorgenommen, Ihnen in meinen Briefen eine Art Zeitung im Manuscripte zu liefern, die, ohne allen Plan, alles enthalten soll, was an interessanten Notizen durch eigene Erfahrung oder aus glaubwürdigen Quellen zu meiner Kenntniß gelangt ist.

Zuerst und zum Beweise, daß meine Ansicht von dem Geiste der Zeitgeschichte in Deutschland wenigstens eben so sehr dem Aerger, als der Verachtung ihren Ursprung verdankt, will ich Ihnen verkündigen, wer die Verfasser des Werkes Welt und Zeit sind. Herausgeber dieses Buches und Verfasser des größten Theiles seines Inhaltes, soll seyn ein Advokat in Frankfurt a. M., Jaffré. Ein tüchtiger Geschäftsmann ausserdem, ziemlich bejahrt, und von nicht unbedeutendem Vermögen. Ein Mann also, von dem, verkündigte das nicht jede Zeile des Buchs, seine Verhältnisse ergeben würden, daß ihm nicht füglich Langeweile, Noth oder Unbesonnenheit, als Motive seiner Schriftstellerei untergeschoben werden können. Seine Mitarbeiter sind nicht bekannt. Wo solche Männer leben, da darf man an dem Siege der öffentlichen Meinung noch nicht verzweifeln. So ist denn also das erste Licht, das auf die legitime Erbärmlichkeit der Deutschen gefallen, nicht von den Lehrstühlen ausgegangen und nicht von den Universitäten überhaupt, sondern aus dem Geschäftskreise, der der Welt angehört und dem Leben, und nicht die Geistlichkeit hat es angezündet und nicht die Armee, die Herr Dfen für geborne Landstände ansieht, sondern die Juristen haben es gethan, die er so bitter haßt. Ob denn die Leute wirklich noch glauben, daß ihnen aus dem Schulstaube der Baum des Lebens erblühen werde, nachdem eben Dfen, der kräftigste in diesem Staube, die Geistlichkeit und die Armee für nothwendige Stände erklärt, weil sie den Geist und das Gemüth repräsentiren! nachdem er die Kasten-Einrichtungen der Indier und der Egypter als das Ideal aller Staatsverfassung gerühmt, weil — man während ihrer Dauer die kolossalen Felsentempel bei Goa und Pyramiden gebaut!

Rogebue's tragisches Ende wird in Ihrer Gegend, wo sein Wirken nur für die Bühne von Bedeutung war, jetzt schon ziemlich vergessen seyn. Wie aber diese Begebenheit auf die Gefühle der Deutschen gewirkt, haben Sie nicht gewußt, wenn Sie darüber nur in den öf-

fentlichen Blättern Nachrichten suchen konnten. Mich führt zu diesem Gegenstande nicht nur die Merkwürdigkeit des Vorfalles selbst, als eines Zeichens der Zeit, sondern auch eine sehr natürliche Ideenverbindung. Kogebue's Reise in die Rheingegenden war, wie in mancher andern, so auch in der Hinsicht eine Entdeckungsbreise, daß er die unbekannte Quelle jenes Buches „Welt und Zeit“ zu erforschen suchte, welche die Ufer des Rheins und des Mains mit Zerföhrung und Segen zu überströmen drohte, wie die unbekannte Quelle des Nils, Egypten.

Die Zeitungen, so viel ich weiß, drücken über Kogebue's Ermordung nichts aus, als den Abscheu gegen die That (an sich ganz in der Ordnung) und höchstens ein schüchternes Bedauern über die Regierung und die Aufopferung einer so edeln Natur, als es die seines Mörders unstreitig ist. Wie aber das Volk — und von dieser Benennung nehme ich hier und für immer alle diejenigen aus, die, durch Geburt oder Dienste, den bevorrechteten Ständen angehören — über diese That denkt, erfahren Sie durch solche Lohnprodukte des Augenblicks nicht. Die Stimme, die ich in dieser Hinsicht — von Memel bis hieher, überall eine und die nämliche — gehört, eignet sich nicht für die Presse. Die Erscheinungen, welche die öffentliche Stimmung so deutlich zu erkennen geben, als das lauteste Wort nur thun kann, eignen sich dafür noch weniger.

Keine Frage ist noch so oft an mich gerichtet worden, als die, wie man die Nachricht von Kogebue's Tode in Rußland aufgenommen? Nie aber wird sie mit dem geringsten Anscheine von Besorgniß, immer vielmehr mit einem so lauernden, lächelnden Bink gethan, als denke man mir ein recht widerliches Thema mit Posaunenbegleitung vorzuspielen. Freilich setzt es sehr falsche Vorstellungen von unserm Vaterlande und seinen Bewohnern voraus, wann man glaubt, des Kogebue werde bei uns nur mit dem tiefsten Schmerz der innigsten Theilnahme, des Sand mit Abscheu und mit blutdürstiger Nachsucht gedacht; in der unglücklichen That selbst nur der erste Schlag einer ausgebreiteten Verschwörung, und überhaupt in dem ganzen Vorfalle eine Staatsache erkannt. Solche Gefühle sind vielmehr nur an den deutschen Höfen und bei den deutschen Niethgelehrten zu Hause; das Volk aber betrachtet ziemlich unverhohlen diese That als seine Sache. Vergebens würden Sie hier, wie ich in der Regel gethan habe, um Ihre Unbefangenheit zu behaupten, die Persönlichkeit jener Unglücklichen von der That trennen, dem Urtheile über einen dieser Gegenstände keinen Einfluß auf das über den

andern einräumen, und ungeachtet sowohl der anerkannten Schlechtigkeit des Handwerks, das der Ermordete trieb, als der reinen und uneigennütigen Beweggründe des Mörders, die Schlechtigkeit der That als solchen aussprechen, vergebens darauf dringen wollen, daß eine solche That die unentbehrlichste Grundlage aller menschlichen Gesellschaft, die öffentliche Treue erschüttere, und daß es thöricht sei, eine bessere Ordnung der Dinge auf dem Wege erringen zu wollen, der zur Zerstörung jeder Ordnung führe. Man wird Ihnen antworten: „Die Ereignisse einer ungewöhnlichen Zeit ertragen den Maßstab des Compendiums nicht, am wenigsten dulde die Vergeltung ein anderes Maß, als das der Beleidigung, und nur der verächtlichsten Dummheit dürfe zugemuthet werden, die öffentliche Treue gegen den Verrath zu beobachten, der ihr abgeschworen. Wo die Willkür herrsche, da trete gegen ihre Diener billig Gewalt in die Schranken; und die Gesellschaft habe schon längst ihre Bande selbst gelöst, die ihren ersten Zweck, den Schutz aller Rechte, nicht mehr erreiche. Des deutschen Volkes Sache habe Sand geführt, die offenbar nicht länger die seiner Regierungen sei. Arglistig habe man in den Zeiten der Noth Rechte anerkannt, die man heimlich zu verabscheuen fortgefahen, und Versprechungen gethan, die man zu erfüllen niemals Willens gewesen. Daß man das edelste Vertrauen und die gerechteste Erwartung, nachdem man sie hundertfach getäuscht, noch mit dem Beifalle aller, die in dieses Volkes Unterdrückung ihr Wohlseyn finden, verhöhnt und dem wohlwollenden Beherrscher eines mächtigen Nachbarstaates, als Gefesslosigkeit und Empörung, verhaßt machen wollen, habe nur eine That vergeltender Verzweiflung zur Folge gehabt; eine That, bei der nichts zu bedauern sei, als daß ein so edles Leben an ein so verächtliches gesetzt worden. Einige hundert Menschen, dem Urheber dieser That gleich, seien nöthig, um Schuld und Rache auszugleichen.“ —

Das klingt gräßlich; aber Sie werden gestehen, gräßlicher noch ist, daß es nicht beantwortet werden kann von denjenigen, die ihr Gift eben so treulos anwandten, als Sand seinen Dold. Die heftigsten Reibungen zwischen dem alten Besitzstande und dem neuen Rechtgeföhle haben in diesem unglücklichen Lande alles in Parteien geworfen, und geht es so fort, so fürchte ich, es wird bald jede Stimme Gehör finden, nur nicht die der Vernunft.

Mannheim ist das Ziel aller Ferienreisen gewesen, und nicht bloß Studenten, Personen aller Stände haben sich aus entfernten Gegenden

Deutschlands hingedrängt, um Sand zu sehen. Sie haben es gethan, ungeachtet der Inquisitionsmiene, welche die Behörden bei dieser Gelegenheit angenommen, ungeachtet der Nähe des aus seinem Schlafe aufgestörten Bundestages, und ungeachtet des Verdachtes, der vergiftender als jemals und je ungewisser desto schrankenloser sein Wesen gerade jetzt und in jener Gegend treibt. Sie haben dadurch bewiesen, daß sie die öffentliche Neigung für stark genug hielten, um alle diese Gefahren zu überwiegen. Kogebue, sagen mir mehrere, die aus der Pfalz zurückgekehrt sind, sei überall, wohin er sich gewendet, und auch in Mannheim, der Gegenstand des öffentlichen Hasses gewesen; Sand, vom ersten Augenblicke an, der Liebling auch der Mannheimer. Allgemein bedauere man des letztern rasche That — gegen sich selbst. Hätte er einen Wagen bestellt gehabt, sich auf ein Pferd geworfen, so würde er Mannheim haben verlassen können ohne ein Hinderniß zu finden, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wäre. Dem Wunsche glaubend erzählt das Gerücht von einem Erbieten der Juristen-Fakultäten in Bonn und Heidelberg zu seiner Vertheidigung. Ich hoffe, es schenkt nur dem Mißtrauen Glauben, wenn es auch die Sage verbreitet, Struve (russischer Geschäftsträger in Carlsruhe und auch ein Deutscher!) habe bei seiner Anwesenheit in Mannheim zur Tortur gerathen. Auffallender scheint es mir, daß der Schleier des Geheimnisses, mit dem man den unglücklichen jungen Mann und alle seine Umgebungen nun schon so lange verhüllt, nicht ähnlichen Argwohn unmenschlicher Behandlung erweckt und stärkt; und ich kann mir diese Erscheinung nur erklären, indem ich glaube, daß die Leute, ihre eigne Stimmung bei den Beamten voraussetzend, es für unmöglich halten, daß sich unter diesen die zur Vollführung des finstern Werks nöthige Anzahl Denker finden sollte. Den Herren, die hauptsächlich Kogebue's politisches Publikum ausmachten, würden sie dergleichen eher zutrauen; aber zu viel Aufsehen dürfte es, meinen sie etwa, erregen, wollte man einen ganzen Hofstaat, oder die Herren-Bank einer der neuen Detail-Repräsentationen dazu delegiren.

Wie man übrigens im Ernste daran denken kann, Sand's Leben vor dem Richterstuhle zu retten (und es glauben an diese Möglichkeit sogar angesehene Geschäftsmänner in Dresden), bleibt mir unbegreiflich. Der Richter, der (und ich denke, der Gewissenhafte kann nicht anders) keine Stimme hört, als die des Gesetzes; der die That und die Motive des Thäters, das geraubte Menschenleben und nicht den Abscheu, den der Besizer desselben einflößt, berücksichtigt; ich denke, er kann

und darf für Sand kein Urtheil haben, als ein — Todesurtheil. Ein anderes versprach sich auch Sand selbst nicht, der ihm durch freiwilligen Tod zu entgehen suchte, und verhüte nur Gott, daß nicht die Furcht zu einer Schändlichkeit verleite, zu einer geheimen Hinrichtung. Sands Rettung aber würde nur auf zwei Wegen möglich seyn: durch eine Appellation an das Volk, an dessen freisprechender Stimme ich im geringsten nicht zweifeln würde, oder durch Vorschüzung seines Wahnsinnes zur Zeit als er die That ausführte. Jene aber gehört nun einmal nicht zu den gültigen Rechtsmitteln, und diese Verteidigung, der ohnehin die erwiesene, lange Beabsichtigung der That und die bedächtige Vorbereitung dazu widersprechen, dürfte gerade dem Sand selbst am unwillkommensten seyn, der sich, vermöge ihrer, eines vermeinten Verdienstes beraubt sehen müßte, für das er schon sein Leben freudig eingesezt hatte.

Bei keiner Gelegenheit hat sich wohl die Unzuverlässigkeit der öffentlichen Blätter und der Bühnen und die Albernheit ihrer Anmaßung, Organe der öffentlichen Meinung zu seyn, so bloß gegeben, als bei dieser. Nicht so laut, als diese Präntensionen, sind die Kritiken des Publikums; aber zahlreich und deutlich genug. So habe ich in zwei Kaffeehäusern in Berlin auf einem im „Gesellschafter“ befindlichen Bildnisse Rogebue's die Unterschrift: „Friede seiner Asche und Neue und Erkenntniß seinem Mörder“ durchstrichen gefunden; so wurde die Energie der Theater-Direktion in Berlin, die gerade jezt fast täglich Rogebue'sche Sachen gab, nur von dem Publico der Logen des königlichen Ranges erkannt, — im Parterre aber war keines; und das klägliche Ende der in Königsberg versuchten Todtenfeier haben fogar die Zeitungen nicht verheimlichen können. Ich dünkte, man gebe solche unzeitige Versuche auf, um wenigstens zur Erfüllung der ersten Hälfte jenes Wunsches im Gesellschafter etwas beizutragen.

Uebrigens muß man bekennen, daß der selige Herr Etatsrath sein Lebenlang ein Glückskind gewesen ist, das nicht einmal einen schlechten Streich begehen, dem nicht einmal ein übles Ereigniß begegnen konnte, ohne zu seinem Glücke (ich möchte lieber sagen zu seiner Fortune) beizutragen. In einem Verrathe an dem häuslichen Glücke seines ersten Gönners findet er festen Fuß zu dem ersten Schritte auf einer unerwartet glücklichen Laufbahn. Katharine läßt ihn für ein Pasquill züchtigen und der Unfall macht seinen Namen zuerst, und nicht weniger als sein „Menschenhaß und Neue“, bekannt. Er behandelt seine ersten

Weiber schlecht, und immer liebenswürdigere fliegen ihm zu, und seine empfindsame schlafe Moral wirkt auf das ganze, zarte Geschlecht, wie der Giftbauch der Schlange auf die kleinen Vögel, indem er sie alle in ihren Rachen zieht. Man läßt ihn eine Spaziersfahrt nach Sibirien machen, um ihn mit Auszeichnungen und Reichthum zu überhäufen. Der Haß Napoleons vermehrt die Gunst der Großen, und seine Popularität. Endlich, da er alles genossen hat, was Eitelkeit und Sinne zu befriedigen vermag, läßt er es sich einfallen, eine große bewegte Zeit mit seinem Hohne abkühlen zu wollen, und ein unbekannter Jüngling opfert alle Wünsche und Hoffnungen, zerreißt alle Bande, die das jugendliche Herz so mächtig an das Leben fesseln, um ihn die nieerlassene Schuld der Natur schnell und schmerzlos bezahlen zu lassen; ihm alle Schwächen und den Ueberdruß des hinfalligen Alters zu ersparen, ihn der Beschimpfung eines täglich wachsenden Volksbasses zu entreißen und seiner schriftstellerischen Celebrität eine welthistorische hinzuzufügen.

Von Herrn v. Rogebue führt mich eine Gedankenverbindung so natürlich, als die vom Bogen zum Pfeile, auf Herrn v. Stourdza. Denn wirklich scheint dieser Mann nur der Giftpfeil gewesen zu seyn, den kein anderer als Rogebue schleuderte, und nebenbei ein Bemitteltenwerther, der sich zu einer Duodezeitelkeit verleiten ließ, um eine Narrheit in Folio zu begeben. Kränklich und hypochondrisch, wie er obnehin ist, scheint ihn gleich anfangs das Gefühl seiner Unbesonnenheit, seiner Gehässigkeit und seiner Mittellosigkeit gegen die Stimme des allgemeinen Unwillens und die Angriffe gewandter und kenntnißvoller Gegner, zehnfach drückend gewesen zu seyn. Er kam nach Dresden, hauptsächlich wohl, um ärztliche Hülfe zu suchen. Hier führte er einige Wochen lang ein eingezogenes Leben, der Hinfalligkeit seines Körpers und der Unruhe seiner zerrissenenen Seele zusagend. Des Grafen Buchholz bekannte Ausforderung machte ihn noch unglücklicher; sein Kleinmuth aber wuchs, als ihm Rogebue's Schicksal zu Ohren kam, und seine Angst stieg auf das Höchste, als ihm ein anonymes Brief den 23. April als den Tag seines eigenen, gewaltsamen Todes ankündigte. Jetzt blieb er noch vierzehn Tage nur den vertrautesten Bekannten zugänglich, bis er Dresden bei Nacht und Nebel, und mit einem, von dem russischen Gesandten unter falschem Namen ausgefertigten Passe, verließ. Er wohnte im Hôtel de Pologne, wo einer seiner Leibeigenen gegenwärtig als Hausknecht dient. Der ehrliche Kerl, den sein Dienstfeier und seine Gut-

müthigkeit bald beliebt gemacht haben, war durch nichts zu bewegen, seinem Herrn zu folgen und das Land zu verlassen, das dieser mit so schwarzen Farben geschildert hatte. „Lieber ein Knecht seyn unter den Bauern,“ versicherte er in gebrochenem Deutsch, „als mitziehen!“ und dabei bleibt er noch jetzt.

Was ich Ihnen bisher über Herrn von Stourdza gesagt, und was ich über einige Aeußerungen desselben Ihnen zu sagen im Begriffe bin, dürfen Sie für glaubwürdig halten. Ich weiß diese Angaben aus dem Munde seines Arztes. Aerzte sind ohnehin die Beichtväter unserer Zeit; aber wären sie es auch nicht, ein Mann, der wie Hofrath Weigel ebensoviel Weltkenntniß als Gelehrsamkeit, besitzt, dem sein Charakter und seine Bildung nicht weniger als seine Kunst die Herzen der Menschen aus allen Ständen aufschließt, und der, unter den merkwürdigsten Menschen, die wichtigsten Begebenheiten nicht theilnahmlos erlebte, ein solcher Mund verdient unter allen Verhältnissen Zutrauen.

Weigel selbst machte Herrn v. Stourdza mehr als einmal auf die Unbesonnenheit aufmerksam, über ein ganzes Volk, ohne Kenntniß seiner Sitten, seiner Sprache und Verhältnisse, so beleidigend abzusprechen, als er gethan. Eine Unbesonnenheit, wie sie sich kaum reisende Scribler auch über andere Völker erlauben, aber von einer solchen wesentlich verschieden und unverzeihlicher, als sie dadurch, daß hier das voreilige und gehaltlose Urtheil in Form einer Denunciation, als das Werk langer Erfahrung und tiefen Nachdenkens, dem mächtigsten und wohlwollendsten Fürsten seiner Zeit, und allen Kabinetten Europa's, Haß und Verdacht erregend, zugeeignet wurde. Dann klagte jener entschuldigend: dem Kaiser Alexander sei in Aachen eine Anzahl gleichartiger Denkschriften deutscher Verfasser überreicht gewesen. Zu wichtig habe ihm die Sache geschienen, um sie den übrigen Fürsten nicht mitzutheilen. Er, Stourdza, habe den Auftrag erhalten, die wichtigsten Behauptungen dieser vielen Eingaben in einer Denkschrift zusammenzustellen. Das und nicht mehr habe er gethan. Das herannahende Ende des Congresses habe die Beschleunigung der Mittheilung nothwendig gemacht. Sein Werk habe daher als gedrucktes Manuscript vertheilt werden sollen, und in einer Nacht seien nur so viele Exemplare, als zu jenem Zwecke erforderlich, unter Aufsicht eines russischen Beamten abgezogen worden. Ein Gleiches sei mit vielen andern geschehen, und nur ihn habe das Unglück der Entdeckung treffen müssen.“ So weit Herr v. Stourdza, der übrigens den in den Zeitungen bekannt gemachten Brief

an den Großherzog von Weimar keineswegs in dieser Art geschrieben zu haben behauptete. Weigel selbst hat mich mehr als einmal versichert, er habe nicht allein das Concept desselben bei Stourdja, sondern auch die von Seiten der russischen Gesandtschaft vertheilten Abschriften bei dem französischen und östreichischen Gesandten gesehen, und die berühmtesten Worte: „er, Stourdja, habe auf Befehl des Kaisers gedacht, gehandelt und geschrieben“, hätten sich nicht darin befunden. Es habe ausdrücklich nur geheissen, daß er auf Befehl seiner Regierung gehandelt, qu'il avoit agi par ordre de son Gouvernement.

Die allgemeine Meinung des Publikums nennt Rogebue als den ganz eigentlichen Verfasser der Schrift, die von Herrn v. Anstetten in Frankfurt a. M. gebilligt und an Stourdja gegeben worden, um des Herrn v. Rogebue französische Phrasen, die nicht weit her gewesen seyn sollen, zu corrigiren und zu feilen. Inwiefern dieses Gerücht gegründet sei, weiß ich nicht. Es dürfte übrigens leicht des Herrn v. Rogebue blutiges Ende unwiderruflich bestimmt und beschleunigt haben. So viel endlich scheint gewiß zu seyn, daß man die Schrift, zuerst von Cotta in Tübingen, dann in Brüssel und zuletzt in London gedruckt, von Paris aus, der Quelle alles Uebels, in Umlauf setzte.

Wie dem aber auch seyn mag, und angenommen, jedes Wort des Herrn v. Stourdja sei buchstäblich wahr, so scheint mir doch die Vertheidigung oder Entschuldigung, die seine Aeußerungen enthalten sollen, eine der lahmsten zu seyn, die es jemals gegeben hat, und Zweifel zu veranlassen, die unter seinen Voraussetzungen durchaus unauflöslich sind. War er wirklich nur der Zusammensteller, der Referent fremder Meinungen, wie mochte es ihm denn einfallen, — nicht etwa seinen Namen der Denkschrift vorzusetzen, denn dieser mag nur dem Nachdrucke angehören, — aber, bei Abfassung derselben in jeder Zeile seine Autorität so zudringlich vorzuschieben, als offenbar geschehen ist, fremde Meinungen vollkommen in dem Tone eigener Ueberzeugung vorzutragen, und über das Ganze diese mystisch-devote Salbung auszugießen, die seine Persönlichkeit so deutlich beurkundet? — Oder, wenn er nun einmal der kleinlichen Eitelkeit, diese Giftblumen auf den eigenen Acker zu verpflanzen, nicht Herr werden konnte, geboten nicht, nachdem diese geistige Nachteule von der Sonne der Publicität überrascht zum Gespötte Aller geworden war, Pflicht und Klugheit das consequenteste Beharren auf der begonnenen Bahn? Durfte er hoffen, die Eitelkeit, die er sich zu Schulden kommen lassen, durch eine Thorheit wieder gut zu machen,

und mußte er die Geheimnisse des Congresses, die Befehle seiner Regierung aufdecken, um seine eigene werthe Person zu salven? Es ist in der That um so unbegreiflicher, daß er das gethan, da er nach den Grundsätzen der Ehre, der er dieses Opfer brachte, die seinige dadurch im geringsten nicht gerettet hat; die bloße Sicherstellung seines Namens, die er besser den Füßen einiger Postpferde anvertraute, dergleichen nicht erforderte, und es jetzt nur noch auf einen Federkampf ankam, in dem er, so gut es ging, das Mondkalb vertheidigte, das er, gleichviel ob adoptirt oder selbst erzeugt, einmal als seinen Sprößling anerkannt hatte. Ein solcher Kampf aber war um so leichter, da er, fühlte er sich auch selbst zu leer, um dem Wize und der Gründlichkeit seiner Gegner nur etwas Gründliches entgegenzusetzen, doch billig wissen oder doch wenigstens bald erfahren konnte, daß er sich in einem Lande befand, in welchem an jeder Straßenecke, wie in London und Paris, Mietzblutscher, Mietzschriftsteller zu finden sind.

Darauf übrigens scheint mir nichts anzukommen, ob er sich wirklich der durch die Zeitungen bekannten demüthigen Worte in dem Briefe an den Großherzog von Weimar, oder der von mir obenangeführten, bedient; denn im Grunde bedeuten beide Phrasen gleichviel. Merkwürdig aber bleibt es, wie, wenn er sich wirklich der letztern bediente, den erstern nicht ausdrücklich höhern Orts widersprochen wurde, wenn man nicht etwa auch da den Unterschied für unbedeutend ansah, oder Herr v. Stourdza nicht wirklich, im Abschreiben seines Concepts, die Erweiterung des anfänglich gebrauchten Ausdruckes für rathsam gehalten hatte.

Diese alberne Geschichte hat, gleich den Thaten und Meinungen des Herrn v. Rozebue, bedeutend zur Verstärkung des Argwohnes beigetragen, den man in Deutschland gegen behauptete russische Eroberungspläne und gegen alle russische Agenten (insbesondere diejenigen, die durch Muttersprache und Abstammung dem deutschen Volke angehören) hegt. Ich denke, sie hätte das Gegentheil bewirken und gerade die Nichtexistenz solcher Pläne beweisen sollen, da sich unmöglich voraussetzen läßt, daß man sich, beabsichtigte man wirklich eine Bearbeitung der öffentlichen Meinung zu dergleichen Zwecken, so ungeschickter Werkzeuge dazu bedienen werde.

Haben endlich in Aachen so zahlreiche Denunciationen der Deutschen gegen Deutsche statt gefunden, so hat sich der Kaiser Alexander unstreitig ein neues Verdienst um Deutschland erworben, indem er dieses

Landes Verräther eben so wohl zu verachten, als dessen Feinde zu bekämpfen, verstanden hat.

Was jenen Argwohn betrifft, so bin ich vollkommen überzeugt, daß jeder etwanige fremde Eroberungsplan gerade in den deutschen Fürsten selbst seine eifrigsten Beförderer findet; freilich wider ihren Willen, allein es ist dieses nicht das erstemal, daß sie nicht wissen, was sie thun. Ihren Völkern gegenüber stehen sie jetzt in dem Verhältnisse böser Schuldner zu gerechten Gläubigern, und den vortheilhaften Vergleich, den sie vermöge des dreizehnten Artikels der Bundesakte geschlossen, wollen sie nicht erfüllen; was unflug und unedel zugleich ist, da sie in jedem Prozesse leicht alles verlieren dürften, weil sie nichts aufopfern wollten. Wenn es nämlich auch entschiedene Republikaner in Deutschland giebt (woran nicht zu zweifeln seyn möchte), so sind sie doch wohl, dem Charakter ihres Volkes treu, besonnen genug, um in der gegenwärtigen Generation nur das Feld zur Ausfaat ihrer Wünsche, wenn nicht gar bloßen Dünger zu erblicken, der für die künftige Ausfaat unterpflügt werden muß. Sie dürften daher zu Uebereilungen nichts weniger als geneigt seyn. Bei allen aber ist keine Ueberzeugung so lebendig, als die von der Unentbehrlichkeit der Einheit ihres Volkes, als der wesentlichsten Bedingung seiner künftigen Freiheit. Sehen sie nun mit jedem Tage deutlicher, wie das Streben ihrer Regierungen nichts so sehr bezweckt, als die Verewigung der bisherigen Trennungen, die Vernichtung aller Institutionen, die auch nur entfernt eine künftige Vereinigung hoffen lassen, so dürften sie leicht einmal in ihrer Verzweiflung selbst die Alleinherrschaft eines fremden Eroberers, als die Vermittelung dessen, was vor allem Noth thut — der Freiheit, dem alten Flickwerke vorziehen, und Deutschland dürfte auf diesem Wege, wie Polen, zur Einheit gelangen, mit dem Unterschiede nur, daß es vorher nicht von seinen Nachbarn, sondern von Einheimischen zerrissen war.

Dazu kommt, daß die deutschen Regierungen, vielleicht in dem Bewußtseyn ihrer unsichern Stellung, aber gewiß nicht zur Sicherstellung derselben, der lächerlichsten Eifersucht gegen das einheimische Verdienst Raum geben, und jeden ausgezeichneten Deutschen daran gewöhnen, von fremden Regierungen das Anerkennen seiner Verdienste zu erwarten und bei Fremden die Belohnung derselben, ja sogar nur den Schutz, der jener Schuldigkeit ist, zu finden. Dies geht oft bis ins Lächerliche, wie Ihnen einige mir nahe liegende Beispiele beweisen mögen.

Beigel, obnehin durch Charakter, Talente und Kenntnisse ein sehr

achtungswerther Mann, erwarb sich neue Verdienste um seine Mitbürger durch die Dienste, die er ihnen während der schrecklichen Periode leistete, in der Dresden und seine Umgebungen der Schauplatz des Krieges waren. Er erwarb sich aber auch um unsere hülfbedürftigen Landsleute große Verdienste, die von der russischen Regierung durch zwei Ordensdekorationen anerkannt wurden, und diese reichten hin, ihn zum Gegenstande des Hasses und der Verfolgung zu machen. Von Töplitz zurückkehrend, wo er nach der Schlacht bei Culum zu Verpflegung der verwundeten Russen nach Kräften beigetragen hatte, ward er auf Befehl Napoleons aufgehoben, und von der französischen Armee, ohne daß ihm irgend ein Vergehen zur Last gebracht wäre, mitgenommen, zuletzt nach Erfurt geschleppt. Hier schmachtete er, von seiner Heimath und Familie getrennt, ohne bei seiner Regierung, der treuen Verbündeten Napoleons, Hülfe zu finden, obgleich ihr seine Befreiung so leicht gewesen seyn würde; und er würde vergessen seyn, hätte er sich nicht an die Großfürstin Maria Pawlowna in Weimar gewandt, die gern, wie immer, die Gelegenheit ergriff, einem braven Mann nützlich zu seyn, und bei dem eben anwesenden Könige von Preussen unverzüglich seine Auslösung gegen einen französischen Obristen bewirkte. Diese Leiden söhnten indessen den sächsischen Hof um so weniger aus, da er sich durch die fremde Hülfe beschämt fühlen mußte, und das Unrecht obnehin den unverföhnlich macht, der es that. Weigel war seitdem der Nachsicht aller Hoffstrangen ausgesetzt, die sein Leben nach Kräften zu verbittern suchten. So weit soll der Eifer gegen ihn gehen, daß man, und, wie man sagt, mit höhern Beifalle, Briefe aufgefangen hat, in welchen reiche Kranke ihn um ärztlichen Rath baten, und fortdauernd dergleichen Patienten an andere Aerzte zu verweisen bemüht ist. Unter solchen Umgebungen ist bei Weigel der Wunsch, sein Vaterland zu verlassen, sehr natürlich. Setzte er ihn doch nur in Erfüllung, diesen Wunsch! Seine Kunst sichert ihm überall eine ehrenvolle Unabhängigkeit, und bei uns insbesondere würde ein Mann, wie er, mit Reichthümern und Auszeichnungen überhäuft werden.

Nicht viel besser als ihm ist es Herrn Winkler gegangen, der Ihnen unter dem Namen Theodor Hell bekannt seyn wird. Vor dem Kriege war er Archiv-Sekretär, und Kepnin, der sich nicht zu der deutschen Fürsten Maxime bekennt, die das Talent für eine unnütze Bestie hält, wie der Bauer den Pegasus, weil er ihn nicht in den Pflug spannen konnte, — Kepnin benutzte den tüchtigen Geschäftsmann, in-

dem er ihn zu einer bessern Stelle in seiner Kanzlei beförderte, und ließ seinem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren, indem er ihm ein Hofrathsdiplom gab. Nach der Rückkehr des sächsischen Hofes hat Herr Winkler seine neue Stelle verloren und die vorige nicht wieder erhalten; ja man hat kleinlich genug gedacht, ihm den Titel zu streichen, der doch nicht den Mann, sondern den der Mann ehrte.

Sachsen wurde bekanntlich im letzten Kriege eine geraume Zeit von russischen Autoritäten administriert, und in Dresden befand sich eine beträchtliche russische Garnison. Wollen Sie über die Stimmung der Sachsen in dieser Hinsicht etwas wissen, so glauben Sie auch hier das Gegentheil von dem, was die Zeitungen sagen, um der Wahrheit einigermaßen nahe zu kommen. Die Begeisterung, mit welcher Kozubue von dem Betragen der Russen und von dem Glücke, mit welchem sich die Deutschen durch solche Gäste gesegnet fühlten, gesprochen, ist keineswegs die Stimme der gezwungenen Gastfreunde. Das Volk, dessen Urtheile in der Regel gerecht sind, hat geachtet, was zu achten war, und schweigend ertragen, was es dulden mußte. Von allen höhern russischen Befehlshabern ist Kopynin der einzige, der sich allgemeine Achtung erworben hat. Kein Vorwurf, weder der Brutalität, noch der Erpressung, besleckt seinen Ruf. Freilich würde er besser gethan haben, die Summen, die er mit Geschmack und Prachtliebe zur Verschönerung Dresdens verwandte, dem armen Volke zu schenken; edler und wohlthätiger aber war es denn doch, den Anstrengungen des Volkes diese Bestimmung zu geben, als, mit dem Schweiße desselben, Castraten und Hoffstranzen zu mästen, wie vor- und nachher geschehen ist. Weit davon entfernt, sich selbst zu bereichern, lebte übrigens Kopynin mit einer seiner Würde angemessenen Pracht von seinem eigenen Vermögen, darüber ist nur eine Stimme. So wenig war die hohe Stelle, die er bekleidete, seinen Finanzen vortheilhaft, daß er vielmehr Schulden zu machen gezwungen war. Ja, was noch mehr ist, er hat diese Schulden nicht allein gemacht, er hat sie sogar bezahlt! Noch jetzt bedauern die Dresdner, daß Kopynin nur Civiloberbefehlshaber, und folglich nicht überall im Stande war, seinen guten Willen auch den militärischen Autoritäten befehlend mitzutheilen.

Herr v. G. war ein junger Mann, der die Kommandantenstelle in Dresden wahrscheinlich den patriotischen Opfern verdankte, die sein Vater, der Finanzminister, dem Staate gebracht hatte. Er führte 3000 bewaffnete Leibeigene desselben nach Dresden, die auf Kosten ihres Herrn

gegen den gemeinschaftlichen Feind gestellt waren. Herr v. G. war noch sehr jung; — eine der größten Belohnungen, die er sich durch die Tugenden seines Mannesalters nur erwerben kann, wird er genießen, wenn er durch dieselben die Erinnerung an seine jugendliche Befehlshaberschaft auszulöschen vermag. Daß er unter andern, zur augenscheinlichen Gefahr aller Einwohner und zum Verderben aller zahlreichen Kranken seiner eigenen Nation und der Stadt, mitten in dieser seine Truppen auf dem Neumarkte im Feuer exerciren ließ, darf ihm kaum noch zum Vorwurf gemacht werden, nachdem ein deutscher König, im tiefen Frieden und in seiner eigenen Hauptstadt, dem Beispiele gefolgt ist. Sie werden vielleicht von dem glorreichen Manöver gehört haben, das, nur zwei Tage nach meiner Abreise, in den Straßen von Berlin statt gefunden hat. Augenzeugen von daher haben mich versichert, daß man auf das muthigste unter den Linden aus einer Batterie von acht Feldstücken und unzähligen Flinten geseuert, auch einen glorreichen Sieg über mehrere hundert Duzend Fensterscheiben und einige arme Kranke, deren Tod der Schrecken verursachte oder beschleunigte, sehr wohlfeil mit einem einzigen Adjutanten, der vor Eifer den Hals brach, erkaufte habe. Man hat die Fensterscheiben mit etwas mehr als 1000 Th. bezahlt, und damit ist offenbar alles gut gemacht, obgleich Uebelgestante ungeschert die Hoffnung hegen, daß sich der liebe Gott zu seiner Zeit die gefährdeten Menschenleben ebenfalls werde bezahlen lassen. Ich, meines Theiles, bin sehr geneigt, die ganze Geschichte für eine Conspiration der Glaser zu halten, und hoffe, daß die Herren v. Schmalz und v. Ancillon diesem neuen Symptome der Lugend bald auf die Spur kommen werden.

Herr v. G. ward von seinen gefährlichen Uebungen durch Weigels Vorstellungen zurückgebracht, der dem wegwerfenden Tone des jungen Mannes, mit männlicher Festigkeit, die Stimme der Humanität, die auch für russische Verwundete sprach, seine Pflicht als Aufseher der Hospitäler, Kepnins Wünsche, und endlich, da alles das nichts fruchtete, des Kaisers anerkannten Edelmuthe und den Entschluß, bei ihm Hülfe zu suchen, mit Erfolg entgegensetzte. Jenen hat die Remesse in der Freude seines Herzens auf einen Rutschberg geführt und da auf die Nase fallen lassen. Den schlechten Geist, der in Deutschland herrscht, mögen Sie daraus abnehmen, daß ich noch Niemand von diesem Unfalle ohne Lachen sprechen gehört habe.

Herr v. K. war Polizeimeister in Dresden. Er scheint nicht einmal Charakterstärke genug besessen zu haben, um sich mehr als Berach-

tung zu erwerben. Den niedrigen Mitteln zu seinen Erpressungen entsprach nur die Gemeinheit, mit der er unter Huren, Juden und Spielern das Erpreßte durchbrachte. Sogar die armen Freudenmädchen mußten, um ihr Gewerbe zu treiben, Erlaubnißscheine bei ihm lösen. Doch lassen die Spötter ihm Gerechtigkeit widerfahren und gestehen, daß er nur nach eigener Prüfung dergleichen austheilte. Auch er hat Schulden hinterlassen, die es aber noch sind.

Im Allgemeinen war der Soldat erträglicher, als sein Befehlshaber. Die nicht seltene Gutmüthigkeit des gemeinen russischen Mannes verfoßhte mit seiner Rohheit, die dem Mangel an Bildung ihren Ursprung verdankt. Die Brutalität der Offiziere, die nichts als Folge gänzlicher Verbildung ist, war immer empörend. Nicht selten sollen diese Herren auch gegen Bürger, von den ihnen ganz eigenthümlichen Faustschlägen ins Gesicht, Gebrauch gemacht haben, die wir leider noch auf unsern Paraden, als Surrogate der Stockschläge, zu sehen gewohnt sind. Der Ausnahmen hat es gegeben, das versteht sich, sie bestätigen aber, eben als solche, auch hier die Regel. Uebrigens lieferten die gemeinen Russen in Dresden einen neuen Beweis ihrer Bildsamkeit. Sie, die in Schmutz und Ungeziefer gefüllt einzogen, und auf vielfältige Bitten der mit Abscheu und Ekel erfüllten Bürger endlich in Kasernen einquartiert wurden, die auf den Straßen sehr betriebfam von den Vorübergehenden neue Kleidungsstücke, besonders Stiefel, gegen ihre alten eintauschten oder kurzweg requirirten, die, als Schildwachen vor dem Naturalienkabinette, den Spiritus von den daselbst bewahrten Mißgeburten wegsoffen, und die auf das Trockne gesetzten Merkwürdigkeiten in der Stadt zum Kaufe ausboten; diese Halbthiere verließen Dresden als ein wohlgekleideter, wohlgenährter und wohldisciplinirter Heerhaufe.

Wir scheint, daß es für die Völker überhaupt keine weniger ehrenvolle Repräsentation giebt, als die durch ihre stehenden Armeen.

Einem Brauche der Zeit gemäß, der bedeutsam genug allen Unterhaltungstoff in politischen und nichtpolitischen theilt, will ich diesen Blättern für Sie ein nichtpolitisches Feuilleton beifügen. Auch seinen Inhalt habe ich mehr dem Schauen, und dem Hören, als dem Lesen abgewonnen.

Der Mysticismus, mein theurer Freund, fährt mit wachsender Macht fort, seinen Scheffel auf so viele Lichter als möglich zu setzen. Ich hoffe, es sind nur Pfenniglichter, die sich das gefallen lassen. Man weiß in der That nicht, ob man lachen oder trauern soll, wenn man

diese Alte-Weiber-Krankheit so ansteckend um sich greifen sieht. Freilich eine Alte-Weiber-Krankheit, aber die Frauenzimmer werden heut zu Tage früh alte Weiber und die Männer dazu. Lassen Sie uns hoffen, daß dieser Strokko der geistigen Welt nur die Spreu von den Körnern sondern soll. Könnte es nicht im Plane der Vorsehung liegen, diese Prüfung einer verhängnißvollen Zeit vorauszuschicken, und diese Menschen, die Gott selbst verrathen, indem sie seinen ewigen Boten, der Vernunft und dem Gewissen, untreu werden, sich in scheinheiliger Demuth enthüllen zu lassen, damit die Völker zu ihrer Zeit wissen mögen, wem sie ihr Zutrauen nicht schenken sollen.

Und wie einträchtiglich alle die Truggestalten des Mysticismus, der Privilegirten, der Jesuiten und der wissenschaftlichen Geheimnißkrämer in einen großen Rebel zusammenfließen, in dem das arme Volk erblinden und ersticken soll! Es würde rührend seyn, wäre es nicht zum Tödlwerden.

Der Professor Kieser in Jena rühmt sich gewisser großer Geheimnisse im Felde des Magnetismus, die er nur wenigen Auserwählten anvertraut. Ist es denn noch nicht, oder noch nicht laut genug gesagt, daß jede allgemeine Wahrheit, die ein Geheimniß bleiben muß, eine Schlechtigkeit ist oder eine Thorheit!

Ammon, den ich vor zwölf Jahren für einen kräftigen Mann hielt, seufzt auf seiner Kanzel, und erzählt seiner Gemeinde von den großen Pflichten der Dankbarkeit, die den Protestanten gegen die Katholiken obliegen, insbesondere weil diese, obgleich die stärkere Partei, doch immer nachsichtig verfahren und sich ihrer Uebermacht nie überhoben.

So dachten freilich Luther, vor Kaiser und Reich in Worms, und Gustav Adolf auf dem Schlachtfelde von Leipzig nicht; aber daß der Oberhofprediger eines katholischen Königs im neunzehnten Jahrhunderte so denkt: ei nun! das mag eben so natürlich zugehen. Wunderbare Zeit! so denkt ein protestantischer Sachse, während ein katholischer Spanier (Llorrente) die Geschichte der Jesuiten und die unzähligen Scheiterhaufen enthüllt, deren Flammen die Glorie jener gepriesenen Nachsicht bilden.

In Dresden versagt die Geistlichkeit der katholischen, d. h. der in Sachsen geduldeten Kirche, ihren Glaubensgenossen, die Protestanten ehe-lichen und nicht — statt wie bisher nur die Kinder ihres Geschlechts — alle ihre Kinder der katholischen Kirche geloben wollen — Absolution und Trauung. —

Unsere Dichter und Maler hier und in Rom winseln und pinseln sich einer nach dem andern in den Schooß der allein seligmachenden Kirche hinein. Laßt sie fahren! Sie werden katholische Pfscher bleiben, wie sie protestantische waren; denn ohne Vernunft gehörte auch die Phantasie eines Lasso ins Tollhaus.

Endlich: Eine Excellenz in Dresden hat sich sammt Frau Gemahlin &c. in Paris zur katholischen Kirche gewandt. Sr. Excellenz waren höchstens ein excellenter Hofrath mit einem mäßigen eigenen Vermögen, als sie eine reiche Erbin und mit dieser, wie man sagt, eine Million heiratheten. Ein so eminentes Verdienst verschaffte Sr. Excellenz im Jahre 1807 den Gesandtschaftsposten in Paris. Von dem großen Napoleon empfohlen wurde genannte Person nach einigen Jahren Minister der auswärtigen Angelegenheiten und empfing statt des bisherigen mit diesem Posten verbundenen Gehalts von 6000 Rthlr. — 18,000 Rthlr. und 12000 Rthlr. Tafelgelder.

Als Napoleon auf seinem Wege nach Moskau die kurzathmige polnische Conföderation schuf, empfing der deutsche Graf jubelnd das polnische Bürgerrecht und die Frau Gräfin prunkte mit der polnischen Kokarde am Bruststucke. Unterdessen hatte das Pärchen sein ungeheures Vermögen um die nämliche Zeit durchgebracht, in der des hohen Gönners Reich verwirthschaflet war. Da zogen die Gemüther zerknirschten Herzens wieder nach Paris, schwuren reuig zu den Fahnen der Legitimität, wanden sich in Saß und Asche vor den Bourbons und spielten vor allen Dingen die seufzenden Kreaturen in den Bestunden der Herzogin von Angoulême, der es endlich gelungen ist, diese edeln Seelen zu retten, die jetzt bei ihrem Hofstaate angestellt sind. —

Mit der Nachricht von einer erfreulichern Erscheinung im Gebiete der Wissenschaften, will ich den Uebergang zu den Büchern machen, die zwar im Durchschnitte nicht viel besser sind, als die Menschen, die aber vor diesen den Vortheil gewähren, daß man sie ohne Schwierigkeit wegwerfen kann, wenn sie nichts taugen.

Eine große Veränderung scheint der Medizin bevorzustehen, eine Veränderung, welche die gänzliche Umgestaltung der Materia medica und den Untergang des Apothekerwesens zur Folge haben dürfte. Nicht auf den Magnetismus ziele ich hier, es ist die Kurmethode des Dr. Hahnemann in Leipzig, der die Welt vielleicht einmal große Wohlthaten zu verdanken haben wird. Hahnemann geht von zwei wohl allgemein als wahr anerkannten Grundsätzen aus. Es ist nämlich:

1) gewiß, daß die Medicamente, je nach dem gesunden oder kranken Zustande des menschlichen Körpers, auf denselben die gegentheiligsten Wirkungen äussern, und daß dem zu Folge das Mittel gerade eine Krankheit heilt, das in dem gesunden Körper die nämliche Krankheit hervorbringen würde. So bringt der Merkur, das wirksamste Mittel gegen syphilitische Uebel, im Uebermaße oder von Gesunden genossen, völlig syphilitische Symptome hervor. So heilt man die Hundswuth durch Belladonna, die an sich alle Erscheinungen dieses gräßlichen Uebels zur Folge hat. So werden gegen Durchfälle Rhabarber und andere Mittel, welche die Ausleerung befördern, gewählt; und Aloe, ein erheizendes und zusammenziehendes Mittel, ist eines der wirksamsten gegen Obstruktionen. (Sollte nicht auch in der Chirurgie etwas Kehnlisches Statt finden, wenn man z. B. Blutstürzen durch Aderlässe begegnet?)

Der zweite Grundsatz, von welchem Hahnemann ausgeht, ist der, daß die größten chemischen Wirkungen durch die kleinsten Quantitäten der wirkenden Stoffe in der Natur hervorgebracht werden, die auch hier ihr großes Gesetz von der möglichst geringen Kraftanwendung zu befolgen scheint. Chemiker werden Ihnen den Satz durch vielfache Beispiele, zu welchen besonders Substanzen, die eine dem Geruchssinne zunächst bemerkbare Veränderung hervorbringen, Anleitung geben dürften, erläutern. Diese chemischen Veränderungen sind desto größer, je abgeschlossener der Raum ist, in dem sie hervorgebracht werden. So sauert z. B. ein einziger Tropfen Essig ein ganzes großes Gefäß mit Milch. Der menschliche Körper aber ist wohl ein so abgeschlossenes Gefäß, als nur immer in der Natur bekannt ist.

Unter diesen Voraussetzungen muß man allerdings erschrecken über den heillosen Tumult, der nach der bisherigen Kurmethode durch die Menge, die Verschiedenheit und die Zusammensetzung der Arzneimittel in unserm armen Körper nothwendig hervorgebracht werden muß; eine Verwirrung, die nur ein glücklicher Zufall zum Guten leiten, der nur eine kräftige Natur zu widerstehen vermag. Und diesen Schrecken kann die Fakultät nur beseitigen, indem sie zeigt, daß die Zusammensetzung der Medicamente die Wirksamkeit jedes einzelnen nicht verändert, oder wie die Wirksamkeit jedes einzelnen in jedem Falle der Zusammensetzung modifizirt wird; und indem sie ferner beweiset, daß von eben diesen einzelnen Mitteln, die zuerst, wie eine Menge Briefe in den nämlichen Postbeutel, in dasselbe Glas und dann in den nämlichen Magen zusammengeschüttet werden, jedes einzelne, gleich jedem Briefe, an seine

Adresse zu seinen vorgeschriebenen Bestimmungen, Herz, Leber, Nieren u. s. w. gelangt.

Hahnemann, der nicht einmal an eine Möglichkeit der Lösung dieser Aufgaben zu glauben scheint, fühlt sich durch die obigen Wahrheiten bewogen, in allen Krankheiten nur ganz einfache Mittel (meistens aus dem Pflanzenreiche) und diese in äusserst geringen Dosen vorzuschreiben. Die Mittel sind bekannt und wohlfeil und ihre Zubereitung ist in der Regel so einfach, daß sie jeder selbst zu besorgen im Stande ist. Die Geringfügigkeit der Gaben geht so weit, daß sie von allen Apothekern belacht wird, und überrascht in der That durch ihren Widerspruch gegen unsere bisherigen Gewohnheiten und Begriffe. Er löset z. B. den Gran Arsenik in einem mäßigen Glase Wasser auf, verdünnt etwa den zehnten Theil dieses arsenikgeschwängerten Wassers mit einer andern gleich großen Quantität und läßt von dieser zweiten in vorkommenden Fällen einen Tropfen nehmen.

Das ist, wenn Sie wollen, Hahnemanns System. Sehr einfach ganz gewiß, vielleicht aber nicht immer weniger folgereich. Die wissenschaftlichen Zeitschriften sollen darüber in der Regel schweigen, oder spotten. Das ist erklärlich. Der Laie aber, der sich eines Urtheils enthalten muß, dürfte sich nicht allein durch die Begreiflichkeit dieser Methode und die Unbegreiflichkeit der altern, sondern auch durch mehrere Nebenumstände, die der Sache Gewicht geben, zu einem günstigen Vorurtheile bewogen fühlen.

Hahnemann ist zunächst ein gelehrter Arzt, ein bejahrter, ein vermöglicher und ein anerkannt rechtschaffener Mann. Es läßt sich also im Zweifel unmöglich annehmen, daß seine Ansichten etwa der Compendien-Blähung, wie sie junge Leute von Universitäten oft mitzubringen pflegen, der Unwissenheit, der Charlatanerie oder der Habsucht ihren Ursprung verdanken; der letztern zu dienen, möchten sie ohnehin schwerlich geschickt seyn.

Für ihn sprechen ferner nicht nur die Erfahrungen, die er durch eine lange und ausgebreitete Praxis im Allgemeinen erlangt, sondern auch besondere Erfahrungen, die er sich durch Versuche erworben. Versuche, die er nicht, wie junge Aerzte an ihren Patienten ohne Unterschied, sondern an sich selbst, und an einigen Freunden, die Zutrauen zu ihm hatten, in gesundem und fränkem Zustande gemacht hat.

Endlich lachen ihn freilich die Apotheker aus, aber Hahnemanns Patienten lachen auch, und zwar noch mehr; denn sie werden gesund. Was man von dem Erfolge seiner Kuren sagt, grenzt in der That an das

Wunderbare. Setzt man aber auch die Hälfte dieser Sagen auf die Rechnung einer dem Menschen eigenthümlichen Leichtgläubigkeit (Gerngläubigkeit möchte ich leider sagen): so bleibt doch noch genug übrig, um die Sache einer größern Aufmerksamkeit werth zu machen. So soll z. B. ein ganzes Dörfchen im sächsischen Gebirge ihm seine Rettung aus den Gefahren des Lazarethfiebers verdanken. Da im Gefolge des Krieges und seiner Einquartierungen und Durchzüge, diese Gegend von ansteckenden Fiebern heimgesucht war, deren Verheerungen pestartig wütheten, wußten sich die armen Leute in jenem Dörfchen nicht anders zu helfen, als durch eine Deputation an Hahnemann, den Ruf der weit und breit um Leipzig als einen großen Arzt bekannt gemacht hat, und den sie um Rath baten. Er gab ihnen einige sehr einfache diätetische Vorschriften und einige Flaschen eines eben so einfachen Medikaments, von dem nur wenige Tropfen denjenigen gereicht werden sollten, die sich von dem Uebel ergriffen fühlten; und in dem Dörfchen starb Niemand an dem verheerenden Nervenübel, während die Nachbarschaft einem Todten-Äcker gleich.

Daß Hahnemann von den Apothekern gehaßt wird, die ihm, glaub' ich, ihre besten Medikamente in den Leib wünschen, scheint mir natürlich, beinahe verzeihlich; daß ihn aber auch Aerzte und Professoren der Medizin anschwärzen und verfolgen, möchte, keins von beiden seyn. So weit geht diese Verfolgung, daß Hahnemanns Zeugnisse, die er Studierenden über bei ihm gehörte Vorlesungen erteilt, nicht für gültig angesehen, und daß den Jünglingen, die seine Schüler sind, schon deswegen Examen und Beförderung ungebührlich erschwert werden.

Was ich von Hahnemann und seiner Lehre und den Schicksalen beider gehört und Ihnen mitgetheilt, erscheint mir selbst zum Theil so auffallend und räthselhaft genug, daß ich es hier besonders für meine Pflicht halte, Ihnen meine Quelle anzuzeigen. Zwei gelehrte und achtbare Männer haben mir gesagt, was ich Ihnen erzählte. Sie sind zwar nicht Aerzte, allein einer derselben zumal, Keum (als Lehrer bei der hiesigen Forstakademie angestellt), scheint mir um so mehr Zutrauen zu verdienen, da er gerade in den Naturwissenschaften und der Mathematik sich auszeichnet und — wie die rechten Mathematiker zu seyn pflegen, ein tüchtiger, vorurtheilsfreier Mann ist.

Haben Sie Göthe's „über Kunst und Alterthum am Rhein und Main“ gelesen? Es soll viel Schönes darin seyn. Wollen Sie aber das genießen, so machen Sie es nicht wie ich, der ich nach der dummen

alten Art mit dem Anfange angefangen. Da habe ich denn so lebhaft wie mit meinen lieblichen Augen auf jeder Seite den Großherzoglichen Sachsen-Weimarschen Herrn Geheimen-Rath und mehrerer hohen Orden Ritter von G. gesehen, wie er, gleich einem pensionirten Hofmarschall, wohl frisiert und mit dem Hute in der Hand hinschreitend, von Köln bis Heidelberg wandelt, überall rechts und links hohen und werthen Gönnern ein Wörtchen des Dankes und des Lobes zuflüstert, insonderheit jedes Plätzchen wohl bemerkt, an welchen hohen und höchsten Personen ein Vergnügen zu bereiten seyn möchte, und endlich seufzend das absonderliche Unglück des linken Rheinufers beklagt, aller seiner ehemaligen fürstlichen Residenzen beraubt zu seyn.

Haben Sie Sismondi's *histoire des républiques italiennes du moyen âge* gelesen? Thun Sie es ja. Seit Jahren hat mir kein historisches Werk einen so hohen Genuß gewährt, wie dieses. Jetzt erst, denk' ich, besitzt die französische Sprache eine historische Composition, die sie kühn allen gleichartigen Werken der englischen zur Seite stellen darf. —

Suchen Sie der Delsnerschen Preisschrift sur l'islamisme habhaft zu werden. Sie enthält das Beste, was über diesen Gegenstand geschrieben worden. Unser Freund Merkel hatte allerdings Unrecht, wenn er von einer Delsnern zu machenden litterarischen Reputation sprach. Diese Reputation existirt schon lange, wenn gleich nicht in den Zeitungen. Delsners Fragmente über die französische Revolution (ich habe sie leider noch nicht lesen können) sollen ebenfalls vortrefflich seyn. Es läßt sich erwarten, da wohl nur wenige so geistvolle Männer den großen Begebenheiten so nahe standen. Ich freue mich herzlich auf seine Bekanntschaft, die ich wohl erst in Paris werde machen können. In Berlin konnte ich von meiner Adresse keinen Gebrauch machen.

Das Beste und Neueste über Theologie soll von einem Juristen geschrieben seyn, dem preussischen Kriegs- oder Regierungsrathe (die verwünschten Titel laufen mir immer aus dem Gedächtnisse) Palzow. Er hat zwei Werke herausgegeben; das eine über die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen, das andere allgemeineren Inhalts. Man wundert sich über den Druck dieser Bücher; das läßt etwas Gutes von ihrem Inhalte erwarten.

Ich habe Ihnen von guten Büchern schreiben wollen. Es ist nicht meine Schuld, daß ich meistens älterer Werke gedacht habe. Etwas ganz Neues will ich Ihnen denn aber doch melden. Herr Professor Steffens hat in seiner neuesten Schrift über die Organe des Staates

die Entdeckungen gemacht, daß die Deutschen all' ihr Heil von stillen Thaten, dergleichen er ihnen eifrigst anrath, zu erwarten haben, und daß der Adel nichts sei als die Individualisirung der Person. Ich bin nicht so glücklich, das zu verstehen.

Noch will ich Ihnen eine Begebenheit mittheilen, die sich vor wenigen Monaten in der Nähe von Berlin zugetragen hat und deren Wahrheit bei aller ihrer Abenteuerlichkeit, in Folge der sorgfältigsten gerichtlichen Untersuchungen, vollkommen dargethan ist. Mir hat sie der ehemalige Stadtrath Friedländer aus Berlin erzählt, mit dem ich auf den Ruinen von Charand zusammentraf und einige um so glücklichere Stunden verlebte, da er mir von seinen Zeitgenossen Lessing, Nicolai, Moses Mendelssohn und andern manches Anziehende und Merkwürdige zu sagen wußte.

In der Nähe von Berlin lebte auf seinem Gute ein Herr von B., ein sehr bejahrter Mann, der, nach einer kinderlosen Ehe mit einer Schwester des Generals Röchel, Wittwer geworden war und zu präsumtiven Erben vier junge Neffen hatte, die sich nicht weit von seinem Wohnorte aufhielten, und das Ende seines Lebens und ihrer beschränkten Lage mit Sehnsucht erwarten mochten. Herr von B. war seit vierzig Jahren in der ganzen Nachbarschaft durch nichts bekannt als durch seinen Geiz und seine Leidenschaft für das l'hombre-Spiel, das in dieser ganzen, langen Zeit, nächst dem Gelde, den einzigen Gegenstand seiner täglichen Beschäftigung und seines täglichen Vergnügens ausgemacht hatte. Endlich erbarmte sich der Tod der harrenden Erben; man meldet ihnen den vor etwa vierundzwanzig Stunden plötzlich erfolgten Eintritt des Oheims. Sie eilen in das Sterbehaus und erkundigen sich in diesem, schon des Wohlstandes selber, zuerst nach der Leiche des Erblassers, die sie in dem wohlbekannten Schlafrocke desselben noch im Schlafzimmer und auf dem Bette finden. Indessen hatte nicht der Wohlstand allein sie zuerst in dieses Zimmer geführt. In diesem Zimmer befand sich auch des Wohlseiligen Pult, dessen Inhalt ihnen über ihre Wünsche und Hoffnungen Gewißheit geben sollte. Kaum erwarten sie den Augenblick, in dem sie allein sind, um es zu öffnen. In froher Hast werfen sie Rechnungen, Briefe und andere gleichgültige Papiere durcheinander, um zu der Hauptsache, des Oheims Hauptbuch, zu gelangen; und wie angenehm finden sie sich in ihren Erwartungen getäuscht, als sie statt der vermutheten 100,000 Rthlr. eine Erbschaft von mehr als 350,000 Rthlr. entdecken.

Mit Mühe unterdrücken sie den Jubel in ihren Herzen, um nur eine erträgliche Ernsthaftigkeit zu erzwingen. Doch wird ein leckeres Mittagsmahl bestellt, der beste Wein aus dem ererbten Keller aufgetischt und in einem an das Schlafkabinet grenzenden Zimmer tafeln die jungen Herren nach dem wohlgerathenen Werke in der glücklichsten Stimmung von der Welt, wie sie die Aussicht auf die nahe Ausführung so manches Lieblingsplanes nur immer gewähren kann. Die langweilige Zeit, die man während der Vorbereitungen zur Beerdigung denn doch im Sterbehause zubringen muß, zu vertreiben, schlägt einer der jungen Herren seinen Miterben für den Nachmittag eine Partie l'hombre vor. Der Vorschlag wird angenommen, und gleich in dem Speisezimmer der Spieltisch arrangirt. Nachdem sie schon eine geraume Zeit gespielt, läßt sich ein Geräusch im Nebenzimmer hören, das sie wohl bemerken, auf das sie aber weiter nicht achten, weil es gleich wieder still wird. Wie groß ist indessen ihr Entsetzen, als nach etwa einer halben Stunde der verstorbene Oheim, freundlich an der Mühe rückend, in die Thür des Schlafzimmers tritt. „Ei, ei, Kinderchen, ruft er ihnen zu, seid ihr da! Davon habe ich ja gar nichts gewußt. — Und“, fügt er schnell hinzu, als er die Bestürzung auf den leichenblaffen Gesichtern erblickt, — „laßt euch doch nicht stören. Bleibt sitzen, bleibt sitzen. Ihr habt mich besucht, da ihr von meiner Unpäßlichkeit hörtet, und mich in meinem Schlummer nicht stören wollen. Bleibt nur sitzen und spielt fort. Ich setze mich zu euch und sehe zu. Ihr wißt ja, daß ich von dem Spiele auch etwas verstehe.“

Wirklich setzt er sich zu ihnen, die in dem Augenblick nichts Besseres, als seinen Rath zu befolgen, wissen, obgleich das Unerhörte ihrer Lage sie fast sinnlos macht. Ach, und jede Ueberlegung zeigt ihnen nur die Trostlosigkeit dieser Lage. Der Tod war nur Schein, die Erbschaft war es auch und für jetzt ist sie verloren. Schlimmer noch als das! Nicht lange kann ihr Treiben dem Oheim verborgen bleiben. Die Verwirrung und zum Theil Vernichtung seiner Papiere muß den bis zur Pedanterie pünktlichen alten Mann, der lachenden Erben unanständige Hast und ihr Jubiltren in der Nähe der vermeinten Leiche den Verwandten empören. Für immer ist sie verloren, die köstliche Erbschaft!

Der Alte allein, um den sich aller dieser Tumult der Angst und der Leidenschaft dreht, ist unterdessen ganz unbefangen mit dem Spiele beschäftigt, das endlich, die alte Lust erweckend, ihn den Wunsch, daran Theil nehmen zu können, äußern läßt. Sogleich ist einer der Neffen ihm seine

Karte abzutreten erbötig, doch hat er einige Marken verloren. Das hält den seinem Glücke vertrauenden Oheim nicht ab, das Erbieten anzunehmen. Und wirklich begünstigt ihn das gewohnte Glück, das endlich nach kurzer Zeit ihm ein großes Solospiel in die Hand wirft. Mit freudiger Spielerungeduld muntert er die Mitspieler zum Spiele auf. Macht zu, rief er ihnen zu, kauft nur, kauft! Es hilft Euch alles nichts, diesmal ziehe ich Euch aus. Ihr müßt mir bezahlen, alle bezahlen! Was ist Trumpf, ruft er dann aus — indem er mit dem Ausspielen die Trümpe auszuziehen beginnt — Spadille! — und in demselben Momente sinkt er zusammen. Jetzt wirklich todt.

Es ist begreiflich, daß die Erben, schon der Familie, noch mehr ihrer selbst wegen, den unerhörten Vorfall zu verheimlichen bemüht waren. Die Sonderbarkeit des sich demungeachtet bald verbreitenden Gerüchtes veranlaßte aber die nahe Obrigkeit, erst dem Grunde desselben näher nachzuforschen, dann, eine förmliche Untersuchung anzustellen, deren unverbächtiges Resultat ich Ihnen eben erzählte.

Selten mögen wohl das Entzücken und die Todesangst, das Glück und der Verlust, die verderblichste Gefahr und die vollkommenste Rettung, im tollen Humore wechselnd, sich so nahe und die Meinungen und Gefühle einer kleinen Gesellschaft in so schneidenden Kontrasten gestanden haben, als hier. Und — sollte nicht das Benehmen der Erben hinreichen können, die Erscheinung zu erklären, die ihre Strafe war? Konnte nicht in dem alten Spieler, auf dem dunkeln und geheimnißvollen Uebergange vom Seyn zum Nichtseyn, noch ein helles Aufklammen des erstern erregt werden, indem die gewohnten, mächtigen Zauberworte des Spiels aus dem Nebenzimmer, ihm selber unbewußt, wie Reizmittel auf die hinschlummernden Organe wirkten? — Und, würde er nicht vielleicht fortgelebt haben, wenn ihm nicht das schadenfrohe Glück eben jenes große Spiel zugetheilt hätte? Eine dauernde Spannung konnte die Maschine wieder gehörig in den Gang bringen. So aber hörte sie auf, — er fühlte sich befriedigt und er sank hin, Schiller's Iphelia parodierend. Er hatte gelebt und — gespielt!

Ich will mit einem Paar Stadtneuigkeiten schließen, damit dieses unendliche Geschwätz doch einigermaßen einem Briefe ähnlich sehe.

In Dresden spukt es. Dasselbst befindet sich nämlich in dem Zeughaufe ein uralter Türkenkopf, von dem schon die graue Vorzeit erzählt, daß er wackele, so oft ein Krieg herannaht. Der Alte soll sich eben jetzt ganz bedenklich schütteln; und da man der Fr. v. Krüdener ge-

glaubt hat, deren Prophezeiungen doch nicht eingetroffen sind, so sehe ich nicht ein, warum man ihm nicht glauben soll, der sich schon mehr; denn einmal, als ein guter Politiker bewährt hat. Gebe nur Gott, daß seine Verkündigung nicht von der Art seyn möge, wie einst die der Bellona auf dem Zeughause von Berlin, als sie, kurz vor der Schlacht vor Jena, von dem Dache in die Straße hinabstürzte.

Ferner — der protestantische Superintendent von Dresden soll im Karlsbade gestorben seyn. Noch weiß man nicht, wem der Pater Mauer mann, Beichtvater des Königs, die erledigte Stelle bestimmt hat. Leben Sie wohl!

Die Verhältnisse damaliger Lage sind zwar schon weit von uns zurückgetreten und durch Ereignisse größerer Art verdunkelt, welche wir als Erfolge von jenen betrachten dürfen. Demungeachtet behält Jochmanns Brief ein eigenes Interesse für uns, nicht allein dadurch, daß sich der helle Geist seines Verfassers treu darin abspiegelt, sondern auch, daß wir daraus erkennen, wie ein unbefangener, vorurtheilsofer Fremdling, ein Mann von Einsicht und Scharfblick, die Wirren jener Lage und die verkehrte Behandlung der Völker, ja der europäischen Menschheit, mit heiligem Unwillen betrachtete.

Jochmann eilte von Tharand in die Rheingegenden. Sie waren ihm schon früher lieb geworden. Er sah sie gern wieder, und verweilte hier lange. Dann trat er in die Schweiz. An einem der schönsten Herbsttage (es war der 12. September 1820) besuchte er mich, indem er mir ein Briefchen von der Hand eines theuerwerthen Mannes, des russischen Staatsrathes Theodor v. Faber, brachte. Eine Stunde genügte, daß wir einander unser gegenseitiges Vertrauen aufschlossen. Ein wunderliches, mir selber noch unerklärliches Ereigniß, wie es mir schon einigemal geschehen war, beförderte die Annäherung.

Während wir nämlich im Garten plaudernd beisammen saßen, und er mir abwechselnd von seinen Reisen, oder seinen Entwürfen für die Zukunft, erzählte, verlor ich mich in Betrachtung seiner Person. Wohlgebaut, von kaum mittlerer Größe, aber mager und zart, verrieth er, in der krankhaften Farbe seines sonst angenehmen Gesichts, eine schon zerstörte Gesundheit. Selbst der freundlich-milde Blick seiner Augen, auch wann er in Augenblicken der Begeisterung, oder im Gefühl der Freude lebhafter erglänzte, schien ein verborgenes Leiden anzuklagen. Allmählig verdunkelte sich vor mir seine Gestalt, als würde sie nebelhaft; ich hörte

wohl seine Stimme, aber ohne seine Worte zu beachten. Es ward in diesem Augenblick der Gang seines bisherigen Lebens, selbst die geheime Geschichte seines Herzens, bis auf gewisse Einzelheiten, in mir hell.

Als er endlich eine zeitlang stillschwieg, vermuthlich einer Antwort von mir gewärtig, erwachte ich wieder zur Besonnenheit und Klarheit der Dinge um mich her. Statt das Gespräch fortzusetzen, bat ich um Erlaubniß, ihm offen zu sagen, was unwillkürlich in mir vorgegangen sei, weil mir's selbst zu wichtig wäre, von ihm zu erfahren, ob mich vielleicht meine Phantasie mit einer Selbsttäuschung äffe. Ich erzählte ihm von seiner Vergangenheit, von besondern Lebensverhältnissen, von einer Liebe, die schmerzlichen Ausgang für sein Gemüth gehabt u. s. w. Er starrte mich seltsam an; er gestand redlich die verschiedenen Vorgänge ein, selbst die Richtigkeit von mir angeführter Nebendinge und Kleinigkeiten. Beide gleich sehr verwundert, erschöpften wir uns in fortgesetzter Unterhaltung mit Vermuthungen aller Art, dies seelische Räthsel zu lösen.

Auf diese Weise ganz unerwartet enger zusammengeführt, trennten wir uns so bald nicht. Wir blieben mehrere Tage beisammen, und jeden Tag gewann ich den trefflichen Mann lieber, den so viel Herzengüte und geistige Lichtfülle auszeichnete.

Von da stammte eine Freundschaft, die wir für einander durchs ganze Leben ungebroschen bewahrten. Er begab sich ins südliche Frankreich, um seine Gesundheit unter milderm Himmel erstarken zu lassen. Unbefriedigt kehrte er nach beinahe einem Jahre zu mir zurück, brachte einen Theil des Sommers (1821) in verschiedenen Gegenden der Schweiz zu; ging (im Herbst 1821) nach Paris, wo er im Umgang mit Velsner, Schlabrendorf, Stapfer, und andern Weisen und Geschäftsmännern, herrliche Tage verlebte, aber wieder zurückkam, um in den Heilquellen von Baden-Baden seine Genesung zu suchen. Diese schienen ihm zusagend; er siedelte sich endlich dort, und abwechselnd in Karlsrube, fast ganz an. Von Zeit zu Zeit besuchte er mich. Am häufigsten verkehrten wir mit einander in unsern Briefen.

Ich beklage, die seinigen nicht sorgfältiger aufbewahrt zu haben. Einen derselben, welchen er aus dem südlichen Frankreich schrieb, ist folgender:

Marseille, den 5. April 1821.

Im November des vorigen Jahres habe ich Ihnen aus Montpelier geschrieben. Darf ich von meiner damaligen Stimmung auf den

Inhalt meines Briefes schließen, so enthielt er nicht viel mehr, als hypochondrische Grillen, und nichts Wahres, als die Versicherung, daß ich Ihrer und Ihrer Freunde in Karau mit der innigsten Zuneigung gedachte. Dies letztere ist übrigens jetzt so wahr, als damals, und wird — ich fühl' es — immer so seyn. Heute bring' ich mich Ihnen durch diese Zeilen in Erinnerung, weil ich es bald persönlich zu thun denke, und nicht als ein Vergessener dem Einsiedler am Jura zu erscheinen wünsche. Es ist meine Absicht, den bevorstehenden ganzen Sommer Ihrem schönen, freien Vaterlande zu widmen. Freilich traue ich mir noch nicht die Kräfte und die Feiterkeit zu, die zu einer einsamen Alpenreise erfordert werden; aber ich hab' es auch eigentlich nicht auf eine solche, sondern mehr auf einen längern Aufenthalt in der Leib und Seel erquickenden Bergluft abgesehen. Ob ich damit etwa eine Molkentur in Gais oder auf dem Rigi zu verbinden habe, soll von Ihrem und Ihres braven Arztes Schmußiger *) Rath abhängen; wie ich mir denn überhaupt die weitem Verhaltensbefehle für mein Schweizerleben in den ersten Tagen des Mai bei Ihnen holen will.

Ich habe bisher in Nizza gelebt; bin zum Theil Zeuge der sonderbaren Ereignisse gewesen, die Europa mit Furcht und Hoffnung, Angst und Freude erfüllt haben, und werde Ihnen des Wunderlichen viel, des Tröstlichen wenig zu erzählen haben. In diesem Augenblicke ruft man unter meinem Fenster: „la fin de la grande *conspiration* d'Italie“ aus, und in einem mit obrigkeitlicher Erlaubniß und folglich Billigung gedruckten Bulletin über die Katastrophe in Neapel heißt es: „que Pepe avait *libéralement* emporté la caisse de l'armée.“ Der Schrecken hatte zur Vernunft geführt, dem Siege folgt der Uebermuth. Das ist — nicht in der Ordnung, aber in der Regel!

Eine trübe Ueberzeugung haben meine Beobachtungen und die Ereignisse der letzten Zeit in mir befestigt, nämlich diejenige von der Unveröhnlichkeit der Parteien, die sich in unserm Welttheile gegenüber stehen. Ich tröste mich mit Amerika, für das vielleicht alle diese Bewegungen eigentlich berechnet sind. Die Geschichte scheint zu dieser Ansicht zu berechtigen; denn sie lehrt, daß die Civilisation niemals auf demselben Boden keimte und blühte. Aus dem östlichen Asien wandelte sie nach Aegypten und dem südlichen Europa; von da in das nördliche, und

*) Einer der ausgezeichnetsten Aerzte der Schweiz, welcher im Jahre 1830 zu Karau starb.

jetzt treibt der Strom mit Macht nach Amerika, wohin die neuen Ankömmlinge nichts mitbringen, als die Künste und Wissenschaften der alten Welt; ihre Narrheiten und Dummheiten und Vorurtheile in der Heimath zurücklassend. Herr v. Gagern hat freilich angefragt, was denn wohl ein deutscher Freiherr in Amerika besonders zu erwarten habe? aber nichts Tröstliches zur Antwort erhalten, nämlich eben nur die Sylbe „Nichts.“ Während man sich in Europa abmüht, um die Vernunft aus einigen Felsenestern der südlichen Halbinsel zu verjagen, schlägt sie jenseits des Oceans mächtige Wurzeln in einer Provinz, deren natürlicher Reichthum den unsers ganzen Welttheils übertrifft, und es mag wohl seyn, daß die europäischen Dynasten sich nur darum in Kongressen und Feldzügen erschöpfen, um einmal den transatlantischen Staaten gegenüberzustehen, wie die barbarischen Reguli der alten Welt den Römern. — Gott erhalte Ihrem Vaterlande die Selbstständigkeit, die des Auslandes Achtung verdient, und die Kraft, die sie erwirbt. Mit einem von beiden allein würden Sie schwerlich lange ausreichen.

Mir ist jetzt ungefähr wie Ihnen, als Sie einst in den Tuileries das Nahen des Frühlings fühlten, und sich in die Berge zurückzöhlten. Ich kann das gute Wetter kaum erwarten, das die Landstraßen trocken soll, um mich auf den Weg zu machen. So herrlich der Herbst und der Winter in diesen Gegenden sind, so unerträglich ist hier die Jahreszeit, in der anderswo der Frühling zu erscheinen pflegt. Regenströme und kalte, schneidende Nordwinde wechseln ab. Ein Drittes kennen wir seit drei Wochen nicht. Zu meinem Troste lese ich in Ebel's Handbuch, daß der Mai in der Schweiz gewöhnlich gutes Wetter mitbringt, und ich freue mich auf das frische Grün Ihrer Wiesen und Wälder. Der nackten Felsen und der blassen sogenannten immergrünen Oliven bin ich herzlich satt. — —

Wie gesagt, ich beklage, von Jochmanns Briefen nicht mehr aufbewahrt zu haben. Sie würden mir zum lebensgeschichtlichen Bilde von ihm die treuesten Farben geliefert haben. Er war sorgfältiger mit den meinigen gewesen. Ich fand sie in seinem litterarischen Nachlaß wieder, den er mir vererbte, und errieth aus ihnen zum Theil die Gemüthsstimmungen wieder, in denen er sich von Zeit zu Zeit zu mir gewandt hatte; die Gegenstände, mit welchen sich sein arbeitsamer Geist beschäftigte; die Orte und die Zeiten seines wechselnden Aufenthalts. — Sie sind freilich ein dürftiger Ersatz für die seinigen. Dennoch will

ich einige derselben mittheilen; sie werden seinen zahlreichen Freunden aus gleichem Grunde, wie mir, nicht ganz werthlos zur nähern Kenntniß des edeln Mannes scheinen, und wenigstens einem künftigen Refrolog dieses Schriftstellers einigermaßen zum Hülfstoff dienen.

I.

Nach Bern.

8. Juni 1821.

Wohl ein paar Tage früher schon hätt' ich Ihnen schreiben können, wenn mich die Sitzungen unsers Großen Rathes nicht aus der gewohnten Ordnung und Einfachheit des Lebens gerissen hätten. Das tägliche Einerlei ist mir ein so hohes Bedürfnis, wie Ihnen das täglich Abwechselnde der äussern Umgebungen. Sie suchen Zerstreuung; ich Einsamkeit. Ihr Physisches kann sich nicht recht dem Nordischen, nicht recht dem Südlichen acclimatistren; mein Psychisches widerspricht eben so dem Kleinlichen, leidenschaftlichen Treiben der Menschen in den obern und untern Regionen; und ich liebe die Menschen am innigsten, wenn ich sie am wenigsten in der Nähe haben muß. Vielleicht ist grade dieser Gegensatz bei uns beiden, was uns einander lieb macht; denn ich könnte unmöglich ein alter ego lieben; nur die ungleichnamigen Polen ziehen einander an.

Wegen Ihrer Reisebemerkungen sein Sie doch ohne Besorgniß. Ich war ja der Erste so frei, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß wir belehren können ohne zu kränken, und Sie schrieben nicht für die Welt.

Beiliegend empfangen Sie auch die Antwort des Herrn Oberförsters Kasthofer. Sie werden daraus ersehen, daß Alles für Sie in Ordnung ist. Im Fall der Himmel günstig seyn will, versuchen Sie doch dann auch ein paar Tage in der hohen Einsamkeit von Herrn Kasthofers Alpen zu leben. An ihm selbst werden Sie einen braven, edeln Mann kennen lernen.

Mich freut, daß Ihnen Bern den heroischen Entschluß einflößen könnte, vier Wochen daselbst zu leben; noch mehr freuen wird's mich, wenn es vier behagliche, frohe Wochen werden und Ihnen die ernste Gesellschaft Hube's und Kant's zusagt. So werden Sie körperlich und geistig erquickt. Sie waren bisher mit den Menschen und den Wirkungen von deren leidenschaftlichen Verirrungen am meisten beschäftigt. Der Blick auf das Göttliche und dessen Thun im Weltall scheint mir

noch unendlich anziehender. Bis der Säugling erst zum Bewußtseyn kömmt, wenn er sein Ich von den Umgebungen unterscheiden lernt: so lernt der Mann und der Greis erst das Geheimniß seines Selbstes in der Schule der Natur, dieser Vorhalle aller Religion, in der die Stimme Gottes klingt, besser verstehen oder vielmehr ahnen. Haben Sie erst Kant, dann Hube durchlesen: so nehmen Sie Kluge vom thierischen Magnetismus vor, nicht wegen seiner Hypothesen, oder Manipulationen, sondern wegen der gesammelten Erfahrungen über die Psyche und deren Kräfte. Sie müssen für Ihren scharfsinnig beobachtenden und regen Geist nur erst Materialien haben, — die Verarbeitung derselben bleibt ihm selbst, wird ihm leicht.

2.

Nach Interlaken, zwischen dem
Thuner- und Brienzger-See.

27. Juni 1821.

Wenn auch nichts anders, will ich Sie, mein Lieber, doch bei Ihrem Eintritt ins stille Land Mesopotamien oder Interlaken begrüßen, und Ihnen das Beste wünschen, nämlich daß Sie dort finden, was Sie da nicht verloren haben und doch da suchen. Es freut mich, daß Sie an dem Hofmarschall aus der Nachbarschaft des Nordpols einen angenehmen Gesellschafter gefunden haben. Aber Sie bedürfen des Umgangs mit Gesunden, um sich psychisch zu heben. Ein Kranker bei einem Kranken ist zweimal krank. Hab' ich Gesunder mich doch zu Paris im Hôtel des Invalides fast verlegen gefühlt, daß ich Arm und Bein noch am rechten Orte hatte.

Von mir weiß ich wenig zu erzählen; es ist das alte, schöne Einerlei bei uns. Ich mache jetzt viele Amtstreisen. Vom sechstägigen Bergklettern vorige Woche in den Wäldern kam ich beinah kreuzlahm heim und fühle mich jetzt dreimal gesünder. Ich war auch in Eglisau und sah nach Salz bohren, aber nur Roth zu Tage kommen.

Lassen Sie mir seiner Zeit wissen, wie Ihnen die Mollkenkur und Alpenluft bekommt? Nicht, daß Sie mir darüber schreiben sollen, ich ich werd' es schon der Physiognomie Ihres Briefs ansehen.

Ich wollte, wenn Sie wieder zu uns kommen, Sie träten mit einer hübschen weiblichen Figur zu uns in den Garten und sagten: das ist mein Weib. Keine Arznei würde Ihnen wohler thun; nur daß man bei solcher Arznei leicht Gefahr läuft, in Verwechslung der Farbe, Höllenstein statt Engelsfuß (oder Lafrigen) zu greifen.

Wir haben jetzt das prächtigste Wetter; ohne Zweifel Sie auch. In meinem Gartenhag blühen bei vierzig Arten Rosen. Ach, daß die Rosenzeit so flüchtig ist!

Leben Sie wohl! Trinken Sie viel, baden Sie viel, spazieren Sie viel, — kommen Sie vor Arbeit nicht zu Dem, bis Sie ermüdet einschlafen, oder mir einmal melden, wie es geht.

3.

Nach Unterseen.

4. Juli 1821.

Da haben Sie's nun! Die Grippe aus unserm Alpen-Benedig! *) Ich habe Sie gewarnt; Berner Arkaden sind kein Arkadien für Sie. Wir indessen hatten bis gestern hier herrliches, warmes Wetter, den Garten überfüllt von Rosen, wie ich sie in solcher Pracht bei mir noch nie gesehen; auf dem Tische Erdbeeren und Kirschchen genug, die, trotz aller Herrlichkeit Nizza's, doch nicht in Nizza wachsen und wofür ich Oliven und Feigen und Pomeranzen gern fahren lasse.

Man klagt in der halben europäischen Welt über die Rauheit dieses unordentlichen Sommers. In Bern nun gar soll er wüß gethan haben. Vermuthlich blieben Sie die meiste Zeit im Zimmer, wo Ihnen die Muse zur Erwärmung ein herrliches ästhetisch-philosophisches Kaminfeuer machte. Auch mich haben Ihre Erinnerungen aus Nizza gewärmt, nein durchglüht. Ich lebte mit Ihnen dort, sah Ihr Barthäl, sah Ihr Cimié, die drei Greise auf Chateavieux, Ihre Priester, Ihre Bettler und vor allen Dingen den politischen Pöbel, der nie weiß, warum es läutet? — Wären Sie gestern Abend um sechs Uhr zu mir in den Garten getreten, wo ich mit Ihren Blättern auf meiner Winkelbank die Welt vergaß, da hätten Sie mich vielleicht mit brennenden Wangen, gewiß mit einem brennenden Herzen und nassen Augen gesehen, und hätte ich Sie gewiß mit Bewunderung und Wehmuth an das brennende Herz gedrückt. Als ich die Lesung beendet hatte, stand ich auf und dachte: Wär' er doch da! Gut, daß ich nicht gleich in dem Augenblick an Sie schrieb; es wäre Liebeserklärung geworden.

Unzufriedener! ich glaube, Sie wissen gar nicht, wer Sie sind? Hat sich Ihre Muse wirklich noch nicht im Spiegel gesehen, und von ihm erfahren, wie schön sie sei? Oder weiß es die Schlaue, und will

*) Bern.

ihren Reiz nur durch diese jungfräuliche Schüchternheit, durch diesen Unglauben an ihren eigenen Werth, erhöhen? —

Wahrlich, oder mich blendet der böse Geist, Sie können neben den Edelsten unserer politischen Schriftsteller und historischen Darsteller das anch' io son pittore sagen. Sie können, die Feder in der Hand, still und groß auf die Zeitgenossenschaft einwirken; dazu haben Sie die Macht des Wortes und die Kraft, sich über dem Kampf und Gähren der Welt und ihrer Hefen, droben unpartheksam in den ruhigen Höhen der Besonnenheit zu erhalten. Wie Sokrates sich von Aspasiens Grazien bilden ließ, so scheinen Sie den französischen Klassikern eine gewisse Zartheit der Behandlung abgelauert zu haben, nach der ich vergebens ringen würde; und zum deutschen tiefen Geist und Wiß gefällt sich wunderbar die, ich möchte sagen, weiblich feine Beobachtungsgabe der geglätteten Franzosen.

Holla, dennoch wieder Liebenserklärung, und ich wollte Ihnen nur Vorwürfe machen. Worüber? daß Sie, Glückseliger! sich unglücklich wähnen. Sie haben den reichsten Stoff zum Frohsinn, indem Sie fühlen müssen, daß Sie der Welt von großem Werth werden können. Pflegen Sie Ihres Leichnams und lassen Sie Ihren Geist walten.

Da kommt ein Besuch — abgebrochen.

Sinnen Sie doch auf eine Erfindung in Unterseen, wenn Sie im Bade oder in den stillen Alpen sitzen, wie man in der Ferne mit einander Gedanken tauschen könne, ohne die langweilige Arbeit mit Dinte auf Papier zu zeichnen. Man schreibt nie auf, was man alles zu sagen hat, und das Beste vom Gedanken verfliegt über dem Schneckenzug der Gänsefeder.

P. S. Was? Sie fragen noch, ob Sie das Missionswesen schildern sollen? Ob mir schicken? — Ist's nicht Noth? Werden Sie damit nicht selbst in Deutschland Gutes stiften? Und da fragen Sie? — Und wenn Sie ein Rechenbuch schreiben, werd' ichs mit Lust lesen; schicken Sie mir's.

4.

Nach Baden-Baden.

28. August 1821.

Sie haben es errathen, mein Lieber, wir sind alle fröhlich von unsern Reisen zurück in das angenehme Stilleben unserer Klausen am Fuß

des Jura; meine Frau und ich vom Rigi her, Theodor aus den Unterwaldner und Schwyzer Alpen, Emil von Rousseau's Insel im Vierler-See, und Alexander mit dem jungen Spanier Antonio vom Schwarzwald. Letztere hatten das gefährlichste Reiseabenteuer zu bestehen, denn der Bliß fuhr des Morgens, als sie eben sich zum Weiterreisen ankleideten, in das Wirthshaus, wo sie die erste Nacht ihrer Pilgerei geschlafen hatten. Fenster und Mauern wurden zerschmettert; die armen Buben kamen mit dem Schreck davon.

Und Sie haben das Geräusch der Residenz so schnell verlassen? Es würde mir wie Ihnen gegangen seyn. Ich will lieber das Säusen aller zweiunddreißig Winde in einer schönen Einsamkeit, als das Geflüster und Geträtsch einer Residenz aushalten. — Möge das bunte Mancherlei in den Bädern Ihnen Entschädigung geben!

Ihre Missionshistorie sehen Sie nur als ein recht ernstes und diesen Tagen wichtiges Geschäft an. Wahrlich, es dämmert überall, wie wenn's Abend werden wölkte, und die Nachtulen und Rauze flattern mit großem Siegeslärm aus den verfallenen Raubschlössern (woraus die deutschen Zeitungen und Bauern im Odenwalde den weißagenden Burggeist von Schnellert machen).

Es scheint, Ihr Kaiser hebe endlich Kreuz und Schwert gegen Istanbul. Das giebt dann einen religiösen Vertilgungskrieg, der manches Jahr dauern wird. Die Flucht der Rosscheweise über den Hellespont interessirt mich noch nicht so sehr, als die Folgen davon für die politischen Verhältnisse des übrigen Welttheils. Ich denke, das Gewitter dort zerstreut endlich den dicken Höhenrauch, der einen großen Theil unsers Welttheils verhüllen will.

Hier lege ich Ihnen einen Brief an Guizot bei, dann auch einen an Herrn Advokat Stöber in Straßburg. Er ist ein wackerer, freisinniger Mann und Dichter. An Stapfer haben Sie, glaub' ich, schon einen Brief. Stapfer, Schlabrendorf, Delsner grüßen Sie ja recht freundschaftlich von mir. — Wie mir am sichersten Briefe aus Paris senden? Das weiß ich nicht. Ich denke, durch die Post an meine barbarische Adresse. — Doch wär' es mir gar nicht lieb, wenn man Ihre Darstellung des Missionswesens, falls man Briefe öffnete, in Frankreich zurückbehielte. Ich wollte, Sie könnten sie mir noch auf deutschem Boden expediren, jedem Unfall damit vorzubeugen.

Doch arbeiten Sie auch nicht zu viel! nicht einmal mit Briefschreiben. Ihnen taugt sitzende Lebensart am wenigsten; Handeln und Wan-

deln besser. Bedenken Sie Ihre Gesundheit und, daß Sie noch ein liebenswürdiges Mädchen glücklich machen müssen.

Wir alle erinnern uns Ihrer hier mit Liebe und mit Wünschen für Ihre Gesundheit. Meine Frau ärgert sich über Ihre gelehrte Handschrift, denn sie möchte Ihre Briefe, die uns so viel Freude machen, gern immer selbst lesen.

NB. Guizots Adresse erfahren Sie bei Herrn Stapfer. Ich schicke Ihnen die Briefe unter fliegendem Siegel, weil manchmal geschlossene Briefe Contrebande sind an den Grenzen.

5.

Nach Paris.

3. Dezember 1821.

Ihren Robespierre *) hab' ich nun zum andernmal gelesen, und er hat mich nicht weniger angezogen, als das erstemal. Wenn diese Natur an und für sich selbst gewogen wird, und mit sich selbst (nicht auf die andere Wagshaale ein menschliches Moralsystem, noch weniger einen Criminalcodex gelegt!), ohngefähr, wie etwa Gott, und nur er, den innern Werth der Menschen wägt oder wägen mag: so glaub' ich auch, diese Natur ist mehr eine geistige, als sittliche Verkrüppelung. Ja, dieser Mensch kann in seiner Gräßlichkeit noch ein sehr tugendhafter Mann gewesen seyn, ohngefähr, wie es Freudenmädchen geben mag, die wirklich sittiger und keuscher, als manche nie gefallene Jungfrau, sind.

Ich möchte Ihnen den Umgang mit dem weisen, greisen Schlabendorf, und dem feinsinnigen (von den plattsinnigen Diplomaten unserer Höfe so wenig erkannten und benutzten) Delbner beneiden, wenn ich Ihnen nicht von ganzem Herzen auch etwas Gutes gönnte. Auch Stapfer und Guizot werden Ihnen wohl thun.

Vom Religionskrieg, den Sie zu besorgen scheinen, fürcht' ich nicht viel. Die politische Poltronerie heutiger Staatsmänner hat, um die Liberalen, die Carbonari, die Jakobiner, die Philosophen u. ein wenig in's Bockshorn und die Nationen ein wenig in den alten Bockbeutel zu jagen, nur die lange zum Schweigen verdammt gewesenen Finsterlinge, die politischen und kirchlichen Uhu's, welche schon oft für Gespenster gal-

*) Eine Abhandlung Zochmanns, abgedruckt in den Uebersieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

ten und den „wilden Jäger“ spielten, losgelassen. Das dauert nicht lange, besonders wenn die Portugiesen und Spanier sich honett betragen und die Perser, zum Trost der Griechen, gegen die legitimen Osmanen so liberal mit Schlägen, als möglich, sind. Die heilige europäische Post, die man jetzt auführen will, wird schwerlich lange dauern. — Daß eine religiöse Gährung in den Gemüthern (besonders Deutschlands, wegen unterdrückten politischen Strebens) sei, will ich nicht läugnen, glaube aber schwerlich, daß sie durch die Kruditäten der Schwärmer und Fanatiker hervorgebracht sei oder geschlossen werden wird.

Auf, auf mit Ihren Missionen! Ich denke, Sie werden der beste Missionär gegen die Missionärs werden. Nur ermüden Sie mir nicht, und, was noch mehr ist, hüten Sie Ihre Gesundheit wohl in dem offenen, steinernen Paris. Wir hier zu Lande haben noch immer warmes Wetter und grüne Fluren.

Adieu, mein Lieber! — Geben Sie mir in Ihren Briefen bald ein tableau de Paris à la Jochmann (nicht Mercier), damit ich mit Ihnen genieße.

P. S. Unser Cook hat mir aus Barcellona schon zwei bis drei eingeräucherte und in Essig eingemachte Briefe geschickt. Der gelbe Würangel ist an ihm vorüber gegangen.

6.

Nach Paris.

3. Jänner 1822.

Bis gestern waren unsere Wiesen grün. Wir sammelten auf Spaziergängen Colchicum, Bellis perennis und Veilchen. Heut' endlich hat die Natur ihr winterliches Festkleid angelegt; eben indem ich dies schreibe, gießt die Sonne ihren Goldstrahl, wie sie aufgeht, über das vielfach gebrochene Silber der großen Landschaft, die vor meinen Fenstern hängt. — O, das arme, dürftige, steinerne Paris! Es ist recht, daß Sie in dem großen Kerker leben, dem tausendjährigen Schauplatz der Leidenschaften, um die Verartung und Verunstelung des menschlichen Geschlechtes recht speciell studiren zu können. Sie werden doppelten Genuß haben, wenn Sie im März, aus dem großen Treibhaus menschlicher Thorheit und menschlichen Elendes, der wahren Welt, der Natur wiedergegeben werden. Dann umringen Sie sich mit einigen guten Menschen. —

Bis jetzt hab' ich weder die Bundeslade, noch Quijots neuestes

Wert gesehen; aber nun will ich beide lesen, da Sie meine Reugier so sehr darauf hingewiesen haben. L'Italie par Lady Morgan hat mich inzwischen sehr belustigt, so wie in deutscher Literatur des greisen Spanderber, naiver gesunder Menschenverstand, mit dem er aller Fasetei der deutschen Hoffschranzen und der Querköpfigkeit jeziger Minister und Legitimitätskrämer Troz bietet.

Ich wünsche den Missionarien Glück, daß sie eben nach Paris gekommen sind, da Sie ankamen, um diese zu portraituren. Die Pariser, nach ihrer Art, accompagniren die heiligen Reden dieser Unsinn-Apostel mit Petarden-Knall. Damit wird wenig ausgerichtet werden. Ein Bild nach dem Leben gezeichnet, von Ihrem Pinsel, wird anders und tiefer wirken; denn das Verbum Dei (Wernunft) manet in aeternum.

Unter den Fremden, die mich Ende Jahrs besuchten, war auch der Oberst Gustavson (gewesener König von Schweden, Gustav Adolph IV.), der Sie vielleicht in psychologischer Hinsicht interessirt hätte. Er hielt sich bei uns Aarauern etwa sechs Wochen lang auf, und versprach mir, wieder zu kommen. So viel ich ihn kennen lernen konnte in unsern anfangs kühlen, nachher sehr warmen Unterhaltungen, ist er, und dabei bleib' ich, ein guter, ja ein edelstünniger Mann, in vielen Dingen von recht königlicher Gemüthsart. Er ist nicht ohne Kenntnisse, aber die sind fast zu oberflächlich; er ist nicht ohne achtbare Geistesanlagen, aber sie sind durch Erziehung verhubelt. Er selbst klagte mir über die Erziehung, die ihm sein Vater Gustav III. gegeben, der, um ihn recht zu verschweden, ganz von der deutschen Literatur abzog, ihm seine deutschen Lehrer nahm, und ihn zu früh in die Staatsgeschäfte herüberzog. Er hat fast zu viel Bescheidenheit, zu wenig Vertrauen in sich. Dies macht ihn aber nicht, wie gewöhnlich, zum Werkzeug Anderer, sondern argwöhnisch oder mißtrauisch gegen Andere und eifersüchtig auf seine Selbstständigkeit. Diese handhabt er dann oft am sehr unrechten Fleß. In seinem Gedankengang ist etwas auffallend Schändes, das heißt, die Operationen des Denkens gehen ihm mühsam von statten. Er kann sich daher beinahe gar nicht in eines Andern Idee hineinfinden, sondern hat genug mit sich selbst zu thun. Das giebt ihm das Ansehen von Starrsinnigkeit; aber es ist keine moralische Starrsinnigkeit, sondern eine rein intellektuelle, die aus Unbehülflichkeit und Einseitigkeit der Geistesmanipulationen entsteht. — Man kann sich denken, was aus einem solchen Thronerben werden mußte, wenn man ihm dazu noch predigte: „ein König muß einen festen Charakter und Folgerechtigkeit ha-

Ihren letzten Brief bewahr' ich, wie Kleinod. Er enthält köstliche Ideen. Hätten unsere Ultra nicht an allen Höfen, zu ihrem eigenen Schutz, Aberglauben und Hierarchen-Schnörkel, Schwärmererei u. s. w. begünstigt, und dem gesunden Menschenverstand Stillschweigen geboten, würde man weniger von den Farseleien über religiöse und kirchliche Sachen hören und lesen müssen. Die Höfe wollen sich Ringmauern aus Altären bauen, die aber nur dann als Brustwehren hoch genug sind, wenn man vor denselben kniet. Der Menschheit ist das Knien aber nicht mehr recht.

Messen Sie doch mir Ihre Briefe nicht nach Inhalt und Länge der meinigen zu. Sie schreiben Briefe, ich nur Entwürfe dazu.

Adieu! Gott gebe Ihnen Gesundheit und heitern Sinn. Mir wünsch' ich nichts, als die Dauer Ihrer Freundschaft.

8.

Nach Baden-Baden.

22. Juni 1822.

Ich will keineswegs, mein theurer und herzlichlieber Freund, die eine Hälfte des Briefs mit Entschuldigungen füllen, warum ich die andere Hälfte so spät schreibe. Sie kennen nun meine Erbsünde aus Erfahrung. Wäre Ihr Junius-Schreiben vom 17. nicht erschienen, würd' ich Ihnen wahrscheinlich erst im Juli geschrieben haben, um mit meinem Brief eine sehr liebenswürdige, geistvolle und gebildete junge Frau von Karau in Ihre Bekanntschaft zu führen, weil sie dort wenige Bekannte hat, am wenigsten solche, wie sie sich wohl wünschen, aber nicht leicht auffinden kann, und wie Sie z. B. sind. — Also bleibt das dem künftigen Monat vorbehalten.

Wer Sie kennt, kennt Sie, und es muß in der Welt wohl nicht zwei Hochmänner geben, sonst würde Ihr vertrauter Freund in Riga sich nicht so schalkhaft bei Ihnen nach dem Verfasser des Robespierre erkundigt haben. Daß ein Anderer Sie noch in Wien errathen, wunderte mich um so mehr, da meines Wissens die Ueberlieferungen in Wien verbotene Waare sind, ausgenommen circa 40 Exemplare für den Hof, die Erzherzöge, lesenden Minister u. Ihr Freund muß da in diplomatischen Atmosphären gewandelt haben, wo der Geruchssinn gewöhnlich schärfer seyn soll.

Ich freue mich nun schon auf den Herbst voraus, sowohl Sie bei uns zu sehen, als den geistigen Schmaus zu genießen, den Sie der Welt

in Baden bereiten. Ich wollte, Sie würden dann bei mir unter das gastfreundliche Dach einkehren, wenn Ihnen unsere republikanische Einfachheit der Lebensweise nicht gar zu einfältig vorkäme. — Daß Sie Ihren Wanderstab einweilen nicht an der Ostsee, sondern in der Schweiz und, wo nicht im Aargau, doch am Genfersee niederlegen wollen, hat mich und meine Frau recht erfreut. — In Riga! — da läßt sich hören. In letztem Ort möcht' ich Sie dann mit Karl von Bonstetten, Pictet und andern würdigen Männern zusammenbringen, wenn Sie nicht schon mit ihnen verbunden sind.

Was nun mich selbst in meiner Einsiedelei am Jura betrifft, leb' ich meinen Schlandrian. Sie kennen ihn ja. Alles steht auf derselben Stelle, wie Sie es verließen, alles geht den Gang Vor- und Nachmittags, wie Sie ihn sahen. Von Fremden, die mich besuchten, zog mich mehr die Art, als das Personal an. Es waren meistens unwillkürliche Wanderer, die in der Schweiz ihr Asyl suchten. Unter selben auch, von Deutschen, der Dichter Follenius, der lange im Berliner Kerker schmachtete, der Philosoph Oken. Jener ist jetzt in Karau Lehrer, dieser in Basel. So mehrere andere; auch Graf Boholz, der sich mit Ihrem Landsmann Stourdza einmal schlagen wollte, den deutschen Hochschulen zu Ehren. — Von Franzosen einige, die mehr oder minder bei den Unruhen im Anfang dieses Jahrs verdächtigt waren. Von Italienern mehrere aus Piemont und aus der Lombardei, der Carbonarerei verdächtigt u. s. w. Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, daß mich eben diese Art Reisender besucht. Ich höre aber, ein Herr Raoul-Rochette, der mich vor zwei Jahren besuchte und etwas Ultra seyn mag, soll mich in seiner Beschreibung der Schweiz als einen Chef des libéraux en Suisse der Welt präsentirt haben. Der hat denn mehr von mir gewußt, als ich selbst. Und über mein bescheidenes Haus soll er sich ausgedrückt haben, wie Landvogt Geßler über Staufachers neues Haus in Steinen. So etwas mag wirken. Meinethalben. Ich bin einer der Liberalen, die den Königen wohlwollen und ihnen die Ruhe wünschen, welche die Schwärmerwuth der Ultra und Citra weder den Königen noch den Völkern gönnt.

In meinen Mußestunden hab' ich dies Jahr zwei Abhandlungen geschrieben, die eine zur Beförderung des gegenseitigen Unterrichts, nämlich eine Uebersicht der Verbreitung desselben in allen fünf Welttheilen; dann unter der Rubrik „Blätter aus Spanien“ eine Schugrede für die Cor-

tesverfassung. Beide sind in den Ueberlieferungen. Letztere Schutzrede beruht auf mir von Freunden in Spanien mitgetheilten Thatfachen. — Außerdem, jezt schon im dritten Jahr, fuhr ich fort, dem Schweizer vork die Geschichte des Schweizerlandes zu erzählen. Das thut gute Wirkung, zur Belebung des Gemeingeistes, zur Reinigung der Ansicht der heutigen Dinge im Vaterlande, und zur Erhebung der Gemüther über den Spießbürgergeist und Egoismus, in welchem der Mensch bei ruhigen Tagen so leicht einschrumpft.

Jezt hab' ich alles, was ich von mir zu sagen weiß, hergeplaudert. Wie freu' ich mich, im Herbst Sie zu sehen, und Ihre Protestanten unter der Charte, Ihre Missionarien über der Charte u. s. w. Treiben Sie höflichen Scherz mit Ihrer Frage: ob die Ueberlieferungen Bruchstücke Ihres größern Werkes, als Vorläufer, annehmen werden?

9.

Nach Karlsruhe.

3. Hornung 1823.

Sie sind mir doch, hoff' ich, nicht böse, lieber Freund, daß ich Ihres Dezemberbrief erst im Hornung beantworte? — Ich könnte Ihnen neun- undneunzig Hindernisse an den Fingern herzählen, die mich so lange briefstumm machten. Noch liegen gewiß vierzehn Briefe da, die Antwort begehren, und mich in Verzweiflung setzen; die jüngsten sind Jännerkinder dieses, und die ältesten, Mattkinder vorigen Jahrs.

Ihre Hierarchie, ich liebe sonst keine, als eben Ihre, ist nun wahrscheinlich schon abgedruckt. Um das Publikum aufmerksam zu machen, gab ich ins Jännerheft der Ueberlieferungen einen Auszug vom Missionenkapitel, worüber ich schon eine applaudirende Stimme aus Erlangen erhielt, mit der Bemerkung, daß an solchen Kraftbissen entweder die Heiligen, oder die Ueberlieferungen unserer Zeit ersticken müssen. Meinethalben mögen beide ins Reich der Schatten fahren, wenn wir nur auf Erden noch ein wenig Reich des Lichts behalten, um welches wir ja täglich im Vaterunser bitten.

Fahren Sie fort, für dies heilige Reich mit Ihrem herrlichen Geist zu wirken; Sie sind ja nicht in den heiligen Bund eingeschlossen, wie ich, der ich, als Gesetzgeber, für den Antrag mit großer Erbauung gestimmt habe, und nun Wort halten muß. Ich habe nun, als ein und untheilbares Mitglied des Souveräns, an diesem heiligen Bündel, das ich mir selber aufladen half, nicht minder schwer zu tragen, als mancher

Ehemann an dem feinigem (weil die Ehe auch solch ein heiliges Bündlein ist, das man annimmt, ohne immer zu wissen, was dareingewickelt ist).

(Ad vocem Ehe, lassen Sie sich durch das, was ich von diesem heiligen Bündlein sagte, nicht abschrecken, es auf sich zu nehmen. Ich möchte Sie gar zu gern fester ans liebe Leben geknüpft wissen. Ich wollte, Sie würden, statt eines russischen Joch-Manns, ein schweizerischer Frei-Mann. Ich sage das in Parenthese, aber es ist bei mir ein stehender Artikel über Sie.)

Nun zum Tert! Ihre Hierarchie wird Ihnen Segen und Fluch, Beifall und Mißfallen bringen, aber sowohl Fluch als Segen wird Ihnen ebrenvoll seyn. Ich bin freilich, mit meinen Aufmunterungen, Partei, und will auch gar nicht verhehlen, daß ich gern an Ihnen einen theologischen Unglücksgefährten haben möchte. Ja, ich berg' es nicht, mir wäre lieb, der ganze Heerhaufen der französischen Missionärs würde Sie namentlich, als Monsieur le philosophe Joquemane, sämtlichen wahren Gläubigen, wie das ächte Thier der Offenbarung, schildern; der ultramontanische apostolische Klerus Sie von allen Kanzeln herab in figura der Hölle überliefern, und der Pabst, nach Berathung des Kardinalkollegiums, sich zum Verdienst rechnen, eine anathematissende Bulle, mit den Anfangsworten: „Adjuvante Diabolo tenebrarum rege etc. vom Kapitol herab auf den Kopf schleudern. Das wäre mir doch einiger Trost, da in einigen Luzerner Dörfern einige Pfarrer wieder gegen meine harmlose Schweizerlandsgeschichte gepredigt haben.

Ich bitte Sie, werden Sie mir nicht böse, daß ich so spät antworte; mit dieser Bitte muß ich — sonst bekommen Sie diese armen Zeilen in acht Tagen nicht, oder wohl nicht vor dem Einzug des Duc d'Angouleme in Madrid — schließen.

10.

Nach Baden-Baden.

12. Juni 1823.

Ihren lieben Brief von vorgestern — (aber er datirt sich Heidelberg den 17. Februar) — flüchtig ist die Zeit! — also von vorgestern muß ich doch endlich beantworten, weil ich wohl spüre, ich bekomme keine Zeile, als wenn ich sie bei Ihnen mit Brieffschreiben im Schweiß meines Angesichts verdiene. Das stimmt nun freilich mit den tröstlichen Verheißungen im Anfang Ihres Briefs nicht ganz zusammen, wo Sie

sich aus lauter Artigkeit (es hängt Ihnen noch viel Pariser Puder am Haar) einen Müßiggänger und mich einen viel und ernsthaft beschäftigten Mann nannten. Aber seit den berühmten Verheißungen des Königs von Neapel u. s. w. weiß man, wie es mit den königlichen Geister zu halten ist, besonders wenn sie ins Versprechen gerathen. Man hat nie Sicherheit, wenn sie etwas versprechen, ob sie sich nicht versprechen?

Nun weiß ich dazu nicht einmal, ob Sie in Heidelberg, Baden-Baden, Karlsruhe, Paris, Riga, Konstantinopel oder Marocco sind, und wohin meinen Brief schicken? Denn daß Sie nicht in Arau, nicht in der stillen Blumhalde sind, wohin Sie doch eigentlich gehören, davon überzeug' ich mich täglich mit den Augen.

Also — will ich anfangen, mein Brod zu verdienen:

1) Das Neueste bei uns in der Blumhalde ist ein kleiner, hübscher Bube, der, ich weiß nicht woher? zu mir ins Haus kam am 25. Februar anni currentis und weder Christenthum noch Namen hatte. Ich ließ ihn stracks taufen und Achilles heißen. Das Kerlchen aber lärmte mit seiner Stimme, auf die er sich etwas zu Gute zu thun schien, immer ärger. Da reute mich, ihn nicht Stentor geheißt zu haben. Man muß ihn jenseits der Aare sehr vernehmlich hören, den alle Basen kamen ausser Obem gelaufen, um ihn zu sehen. Jetzt merk' ich zu meinem Leidwesen, der Bursch ist ein offener Ultra, der uns alle tyrannisiert, nichts von Schreib- sondern nur von Schrei-Freiheit, nichts von Press- sondern nur von Press-Freiheit wissen will, Alles begehrt, nichts giebt, von allen sich bedienen lassen, keinem dienen will, und, wenn wir ihm ehrerbietig jeden Willen thun, uns kraft seiner Legitimität mit vergoldeter Wäsche belohnt.

2) Das Neueste in der Schweiz ist, daß der König von Neapel von den Eidsgenossen dreitausend handfeste Männer begehrt, um die Oesterreicher entbehren und die Liebe seines Volks, das ihn anbetet, im Zaum halten zu können. Die Kronen des heil. Bundes unterstützten das Ansuchen in besondern Sendschreiben sehr dringend.

Ich könnte nun freilich auch noch die Neuigkeiten von Europa und den übrigen Welttheilen beifügen, wenn ich nicht vermuthete, Sie säßen persönlich in irgend einem dieser Welttheile, wo Sie dann die Sachen besser wüßten, als ich. Im Allgemeinen will ich, falls es Ihnen unbekannt seyn sollte, nur bemerken, daß die europäische Welt jetzt wie tollgewordene Poesie ausieht, in welcher der gesunde Menschenverstand

auf dem Kopf steht und mit den Beinen perorirt, den Himmel daher mit allem Göttlichen und Ewigen unter seinen Fersen erblickt und den Roth über sich für den wahren Himmel hält.

Man sagt mir eben, schon seit vorgestern (aber nicht vom 17. Febr.) laufe in Karau das Gerücht, Oesterreich u. habe seinen Gesandten von Stuttgart abberufen, weil der König von Württemberg sich weigere, den Verfassungsvertrag mit seinem Volk aufzuheben, oder zu ändern. Ich halt' es auch für ein lahm es Gerücht, weil es über vierzig Stunden gebrauchte, um über die Karauer Brücke zu kriechen.

Mein geliebter H.... in Wien schreibt mir, er wolle in dem geistreichen Wien (es wird da viel guter Wein und Brantwein konsumirt) keine Zeile mehr drucken lassen, denn seine zwei Censoren hätten ihm eine Uebersetzung grausam kastriert. Der eine, ehemaliger Kaufmann, der kein Latein versteht, habe ihm lateinische Notizen ausgestrichen (vermutlich behält er sie, um daraus Latein zu lernen), der andere von der Polizei habe ihm auf dem dritten Bogen folgenden Pentameter gestrichen:

Und ein Esel schon bringt mir in Wallung das Blut.
(Worin ich nichts anderes finde, als daß sich die Polizei und Censur von Herzen der Esel annimmt und sie lieb hat.)

Meine „Wirren des Jahrhunderts“ sind in Wien verboten worden. Ein Staatsmann machte da die witzige Bemerkung: „Ischoffe hat die Irren und Wirren im Gehirn.“

Ouf! sagt der Franzose, wenn er fertig ist. Mein Brief ist zu Ende, Gottlob! Ich trockne mir den Schweiß von der Stirn. Ich habe mein Brod verdient. Schneiden Sie mir aber kein kleines Stück ab.

II.

Nach Baden-Baden.

1. Juli 1823.

In Eil muß ich Ihnen, mein theurer Freund, melden, daß ich heut von einem sehr achtungswürdigen Manne, der mir persönlich sehr lieb ist, den ich, glaub' ich, seit Jahr und Tag nicht mehr sah, und von dessen Befinden, Thun und Lassen ich seit einem halben Jahr nicht das Mindeste wußte, endlich einen Brief empfing, der auch Sie angeht. Wie ich nun erfahre, ist er ebenfalls in den Bädern von Baden (nämlich der Mann, nicht der Brief); und da er wirklich ein interessanter, geistvoller Mann ist, müssen Sie, wenn Sie nicht ganz ohne Eitelkeit

sind, ihn gewiß dort schon gesehen haben, denn gleich und gleich gefelli-
 sich doch gern. Vielleicht haben Sie schon mit ihm gesprochen.

In jedem Fall wünscht' ich, Sie würden mir die Gefälligkeit er-
 zeigen und zu ihm gehen. Er ist zwar ein wenig hypochondrisch, wie
 Sie, und brummt mitunter ohne Ursach, aber ist darum nicht minder
 lebenswürdig. Sie werden ihn, wenn Sie ihn erst recht kennen lernen,
 gewiß schätzen. Ich hab' ihm unlängst geschrieben, um von sei-
 nem jetzigen Leben und Treiben etwas zu erfahren, was mir
 durchaus nicht gleichgültig seyn kann. Aus seinem Brief, den er mir
 darauf schickte, muß ich nun schliessen, daß ich sein Vertrauen verloren
 habe und er selbst in große Armuth versunken seyn müsse. Denn statt
 der Antwort und mir zu melden, wie es ihm gehe, schickt er mir bloß
 Glossen, Notabene's und Anmerkungen aller Art über meinen eigenen
 Brief zurück, und wie er endlich von sich selber zu erzählen Wiene
 machen zu wollen schien, bricht er in die schmerzliche Klage aus, die
 mein ganzes Inneres durchbohrte: „Heute fehlt es mir an Papier!“ —
 Ach, sogar nicht einmal mehr Papier hat der Unglückliche; nicht einmal
 mehr so viel, ein Blättchen kaufen zu können, hat er! — Ich beschwöre
 Sie, zeigen Sie ihm das Papier dieses Briefes; fragen Sie ihn unter
 der Hand, ob es ihm gefalle? geben Sie mir einen Wink, und ich
 schicke ihm ein ganzes Ries. Ich bin seit dieser schrecklichen Nachricht
 nicht mehr ruhig geworden.

Verzeihung! ich vergaß in der Bestürzung und Eil seinen Namen
 zu nennen. Seinen Taufnamen kenn' nicht; aber man nennt ihn Herr
 Zochmann. Er lebt gewöhnlich sehr zurückgezogen; er ist noch ein junger
 Mann, allein selbst artige Frauenzimmer erscheinen ihm vergebens in
 allem Glanz ihrer Schönheit, als hätt' ihm schon eine frühere Liebe
 das Herz geraubt oder gebrochen. An Letzteres glaub' ich kaum, denn
 er ist zu sehr Philosoph, sich vom siebenzehnjährigen Flattergeist eines
 Mädchens länger, als siebenzehn Minuten, betrüben zu lassen. Auch
 hab' ich noch nie in seinen Schriften (unter uns gesagt, er ist einer un-
 serer geistreichsten Schriftsteller und eignet sich zu einem trefflichen Hi-
 storiker; aber lassen Sie es ihm um Gotteswillen nicht merken, daß Sie
 das wissen; er liebt, wie Kaiser Joseph, das Incognito-Reisen!) also
 nie hab' ich noch bemerkt, daß in seinen Schriften sich eine Spur von
 Bitterkeit gegen das schöne Geschlecht äusserte (und Sie wissen, jeder
 Schriftsteller beschreibt sich doch zunächst in seinen Büchern unwillkühr-
 lich immer selbst). Statt dessen ist er voll unauslöschlichen Grolls gegen

die Pfafferei. Nehmen Sie sich daher in Acht, ihm zu sagen, daß nun in der Schweiz, die er lieb zu haben scheint, die Priester wie in Luzern, so auch im Kanton Freiburg, den bessern Volksunterricht vernichtet, den trefflichen Pater Girard gestürzt, und den Triumph der Legitimität des Stocks und der Ruthe auf dem Buckel der Kinder errungen haben. Sie würden sich bei ihm das Spiel, wenigstens den guten Empfang verderben. Sagen Sie ihm auch nicht, wenn er allensfalls nach mir fragt, daß ich noch immer zu der Sisyphus-Arbeit der heil. Allianz lache; denn das könnte mir bei ihm schaden und mich und wohl gar die gebildete Welt um eine wahre Weihnachts-Freude bringen. Denn er will, wenn ich ihn recht verstanden habe, seine Gedanken, die leider nicht jedermanns Gedanken sind, aber werden sollten, in Form von Briefen an mich drucken lassen. Und ich sage mich nicht von der Eitelkeit los, Freude daran zu haben, von einem geistvollen, redlichen und muthigen Manne öffentlich vor geistvollen, redlichen und muthigen Männern Freund geheißsen zu werden. So etwas wiegt bestimmt einen Hals- oder Hosenband-Orden auf.

Hüten Sie sich auch wohl, zu ihm zu gehen, wenn schlimme Nachrichten aus Spanien eingelaufen sind, daß z. B. der König glücklich aus der Gefangenschaft der Cortes in die Freiheit der Heiligen gekommen, oder daß die Inquisition wieder grünend und blühend sei.

Doch, ich kenne Sie und überlasse es Ihrer eigenen Klugheit, ausfindig zu machen, wie Sie meine Aufträge bei ihm am besten erfüllen können.

Leben Sie wohl. Stellen Sie es klug bei ihm an. Ich mache mir Freude daraus, Ihnen irgendwo eine Gegengefälligkeit zu erweisen.

12.

Nach Karlsruhe.

24. Juli 1823.

Alles in der Welt, nur nicht drei Tage hinter einander große Gesellschaft von hundert und zwanzig Personen, dazu sechs Sessionen, sechs Dinners und sechs Soupers. Von der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher, die sich dies Jahr in Arau versammelte, müd' und lahm an Geist und Leib, freu' ich mich meines Stübchens wieder und suche die erste Erholung bei Ihnen. Es giebt wahrhaftig keine schwerere Arbeit, als Arbeitslosigkeit.

Der Himmel weiß am besten, wie ich in den Geruch eines Naturforschers gekommen bin; ich weiß es nicht. Ich wollte vergebens die Pic-

tets, Schinze, Decandolles, Ebels, Usteris u. s. w. enttäuschen über meine Person; es war umsonst. Ich komme mir fast vor, wie Mr. de Pourceaugnac mit dem Spasvogel Eraste.

Ihr Brief hat mir Freude gemacht, weil Sie rund herausfagen, es gehe Ihnen wohl und das Land gefalle Ihnen, wo Sie jetzt leben. So fürcht' ich nicht, daß Sie nach Riga gehen, oder über den Kanal. Und da Sie die Kirchengeschichte vorgenommen haben, Viktoria! bleibt Ihnen lebenslang vollauf zu thun. Noch haben wir keine von einem Philosophen geschriebene, keine für Nicht-Clerus genießbare.

Wir stehen nun in der Erwartung eines neuen Statthalters Gottes auf Erden. Wenn sich der heil. Geist auf den Kardinal, ich weiß nicht mehr wie er heißt, herabläßt, so erhält der heil. Stuhl einen Hart- und Starrkopf. Man schreibt mir, daß unter den jüngern nach dem Purpur aspirirenden Geistlichen in Rom eine Verbindung bestehe, alles daran zu setzen, Glanz, Herrlichkeit und Macht der Theokratie wieder herzustellen, und sollte es zu einem Religionskrieg führen. Nun denn, je toller je besser. Das fehlt noch zum tragi-komischen Schauspiel dieser Zeit, und macht ein braves Schlußkapitel zur Hist. eccles. cel. Jochmanni.

Man hat mich schon manchmal an den politischen Meinungsgehrungen unserer Zeit für einen der 12,000,000 Mitschuldigen gehalten; theilen Sie mir doch ein wenig von Ihrer Unschuld mit, wenigstens von den „unschuldigen Gedanken“, die Sie über die Aehnlichkeit der politischen Reformation unserer Zeit mit der kirchlichen des sechsgehnten Jahrhunderts gehabt haben, wie Sie schreiben. Ich möchte gern wieder unschuldig seyn, wie es die 12,000 Jungfern waren.

• Herr Ravul-Rochette, der mich in seiner Voyage en Suisse mißhandelte, aber in der zweiten Ausgabe des Buchs das Kapitel von Arau gestrichen hat, ist auf mich, wie veressen. Er hat nun eine Histoire de la révolution suisse herausgegeben, wo er's mit mir auf allen Seiten so zärtlich treibt, wie der Floh mit dem Hund, der um fett zu werden diesen ausmagern will.

En attendant, daß Sie nach Arau kommen, will ich provisoirisch, was ich noch zu sagen haben könnte, bis dahin verschieben.

Und, „weil mir das Papier fehlt“, will ich meinen Brief schliessen und Sie dem göttlichen Wachtschuß per Mariam empfehlen.

Nach Karlsruhe.

28. December 1824.

Sie kennen mich ja, Lieber, und daher sag' ich auch kein Wort zu meiner Entschuldigung, daß ich so lange schwieg. Aber daß ich Ihre Aufträge sogleich bei Herrn S. vollzogen habe, wird er Ihnen vielleicht selbst geschrieben haben. Nicht also in der That fehlt' ich, aber im Wort, das ich Ihnen schuldig bin. Und nun will ich die Sonne des Jahres 1824 nicht untergehen lassen über meine Trägheit; lassen Sie dieselbe also auch nicht untergehen über Ihren Zorn.

Sind Sie nicht ein wenig zu behutsam und zu umsichtig? Ich, nach allem, was ich von Ihnen gelesen, kann nicht glauben, daß Ihr Werk auf irgend eine Art anständig gewesen seyn würde. Wär' ich Verfasser desselben, ich würd' es auf die Gefahr hin, vom Drapeau blanc und österreichischen Beobachter und Staatsmann gelästert zu werden, der Welt gegeben haben. — Aber Sie wollen nach Riga zurück! — Nun, ich habe nichts zu rathen, weil ich nur Rathsherr für den Kanton Aargau bin.

Wann gehen Sie nach Riga? Werden Sie mir dann auch von den sandigen Gefilden der Düna noch ein Briefchen in meine stille Klause am Jura zuschicken? oder mich dort, in legitimer Scheu vor allem Geächteten der Zeit, vergessen? — Kämen Sie bis zum holdseligen Peipussee, so würd' ich Sie bitten, dort meinen alten, lieben Freund, Staatsrath und Professor Bartels zu besuchen und freundlich zu begrüßen.

Eigentlich ist mir Ihr und des Himmels Rath unerforschlich. Aber wenn Sie irgend können, bleiben Sie doch unter unserm mildern Himmel! Wär' ich ein reicher Herr: ich machte Sie auf Lebenszeit zu meinem Hausphilosophen, gäbe Ihnen mäßigen Gehalt (ein Philosoph muß nicht viel haben) und ein treffliches Mädchen zur Frau. — Sieht Ihnen der greise Boss, der weiseste Mann in Heidelberg, nicht denselben Rath, wenn Sie in Heidelberg sind? Ein Weib, ein Freund und eine Hütte! — Am Ende wünscht' ich, Sie säßen lieber in Paris als in Riga.

Es scheint, Sie denken gar nicht mehr daran, mir einen kleinen Besuch zu machen. Ich hätte fast Lust, Sie in Heidelberg oder Karlsruhe einmal zu überraschen, wenn ich nur sicher wärc, daß man mich nicht wegen demagogischer Umtriebe bis zu den Ufern der Spree führte, wie dem Professor Cousin geschah. Glauben Sie, daß ich scherze?

Deutiges Tages ist unter der Regide politischer Heiligkeit aller Unfug möglich, und diente er am Ende auch nur, einem ehrlichen Mann schadenfroh einen Streich zu spielen.

Wir hiesiges Landes sind gesund und frohes Sinnes, und möchten unsere heitern Lage gern mit Ihnen theilen.

14.

Nach Karlsruhe.

31. Jenner 1825.

Obgleich Ihr Manuscript bis jetzt noch nicht in mein Haus eingekehrt ist, fang' ich doch sogleich Ihnen den Empfang desselben an zu bescheinigen. So blindes Vertrauen hab' ich auf Ehrlichkeit und Pünktlichkeit unserer Posten. Kengstigen Sie sich also darum nicht, mein ängstlicher Freund. Auch nicht Theodor's wegen, der nicht eher nach Paris gehen wird, bis er den Doktorhut auf dem Kopf trägt, weil, wie mir mein Herr Stapfer ausführlich geschrieben hat; er nur erst nach Vollendung der Studien auf einer deutschen Universtät zu Paris sich mit großem Gewinn vollenden könne. Ich will ihn Ostern also nach Deutschland schicken, in der Hoffnung, man werde des Jünglings schonen und in seinem ehrlichen Namen keine demagogische Untreibung sehen oder riechen.

Wenn Riga so gelegen wäre, daß ich da ungetrennt von meinen Freunden und der Literatur, übrigens von der Welt und ihren Göttern geschieden, mit einer schönen Aussicht in die landschaftliche Natur und auf den Entwicklungs-Prozeß der Menschheit wohnen und zuweilen eine Leuchtugel oder einen Blitz unter die närrischen Menschen schleudern könnte, ungesehen, wie Zeus — etwa in den Wolken selbst —, so würd' ich mir Erlaubniß bei Ihnen erbitten, im Frühjahr mit Ihnen dahin zu ziehen und mit Ihnen in der nämlichen Straße zu wohnen. Wenn Sie nur in Ihrem Riga „in Abgeschiedenheit von allen literarischen und andern Interessen“ glücklich seyn können! Wohlan, reisen Sie unterm himmlischen Nachtschutz dahin! Es gefällt mir Alles in Ihrem Plan, NB. auch das Heirathen (exclusive das Beiwort „Wahrscheinlich“); nur nicht, daß Sie mich mit Ihrem allerliebsten Weibchen, in das ich mich schon selbst ein wenig zu verlieben anfangen, erst nach zehn Jahren (helf' uns Gott!) besuchen wollen.

Ich zweifle gar nicht, daß Sie in Riga Jedem gefallen werden; aber sehr, ob Sie dort sich selbst. Für Ersteres bürgt mir schon

zum Theil die rosenfarbene Stelle aus dem Brief Ihres trefflichen Freundes; für Letzteres hab' ich wahrhaftig keinen Bürgen zu stellen, als — wenn Sie wollen so gütig seyn — Sie selbst.

God dam! (wenn ich fluche, so geschieht's in einer Sprache, die ich nicht verstehe, folglich gehört die Sünde zu den Unwissenheitsünden) machen Sie endlich Ihrer Selbstfolterung ein Ende. Sie rettet oder tödtet nichts, als ein heroisches Mittel, nämlich ein liebetreues, frommes, wirthliches Mädchen, das am Morgen sagt: Kind, arbeite und spare! — Mittags: laß dir meine einfache Kost wohl schmecken! — Abends: ruh' an meiner Brust aus! —

Adieu. Ich hoffe, Sie schreiben mir von jeder Poststation. Geben Sie mir auch die Reiseroute; vielleicht kommen Sie bei Freunden von mir vorbei.

Die Grüße Ihres Briefes, der sich apostolisch-paulinisch schließt, werden von links und rechts, zumal von meiner Frau, herzlich erwidert.

P. S. Heute, Donnerstags den 3. Hornung 1825 Nachmittags 3 Uhr 57 Minuten 17 Sekunden, traf Ihr Manuscript wohl emballirt, mit dem Siegelbuchstaben R versehen, glücklich bei mir ein.

15.

Nach Karlsruhe.

6. September 1825.

Ich rechnete noch immer heimlich, mein Lieber, auf Ihre Bekehrung, das heißt auf Ihr Einkehren zu uns. Der diesjährige Schweizer Sommer war so lieblich und warm, daß kein Mann des Nordens vor seiner Rauheit hätte schaudern können oder sollen. Allein die Götter und Jochmann wollten es anders.

Ihr lieber Maibrief liegt noch Antwort begehrend da; Ihre Betrachtungen über den Protestantismus haben mir diesen Sommer schon manchen genußvollen Nachmittag gewährt. Ich bin immer der undankbarste Mensch mit dem dankbarsten aller Herzen. Gerade darum lieb' ich Sie immer mehr, weil ich Ihre Freundschaft für mich unverkennbar in Ihrer Geneigtheit zum Verzeihen meiner Schuld erblicke. Bewahren Sie mir diese Freundschaft voller Rücksicht!

„Das Bewahren Ihrer Betrachtungen mir lästig?“ — Was sagen Sie? Ich bin stolz, daß Sie sie mir anvertrauten. Ich bewahre sie, bis Sie dieselben zurückfordern. Warum vollenden Sie sie nicht? Wäre die Stille des Winters nicht dazu einladend? Und warum scheuen Sie

sich, das vollendete Werk dann im Druck erscheinen zu lassen? Kuben Sie doch nicht. Dies edle Spiel Ihrer Gedanken ist Arznei für Ihren Körper!

Ihr junger Landsmann hat Ihnen, scheint es, mit seinen Erzählungen von Riga wieder ein wenig Heimweh gemacht. Aber Sie überwinden es in sich, und ich billige es, wenn auch aus einem andern Grunde (rauhere Luft des Norden) als Sie. Auch ich zittere, entfernte, längst nicht gesehene Freunde zu besuchen, weil die Freude des Wiedersehens immer entweder mit dem Schmerz des Wiederverlustes zu theuer bezahlt wird, oder, was noch schlimmer zuweilen ist, weil die erwartete Freude wohl gar am Ende durch die von der Zeit angerichteten Verwandlungen der Menschen, wenn man sie nach Jahren wieder nahe sieht, ganz ausbleibt. Meine Jugendfreunde blühen in meinem Gedächtniß, wie Unsterbliche, in ewiger Jugend und Liebenswürdigkeit; ach, in natura mögen sie nun wohl etwas anders seyn.

Sie sind sehr gütig, an Theodor zu denken, falls er nach Heidelberg zöge. Er hat Aarau schon seit anderthalb Jahren verlassen. In Genf, zu Piccetti's, Decandolle's und des Astronomen Gautier Füßen, überließ er sich seinem Hang zur Naturkunde, indem er zugleich französische und englische Sprache trieb; dann ging er diese Ostern (nur zwölf Tage war er im Vaterhause) nach München, wo er an den trefflichen akademischen Lehranstalten Medizin studirt. Er hat, wie in Genf, so in München, das Glück, in vorzügliche Gesellschaften gezogen zu werden.

Dagegen ist sehr wahrscheinlich; daß mein zweiter Sohn, Emil, der für ein Jahr nach Lausanne gehen wird, sich von da nach Heidelberg begeben wird, um sich dort zum Kirchenlicht gießen oder ziehen zu lassen. Er wird dann Ihre Güte in Anspruch nehmen, die Sie seinem Bruder widmen wollten.

Ich lebe in meiner Einsiedelei gar frohmüthig, wie das reine Bewußtseyn es kann. Nur zuweilen drückt es mich sehr, wenn ich sehe, wie sehr alles Naturwidrige, Unvernünftige obenaus will in unserm Welttheil, und wie die unflätigen Gespenster des Mittelalters wieder spuken dürfen. Oft befällt mich dann eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Amerika; und, glauben Sie mir's, ich muß mich oft recht ernst daran erinnern, daß ich nicht in Europa, sondern in meiner Blumenhalde wohne, um der Lust zu widerstehen, meine Liegenschaften zu verkaufen, und mit Weib und Kindern über den Ocean zu gehen.

Unter den Fremden, die mich mit Besuch beehrten, machte ich einige

sehr werthe Bekanntschaften. General Kotten, der Vertheidiger von Barcellona, sagte mir: Mina, mit dem er sehr vertraut ist, habe aus Spanien nichts mitgenommen, als die Achtung der Franzosen, ausserdem Schande und Armuth, so daß er eingeschränkt leben muß, wie das auch beinah der Fall bei Kotten ist. — Die Bedürftigkeit beider freut mich sehr, weil sie ein Stützpunkt meines Glaubens an Tugend ist.

16.

Nach Karlsruhe.

10. October 1825.

Mich freut, daß Ihr Werk *) endlich das Licht erblicken soll. Es ist eins der gewichtigsten Worte unserer Zeit und zur rechten Zeit gesprochen. Ich habe daraus gelernt; Ihr Scharfsinn hat mehrere meiner Vorstellungen berichtigt; Ihre Darstellungsart hat mich gefesselt, der naive Ernst Ihrer Wahrheiten mich oft zum Lachen gebracht (was Sie vermutlich nicht bezweckten). Wer hat auch pag. 80 mit Köthel angestrichen? Ein erschrockener Zweifler, der vor Ihrer Folgerechtigkeit zurückprallte? Schreiben Sie deswegen zu Ihrer Rechtfertigung noch die höchstmerkwürdige Note hinzu? In dem Fall danke ich dem Erschrockenen.

Ihr Buch ist zu gelehrt, geistvoll und gut geschrieben, um gleichgültig angesehen zu werden. Es rührt unmittelbarer eine Angelegenheit an (unmittelbarer für Deutschland, als das frühere Werk), welche durch das, vom Zeitgang bewirkte Polarisiren kirchlicher Meinungen und durch das unsinnige Sturmlaufen der remigirten Hierarchie, Angelegenheit des Jahrhunderts zu werden Miene macht.

Aber an dem Geräusch ist wenig gelegen. Das Buch wird wirken, dem Muthigen eine neue Waffe, dem Wankenden wenigstens ein Stab werden, viele Protestanten rein protestantisch denken und reden lehren. Und damit sollen wir uns begnügen. Denn die Welt überzeugen kann niemand, weil Eigennuz, Hochmuth, Herrschsucht und überhaupt jede Leidenschaft, als solche, nicht überzeugungsfähig ihrer Natur nach seyn kann, und Sie einer von denen sind, die im Vortrab der Menschheit eingereiht stehen, und da und dann erst ganz verstanden werden können, wann der Nachtrab auf Ihrer Stelle stehen wird.

Die Mißgriffe vieler Höfe dieser Lage, unter welchen der Boden-

*) Beiträge zur Geschichte des Protestantismus.

saß der geistigen Welt Regreich aufsteigt (wie immer in der Gährung), deuten und bereiten erschütternde Ereignisse der Zukunft. Die Verblendeten bewirken ganz sichtbar das Gegentheil von dem, was sie bezwecken möchten. Frieden wollen sie und wiegelt zum Krieg auf; wollen mit Knutenstreichen besänftigen und mit Stroh und Pulverfässern Feuer dämpfen.

Leben Sie wohl.

Jochmanns Kränklichkeit dauerte von Jahr zu Jahr wechselnd fort; sie hinderte ihn aber nicht am Arbeiten. Sein Glaube an die Wunderkraft des südlichen Himmelstrichs, wie der Heilquellen, verlor sich; aber wandte sich dagegen desto zuversichtlicher der homöopathischen Arzneikunst zu. Er trat mit verschiedenen Bekennern derselben in Briefwechsel, und ließ sich, selbst aus der Ferne, von einem der Ihrigen verordnen, was zu seinem Heile dienen sollte. Nicht nur las er Alles, was über Homöopathie im Druck erschien, und zeichnete er auf, was sie ihm Gutes zu gewähren schien: sondern er ward, in seinen „homöopathischen Briefen“, selbst einer ihrer beredtesten Vertheidiger gegen die zahlreichen Widersacher. Sie aber, deren treuer Schutzedner er war, schützte ihn nicht. Es schien dies aber weniger ihrer Undankbarkeit gegen ihn, als seiner Vergesslichkeit zuzuschreiben, sich nicht an den Urheber der neuen Heilart unmittelbar gewendet zu haben. Er faßte in den letzten Monaten des Jahrs 1829 den Entschluß, von Karlsruhe nach Röthen zu reisen, sobald die Sommertage erscheinen würden, um sich dort der Sorge des Dr. Hahnemann anzuvertrauen. Einmal im Norden Deutschlands, dort vielleicht genesend, schien ihm auch einen Absprung nach Riga zu machen, nicht unräthlich. Er gab seinem Freunde Sengbusch daselbst schon fröhliche Hoffnungen.

Als endlich der milde Waimond erschien, rüstete er sich zur Reise nach Röthen; doch nicht ohne eine bange Ahnung. Er legte seinen letzten Willen bei einem seiner Freunde in Karlsruhe, Herrn Chr. Griesbach, nieder. Auf der Reise aber verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß er in Naumburg an der Saale verbleiben mußte. Er kam hier am 3. Juni 1830 an, kraftlos, greisenhaft gebückt, fiebernd, mit heftigen Lungenblutungen. Nichts beklagte er nun so sehr, als daß er nicht in Karlsruhe bei seinen Freunden, sondern ein Fremdling unter Fremden, sterben werde. Doch bald gewann er auch hier einen neuen

und herzlichen Freund an seinem Arzte, Herr Dr. Stapf. Inzwischen seine Kräfte schwanden schnell hin. Am 24. Juli schon entschlummerte er sanft in der Morgenröthe. Bei der Leicheneröffnung zeigte sich Zerstörtheit der Lunge, Vereiterung der Luftröhre, Zerrüttung der Organe des Unterleibes.

Man fand auf seinem Tische ein Briefpäckchen, mit der Aufschrift: „Gleich nach meinem Tode zu eröffnen.“ Es enthielt, nebst seinem letzten Willen, das Verlangen, sein Herz in eine Porzellan-Wase zu verschließen und es an seinen theuern Freund Sengbusch nach Riga zu senden, der ihm in seinem Garten ein Plätzchen gönnen möchte. Auf sein Grab in Naumburg verbieth der Arzt, in dessen Armen er starb, einen einfachen Kubus, als Denkmal, setzen zu lassen, mit der Inschrift: *Vivitur ingenio, cetera mortis erunt.*

In seinem Testament lautete der achte Satz: „Meine sämmtlichen Handschriften von Materialien-Sammlungen, Aufsätzen u. dgl. aller Art, mit einziger Ausnahme meiner Korrespondenz und Geschäftspapiere, vermache ich meinem lieben, verehrten Freunde Herrn Heinrich Ischoffe in Harau, dem sie kostenfrei zuzustellen sind. Ich bezweifle, daß er viel mit ihnen anzufangen wissen wird. In jedem Fall übernimmt er dann wohl, aus alter Freundschaft für mich, die Mühe, sie zu vernichten.“

Wirklich besteht der größere Theil dieser Handschriften aus Materialien, einzelnen eigenen Bemerkungen, Auszügen u. s. w., die er zur Bearbeitung gesammelt hatte, z. B. zur Fortsetzung seiner „Betrachtungen oder Beiträge zur Geschichte des Protestantismus“; zu Nachträgen für seine „Briefe über Homöopathie“ *); zu einer „Naturgeschichte des Adels“; zu einer Abhandlung über „politische Oekonomie“; zu Bemerkungen über „Religion und Religionsgeschichte“; zur „Geschichte der französischen Revolution“ u. s. w. Andere, größere oder kleinere Abhandlungen, wie: „über die Oeffentlichkeit“ — über „Schriftsteller und Schriftstellerei“ — über „Englands Freiheit“ und mehrere geschichtliche Bemerkungen aus seinen eigenen Tagebüchern gezogen, sind ganz oder zum Theil ausgearbeitet.

Da in gegenwärtiger Zeitschrift den Lesern einige der letztern mitgetheilt werden, mögen die Angaben über Jochmanns Leben, wie sie hier zusammengereicht sind, als Einleitung dazu gelten.

*) Diese erscheinen vielleicht, durch seinen Freund und Arzt in Naumburg, Herrn Dr. Stapf, geordnet, im Druck, dem ich sie überlassen habe. H. B. Sch.

Graf Gustav von Schlabrendorf

in Paris

über Ereignisse und Personen seiner Zeit.

Aus R. G. Jochmanns Papieren.

Ohne eine öffentliche Rolle in den Welthändeln übernommen zu haben, ohne Schriftsteller gewesen zu seyn, hatte der Graf von Schlabrendorf, der seit Anfang der französischen Revolution bis zu seinem Tode in Paris lebte, nicht unwichtigen Einfluß auf die Begebenheiten seiner Zeit. Diesen Einfluß, welchen er übrigens gar nicht verlangte, ja wahrscheinlich kaum kannte, gewann er durch täglichen Umgang und vertrauliche Unterhaltung mit den bedeutendsten Gelehrten und Staatsmännern Frankreichs, so wie derer aus andern Ländern, die nach Paris kamen und selten fehlten, den Ehrwürdigsten aller Sonderlinge zu besuchen. Mit einer unermesslichen Kraft des Gedächtnisses verband er den feinsten Scharfsinn; und indem er sich aus den Gesprächen derer, die zu ihm kamen, über die unscheinbarsten Einzelheiten von Vorfällen oder Menschen zu unterrichten wußte, ward er der glücklichste Rathgeber, selbst Prophet, für Andere in Verhältnissen, die sie nach ihrer Stellung hätten genauer kennen sollen, als Er. Viele seiner Aeußerungen und Bemerkungen über die Geschichte des Tages gingen, ohne daß es ihm bekannt ward, durch Delsner und andere Deutsche, die ihm nahe waren, in Zeitschriften und Werke über und dienten eben so sehr zur Berichtigung der öffentlichen Urtheile, als zur Belehrung der Geweihtern in Staatsgeschäften.

Ungeachtet der Graf Eigenthümer eines beträchtlichen Vermögens war, lebte er doch, man kann nicht sagen, höchst einfach, sondern wahrhaft dürftig. In einem schmucklosen Zimmer und durcheinander liegenden Büchern und den nothwendigsten Geräthschaften angefüllt, empfing

er die Fremden jedes Standes, im dunkelfarbigen, alten zerrissenen Ueberrock am Kaminfeuer. Aber mit fürstlicher Wohlthätigkeit erwies er sich gegen die Armen und Hülfbedürftigen, besonders gegen die, welche deutscher Herkunft waren, und ausgezeichnet gegen die preussischen Kriegsgefangenen in Frankreich. Doch, wenn nicht durch Zufall, erfuhren die Geströhteten selten oder nie den Namen ihres Wohlthäters. Gegen Jedermann offen, verheimlichte er nur schamhaft seine Tugenden.

Mit Empfehlungen aus der Schweiz kam der Mittheiler nachfolgender Bruchstücke zu dem ruhmwürdigen Mann. Gütig empfangen hatte er, während seines Aufenthalts in Paris, das Glück, fast täglich einige Stunden in der Gesellschaft dieses Weisen zu verleben. Es war im Oktober 1821. Schlabrendorf hatte ein Alter von zweiundsebenzig Jahren, aber noch die lebendige Jugendlichkeit des Geistes von einem Siebenundzwanziger. Man mußte ihn hören, wenn er mit Wärme, Klarheit und unglaublicher Kenntniß der Menschen und Dinge sich äußerte. Er war Redner im höhern Sinne des Worts, und schien dann selbst ein Wesen höherer Art zu seyn, frei von Leidenschaften und Vorurtheilen der Sterblichen, über die niedern Interessen derselben erhaben, nur unbefangener Zuschauer ihres vergänglichen Treibens. Das Buch der Weltgeschichte lag vor seinem Geiste stets aufgeschlagen; Alles ihm darin gegenwärtig. Deutschland, England und Frankreich hatte er in den mannigfaltigsten Richtungen durchreist; nichts von einiger Bedeutung stand ihm da unbekannt und von allen spätern Veränderungen darin blieb er unterrichtet.

Es ist zu beklagen, daß der Graf nichts Schriftliches von seinen Erfahrungen hinterließ. Was die nachfolgenden Bruchstücke enthalten, sind in der That nur Gesprächstrümmer, Einzelheiten, die gewöhnlich nach den Abendunterhaltungen flüchtig von demjenigen aufgezeichnet wurden, der sie hier mittheilt. Man wird daraus die Geisteshoheit des Grafen so wenig, als aus einigen Ziegelstücken die Herrlichkeit eines Pallastes beurtheilen können. Und doch sind von dem viel besprochenen Manne bisher nur wenige oder keine Aussprüche bekannt geworden. Daher mögen sie jetzt nach seinem Tode einigen Werth, und vielleicht noch hie und da einen bedeutsamen Wink über das Leben unsers Zeitalters haben. *)

*) Der Graf von Schlabrendorf, geboren zu Stettin den 22. März 1750, machte nach Vollendung der Schulstudien eine Reise durch Deutschland, die Schweiz,

Bureaucratie.

Unter Napoleon spielte die Bureaucratie eine ganz untergeordnete Rolle, aber doch spielte sie eine. Seine Befehle fanden bekanntlich nirgends Widerstand, von Fouché an bis zum Stubenwischer gehorchte Alles springend seinen Befehlen. Doch nur der Zweck gehörte ihm. In den Mitteln und Wegen waltete der Einfluß der Bureaucratie. Da jede Rückwirkung eine andere Wirkung voraussetzt, so war damals der Despotismus die anregende, Bureaucratie die regierende Macht in Frankreich.

Jetzt *) ist die Bureaucratie zu höherer Würde gelangt, die sie in allen Staaten unserer Zeit besitzt, wo schwache Fürsten und mittelmäßige Minister stehen. Sie ist ein politischer Somnambulismus der Monarchie, wo der Verstand sammt allen Sinnen aus dem Kopf in die Nähe des Magens, zum Sonnengeflecht, niedersteigt und jeder Finger hellsehend wird.

Napoleon ertrug es kaum, wenn jemand nicht auf den ersten Wink vor ihm erschien. Einen Obersten, den Unpäßlichkeit abgehalten hatte, fuhr er mit den Worten an: *Que pensez vous? Est-ce que vous me prenez pour un Merlin, un Lareveillère Lapeaux?* — Jetzt aber hat ein nach Guadeloupe gesandter Generalprocurator seit neun Monaten noch nicht Zutritt zu der ihm von der Regierung angewiesenen Stelle erhalten können, weil — die Frau des Gouverneurs ihn nicht mag. Der Gouverneur ist nämlich ein steinalter, kindischer Emigrant, dem man, wegen dieser vorzüglichen Eigenschaft, die einträgliche Stelle läßt; die Dame regiert ihn und die Kolonie.

Unter dem Vollziehungsdirektorium war die Bureaucratie am mächtigsten. Ein Mann, der vom Direktorium selber die Bestallung zu einem

Frankreich und England; verweilte in England sechs Jahre, kam kurz vor dem Beginn der französischen Staatsumwälzung nach Paris, lebte sich hier zuletzt ganz an und starb hier am 21. August 1824.

Im dritten Jahrgang des reichhaltigen historischen Taschenbuchs von Friedrich von Raumer, hat der geklvolle K. A. Wernhagen von Ense einige Züge zu dem Bilde des Mannes, Bruchstücke aus dessen Papieren, meistens politisch-moralischen Inhalts, unter dem Titel geliefert: „Graf Schlabendorf, amtslos Staatsmann, heimatfremd Bürger, begütert arm“, und mit dieser Aufschrift im Capidastyl das gesammte äussere Verhältniß des erhabenen Sonderlings bezeichnet. B f.

*) Man erinnere sich, daß Graf Schlabendorf (so schrieb er sich selbst, nicht Schlaberndorf) im Jahre 1821 sprach. B f.

Posten in den Kolonien erhalten hatte, konnte nie zu seiner Bestimmung gelangen, weil er einfältigerweise versäumt hatte, durch die filia- ture des bureaux zu passiren.

Winterfeld und Friedrich II.

Man sagt wohl, die Könige sollen nicht selber fremde Völker revolutioniren. Das war schon alte Sitte; sie datirt nicht von heut und die rechtschaffensten Leute machten zuweilen aus der Noth eine Tugend oder Nothsünde.

Der ehemalige preussische Minister von B. . . . , der Herzbergs Jög- ling und Schüßling war, erzählte mir eines Tages folgende Anekdote, die er aus Herzbergs Munde wußte: Als Friedrichs II. Angelegenheiten nach der Colliner Schlacht höchst bedenklich standen, habe ihm Winterfeld den kühnen Vorschlag gethan, an der Spitze eines aus- gewählten Heeres in Frankreich einzurücken und hier Land und Volk sich zu erobern. Der Krieg aber müsse in Frankreich nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen die elendeste aller Regierungen geführt und eine bes- sere verheißen werden. Einige kräftige Proclamationen ans Volk würden eben so viel siegreiche Schlachten werth seyn.

Ich möchte wissen, was der große und von den damaligen Franzosen vergötterte König von Preußen seinem Liebling Winterfeld darauf erwiedert haben mag? Wenn man sich an Ludwigs XV. Hof und die damalige Weibewirthschaft erinnert, war Winterfelds Einfall nicht halb so verwegen, oder hoffnungslos, als er im ersten Augenblick scheint. Nichts leichter, als mit Haß, Verachtung oder Gleichgültigkeit eines Volkes, das sich selber fühlt, und gegen seine Regierung laut geworden ist, einen Bund gegen den Thron zu schließen.

Herzberg selbst war kein großer Mann, aber ein großer Preusse, und vielmehr eigentlich ein großer Pommer. Als er einst eine Er- ziehungsanstalt seiner Provinz besuchte, fand er zufällig einen jungen Menschen, der sich mit dem Lesen einer Geschichte des westphälischen Friedens beschäftigte. Das gewann ihm das Herz, und bewog ihn den Jüngling heranzuziehen und in die diplomatische Laufbahn einzuführen. Es war derselbe preussische Minister von B. . . . , der mir jenen winter- feldischen Revolutionsplan mittheilte.

Der Bischof von Aversa.

Die Ermordung dieses Geistlichen machte neulich großes Aufsehen. Man glaubte darin die Gewissenlosigkeit des politischen Wahnsinnes der Carbonari offenbart zu sehen, der vor keinem Frevel zurückbebt, wenn es den Zweck gilt. Ich bin jetzt anders belehrt worden, und habe gar nicht Ursach, dem zu misstrauen, der mir den entseßlichen Aufschluß gab. Der Bischof von Aversa war beim neapolitanischen Volk durch seinen Freiheitshaß bekannt und furchtbar. Daher schwebte er beim letzten Aufstand der Neapolitaner in größter Gefahr. Die Carbonari hatten ihm den Tod geschworen. Er entging demselben durch die Treue eines seiner ältern Freunde, obgleich dieser ebenfalls ein Carbonaro war. Eben dieser Mann, nachdem er sich vergebens für den Bischof verwendet hatte, nahm ihn in sein Haus auf, und verbarg ihn glücklich darin nicht ohne eigene Gefahr. Wie der Freund, so wetteiferte dessen Gemahlin mit ihren Kindern ehrfurchtsvoll, dem geretteten Seelenhirten den Zufluchtsort so viel als möglich zu veranmuthigen.

Mit dem Einrücken der Oesterreicher änderten die Verhältnisse. Der Bischof gelangte aus seiner überstandenen Achtung zu mächtigem Einfluß und der Carbonaro ward seines Schutzes bedürftig. Aber der Bischof war in seiner politischen Handlungsweise folgerechter, als sein gutmüthiger Freund. Dieser, und als er fliehen mußte, seine Gattin und Kinder wurden der nächste Gegenstand der Verfolgungswuth des heiligen Mannes. Sein Wohlthäter schmachtete im Elende. Nichts rührte den Bischof, dessen Rache gegen die Carbonari unausföhnbar blieb. Da stand eines Tages der unglückliche Vater und Gatte unvermuthet vor dem Unterdrücker und warf sich dann weinend zu dessen Füßen. Nicht Dankbarkeit, nicht Menschlichkeit wollte er für sich anrufen, nur Schonung für die Seinigen erflehen. Jener antwortete trocken: Es sei nichts zu hoffen. Da wandte sich der Carbonaro von ihm, nur warnend, er solle auf seiner Hut seyn.

Nie war ein Rath ernstlicher gemeint. Denn wenige Tage später, beim ersten, öffentlichen Erscheinen des Bischofs, stieß diesem ein herandrängender Mensch das Messer in der Brust. Es war der unglückselige Carbonaro. Er versuchte es weder zu entfliehen, noch, vor Gericht gestellt, sich zu vertheidigen. Aber das empörte Gefühl verlieh ihm eine schauerliche Beredsamkeit. Er erzählte, was er als Christ, nach den Grundsätzen der Religion, für den Bischof einst gethan und gewagt,

und mit welchem Lohn ihm dieser, obgleich ein geistlicher Herr, vergolten habe. Ein solcher Gegensatz von Geistlichkeit und Religion konnte nicht geduldet werden. Man nahm dem Tribunale die Untersuchung der Sache ab, und übergab sie einem Kriegsgericht, welches sein Urtheil binnen sechs Stunden vollziehen ließ.

Schwache Regierungen.

Das geregelte Uhrwerk des Staats in seinem gewohnten Gang zu halten und pünktlich wieder aufzuziehen, ist das Geschäft jeder mittelmächtigen Regierung. Der Despotismus rückt willkürlich den Weiser des Zifferblattes vorwärts und rückwärts; in der Meinung, die Sonne müsse dennoch ihren Lauf und die Stunden ändern. Schwachen Regierungen ist selbst das Aufziehen der Uhr lästig; die Stunde ist ihnen gleichgültig; sie wissen nie, welche Zeit ist.

Das größte Unheil, welches die Letztern anrichten, besteht nicht darin, daß sie sich selber verächtlich machen, oder das Volk an jene leichtsinnige Stimmung gewöhnen, sich gegen die Autorität aufzulehnen, oder die Gesetze zu umgehen. Nein sie lähmen auch im Voraus schon die Kräfte besserer Nachfolger, welche entweder die Hoffnung für ihre edelsten Entwürfe aufgeben, oder den Despotismus wagen müssen. Dann werden, wie einst in Frankreich, jetzt in andern Ländern „Verschwörereien“ Mode, die zu nichts taugen, weil sie weder das Schlechte weg schaffen noch das Gute hervorbringen können.

Bewahre der Himmel jedes Land vor dieser Mode. In Frankreich war sie gemein und alltäglich. Man sagte bei einer Gelegenheit zu Michaud: *Mais il faut que cet homme vous soit connu!* indem man auf einen Fremden deutete, der ihn freundlich angeredet hatte. „*Mais oui, je le dois connoître!*“ erwiderte Michaud: „*il me semble que nous ayons conspiraillé ensemble dans le temps.*“

Weiber und Priester.

Weiber und Priester (versteht sich, die der katholischen Kirche) haben das mit einander gemein, daß sie keine eigene Heimath, kein festes Vaterland, folglich auch kein Bürgerrecht und Recht zu öffentlichen Aemtern haben. Das Weib ist in der ganzen Welt daheim durch den Mann;

eben so der Geistliche vermittelt seiner Kirche. Dennoch streben beide unaufhörlich nach Einfluß auf bürgerliche Leben, weil es für sie verbotene Frucht seyn soll. Wehe, wo sie ihn gewinnen! Spanien ward durch seine Geistlichkeit, Frankreich durch Weiber und Priester zugleich, zum Verderben geführt. Unzählige Kriege der Europäer sind von den Weibern durch die Macht der Liebe und von den Geistlichen durch die Macht des Glaubens erregt.

Die Jesuiten.

Napoleon hatte schon sein besseres Selbst verloren, eh' Frankreich für ihn verloren ging. Was er durch geistige Ueberlegenheit gewonnen hatte, glaubte er mit den geistlosen Banden von politischen und religiösen Vorurtheilen für sich befestigen zu können. Er taumelte von Irrthum zu Irrthum, indem er sich einbildete, der Starb des Alterthums, welcher die andern Thronen bedeckte, sei es, was sie dauerhaft gemacht habe. Darum, wer hätte es glauben sollen, war er sogar schwach genug, auch den Jesuiten Eingang in Frankreich zu gestatten; er schützte sie; er hatte die Absicht, ihnen die Erziehung der Jugend anzuvertrauen. Sie besaßen bereits vier Häuser in Paris, eh' die Bourbonen zurückkehrten.

Die Mutter des Kaisers und Cardinal Fäsch waren die thätigsten Gönner der Jesuiten, aber auch der Geistlichkeit überhaupt. Napoleon wußte es und ließ sie gewähren. Als der Papst (Pius VII.) in Savona gefangen saß, wo er von dem ihm bestimmten Gehalt leben konnte, ließ ihm Fäsch zwei Millionen Franken heimlich zustellen. Die Summe wurde verwendet, um Mönche nach Spanien zu senden, die das Volk bewegen, und die häßliche Bannbulle gegen Napoleon verbreiten mußten.

Schon auf dem ersten Wiener Kongreß handelte es sich darum, die Jesuiten auch in den österreichischen Staaten anzuerkennen und zu schützen. Der Erzbischof von Wien war für sie schon gänzlich gewonnen, und nur die Unentschlossenheit des Fürsten Metternich, welche die des Kaisers nach sich zog, war das einzige Hinderniß zur Wiederherstellung des Ordens. Metternich ist ein Mann von feinem und festem Geiste. Oesterreich hatte selten, vielleicht nie, einen Staatsmann von so rein- und ächt-österreichischem Sinn an der Spitze seiner Angelegenheiten, wie ihn. Talleyrand ist geistreicher, Metternich klüger und lauerfamer.

Indessen hatte sich der Erzbischof die Wiedergeburt der Gesellschaft

Jesu so sehr zu Herzen genommen, daß er beim Kaiser eine besondere Audienz verlangte, um davon zu reden. Er erhielt sie. Der Monarch aber, sobald er merkte, was es gelten sollte, nahm gleich das Wort und sagte: Sprechen wir zusammen von etwas Andern.

Frankreich hat für jetzt keinen Metternich. Die Jesuiten nisten sich unter den Flügeln der Ultra an. Eben weil diese Ultra-Royalisten sind, sind sie die gefährlichsten Ultra-Revolutionäre, so gut, wie jene Weltstürmer im Revolutionsausschuß von Bordeaux, die schon von den Volksrepräsentanten Isabeau und Tallien zuerst mit diesem neuerfundenen Titel beehrt worden sind.

Die Fürstenbraut.

Ich habe die Revolution verehrt, aber immer die Revolutionärs verabscheut. Sie ist ein Nationalfrühling, welcher den Winterschnee barbarischer Jahrhunderte von einem erstarrten Volke wegschmelzt; freilich aber auch Nachtgleichenstürme mitbringt. Sie war in Frankreich ursprünglich rein, eine Erbsferin des in der Menschheit unterdrückten Reinenmenschlichen. Ihre Schönheit erregte die Begeisterung der Welt. Ach, warum fand sie keinen edeln Fürsten, der sie zur Braut erlor; denn eine Fürstenbraut muß sie seyn, wenn sie Göttin bleiben, segnen und entzücken soll. Aber der Hof verkannte sie, ließ sie im großen Haufen stehen, eine Beute der Lüstlinge, von denen sie verführt ward, bis sie zur Meze des Pöbels werden mußte. Da wandte endlich selbst der Pöbel den Blick voller Ekel von ihr ab, und folgte lieber sklavisch der Trommel eines Soldaten, oder dem Missionskreuz eines Mönchs.

Das ist die Erbsünde unserer Zeit, und vielleicht noch mancher Zeit, daß zwischen der Erziehung und Bildung der Regierer und andererseits der von ihnen Regierten ein allzugroßes Mißverhältniß besteht. Es ist ein Gesetz der moralischen, wie der physischen Welt, daß das Geistige nach oben strebt, und das Ungeistige, Schwere nach der Tiefe. Was kann daraus werden, wenn Geist und Kenntniß im Volke leben, und droben Ungeist und Unkunde?

Geschichte und Geschichtschreiber.

Nicht die äußere Größe der Begebenheiten, nicht das Wunderbare und Riesenhafte der Schicksale ist es, was einer Geschichte den wahren,

innern Werth giebt, sondern die Enthüllung des Verborgenen, die Entschleierung der Beweggründe und Ursachen. Darum bleibt uns der Vegetationsprozeß so vieler kolossalen Reiche unbekannt und gleichgültig, während das Leben der kleinen griechischen Staaten ein ewig anziehender Stoff bleibt. Darum steht auch Tacitus, darum Thucydides, als größerer Geschichtschreiber da, denn Laetzel und hundert Andere. Darum ist die Geschichte der französischen Revolution nur anziehend bis zum Vendemiaire 1795; bis dahin loderte reine Begeisterung in den Parteien. Sie meinten es ehrlich, wie mit dem Guten, so mit dem Bösen; wie mit der Wahrheit, so mit dem Irrthum. Nachher versank Alles in den Schlamm der niedrigsten Gemeinheit und Selbstsucht; Alles ward Spiel kaltberechneter Intriguen.

Ich habe nichts gegen getreues Aufzeichnen der Begebenheiten; ich bin dankbar gegen Moses und Herodot, bis herab zum letzten Chronikschreiber, Sammler und Urkunden-Berichtiger. Sie liefern den Stoff zur Geschichte, aber keine Geschichte. Sie geben uns den Leichnam der Vorwelt, als eingeschrumpfte, gefirniste Mumie, aber sie stellen mir nicht die lebendige Vorwelt auf. Ich sehe das Aeußere, die Erscheinungen; aber womit sich das Gedächtniß füllt, bleibt für den Verstand das Unbegriffene. Es ist der Menschen Geist und Gemüth, welches den Staub und das Todte bewegt; nicht dies Letztere, nein jenes, das Göttliche in seiner Hoheit, wie in seinen Entartungen, soll mir durch die daher entstandenen Wirkungen klar werden. Der Geist will Geistiges schauen. Darum sind in allen Völkern große Geschichtschreiber selten, weil große Geister mit dem Gottesblick in die Ursachen der Dinge überhaupt selten sind. Johannes Müller hatte bei den Deutschen diesen Blick, aber keine Selbstständigkeit oder Beharrlichkeit in seinen Grundsätzen. Bei den Franzosen treibt Alles ins Materielle, Glänzende. Gibbon ist einer der Riesen unter den Geschichtschreibern.

Unsere Zeit liefert wenigen Stoff für die Geschichte. Sie besteht aus großen Begebenheiten und kleinen Menschen. Ein Zusammenreffen, das trostlos wäre, wenn nicht darin auch der Beweis läge, daß es in der Welt, außer den Kabinettsregierungen, noch eine Weltregierung giebt.

Die Kunst zu lügen.

Es ist gar keine Kunst, eine Unwahrheit zu erfinden. Jeder Flachkopf kann das. Die eigentliche Kunst besteht darin, aus zweien Sätzen, die, jeder einzeln, wahr sind, durch arglistige Zusammenstellung einen dritten herauszubringen, der eine Lüge ist. Das ist die vornehmste Art der Rabulistik, aber auch zugleich die gemeinste.

Von Wundern.

Der Prinz von Hohenlohe hat in den Zeitungen bekannt machen lassen, daß er keine Wunder mehr thun werde, seiner Amtsgeschäfte und seiner Gesundheit wegen. — Angreifend mag das Wunderthun allerdings seyn; aber wenn man es nur kann, so sollte man sich kein Gewissen daraus machen, es zu den ersten allerpriesterlichen Amtsgeschäften zu zählen.

Biester in Berlin, wenn man von den Wundern in den ersten Jahrhunderten des Christenthums sprach, pflegte zu behaupten: daß man von ihnen und überhaupt von Wundern nichts würde erfahren haben, wenn es zu jener Zeit schon Polizei in den Ländern gegeben hätte. Es ist möglich. Vielleicht auch, daß sich die Polizei in die hohenlohischen Wunder gemengt hat. Aber Biester hätte, statt Polizei, noch besser Deffentlichkeit nennen können.

Rivarol.

Ant. Rivarol, der Schriftsteller, war bekanntlich der Sohn armer, ehrlicher Bürgerleute zu Bagnoleß (geb. 1757), und gab sich bekanntlich für einen Grafen aus. Ich fand ihn geistvoll, aber sein ganzes Wesen unerträglich. Er überbot alle seine angeblichen Standesgenossen in Uebermuth, und pflegte von bürgerlicher Kanaille und *notre caste*, trotz einem Duc und Pair, zu sprechen.

Seine *Histoire secrète de Coblence* (denn das Buch soll wirklich von ihm seyn), im Aerger über schlechte Aufnahme daselbst geschrieben, ist ungemein anziehend und Licht verbreitend. Es sind Aussagen eines Augenzeugen. Rivarol war der witzigste, aber auch der unartigste Mensch von der Welt. Die ehrlichen Hamburger öffneten ihm ihre Häuser und Börsen auf das Zuorkommendste. Aber wenn ihnen in

Gesellschaft einer seiner Einfälle nicht gleich einleuchtete und sie die Köpfe zusammensteckten, um sich zu verständigen, so konnte er ganz laut rufen: *Voilà comme sont Mrs. Hambourgeois; ils cotisent trois ou quatre pour suivre la pointe d'un bonmot.*

Diplomatische Laurerer.

Kein traurigeres Handwerk, als das der gewöhnlichen Gesandten bei den Höfen! Sie sind bloß diplomatische Spione, Neuigkeitsfischer und gegenseitige Aufhauerer. Man spürt an ihnen, wie bei allen Handwerkern, das Gewerbe, welches sie treiben.

Der Graf v. Boden, vor der Revolution kurhessischer Gesandter in Paris (in Mirabeau's hist. secrète de la cour de Berlin ist die Rede von ihm), hatte die Gewohnheit, den Zweck eines Besuches, den er machte, nicht früher laut werden zu lassen, bis er — nicht etwa aufstand, um sich zu verabschieden, — nicht wenn er schon zur Thür hinausging, — nein, wenn er dem ihn Begleitenden auf der letzten Stufe der Treppe die Hand drückte, um sich von ihm zu trennen. Das ist diplomatische Feinheit. — Ein anderer dieser wichtigen Herren zieht seinen Mann in eine Fensterbrüstung, spricht feierlich, oder gestikulirt heftig, — *il parle filles.* — Ein dritter kann kein Briefcouvert sehen, ohne zu fragen: Was giebt's Neues?

E h r l i c h k e i t.

Es giebt ein Nahrungsmittel, das nicht das köstlichste, wohl aber das unentbehrlichste ist, — Brod. Der Arme lebt fast nur davon; der Reichste kann es nicht missen. Galiani in seinen *Dialogues sur le commerce des peds*, sagt: Brodmangel bringt, auch beim Ueberfluß von andern Nahrungsmitteln, Hungersnoth hervor, weil ohne Brod keine andere Nahrung so gut verdauet wird.

Was im Verkehr der Speisen das Brod, das ist im Verkehr der Menschen mit Menschen die Ehrlichkeit; unansehnlich, wenig geachtet, und doch das Wesentliche, was den menschlichen Verkehr erhält; keine glänzende Tugend, aber die brauchbarste und unentbehrlichste im geselligen Leben.

Für den Augenblick freilich gewährt das Zerreißen jeder moralischen Fessel dem Beträger großen Vortheil über den ehrlichen Mann; aber

gewiß auch nur — für den Augenblick. Eben der freiere Spielraum verwöhnt schnell den rücksichtslosen Benutzer jedes Mittels; er glaubt an keinen Widerstand mehr, und stürzt zuletzt, nicht etwa durch einen aller menschlichen Klugheit unvermeidlichen Umstand, nein, plumperweise in seine eigene Falle, durch einen armseligen Umstand, der nur ihm verderblich wird, den der einfältigste Mensch vermeiden haben würde. Ich sagte das Napoleon im Jahr 1808 voraus; ich schrieb es. Im Jahr 1814 gedachte dieser der Prophezeiung. Ehrlichkeit ist die feinste, und die sicherste Staatsklugheit. Sie ist nicht in jedem einzelnen Falle siegend, aber sie siegt doch im Ganzen. Wer aber ein Spiel gewinnen will, muß nicht jeden Stich machen wollen; und wer im Spiele gewinnen will, braucht nicht jedes Spiel zu gewinnen.

Adel. Pressfreiheit. Dogmen.

Ich befand mich eben in London, als die Nachricht von der Sitzung der konstituierenden Versammlung ankam, in welcher der französische Adel seine Privilegien aufgeopfert hatte. Von ohngefähr begegnete ich meinem Freunde Schönborn auf der Straße, und rief ihm schon von weitem zu: „Wissen Sie das Neueste aus Paris?“ — „Ja,“ sagte Schönborn nachdenklich: „der Adel soll abgeschafft seyn. Läßt sich aber, so etwas abschaffen?“ — Er hatte vollkommen recht. Nicht, daß der Adel in seiner Wesenheit eine Naturnothwendigkeit wäre; aber er ist eine Meinungsache, die durch kein Gesetz abgeschafft werden kann. Die Meinung macht den Adel, und nur sie kann ihn auch vertilgen. Ich kam bald nachher nach Paris. In einer Gesellschaft, wo auch Sieyès war, feierte Alles den Sieg über das Vorurtheil. Sieyès schwieg; aber man trieb ihn, sich ebenfalls darüber auszusprechen. „Eh bien!“ sagte er: „Vous leur avez ôté la noblesse, il ne vous reste que de leur ôter la vie.“ In der That, das Dekret war die erste Erklärung des offenen Bürgerkriegs.

Es ist eben so thöricht, den Adel durch ein bloßes Gesetz abzuschaffen, als durch ein Gesetz Pressfreiheit einführen wollen. Die Freiheit der Gedankenmittheilung besteht schon, vor allen Gesetzen, von Natur. Das Gesetz selbst ist eine Wirkung derselben. Die Gesetze bringen überhaupt keine Freiheit, sondern sie begränzen dieselbe nur, und müssen sie begränzen, Rechte Anderer zu schützen.

Von allem Meinungsstreit ist mir der Streit der Theologen über

ihre Dogmen der wunderlichste. Wenn man Dogmen gegen Dogmen setzt, werden die abgeschmacktesten gerade die meisten Anhänger finden. Es ist mit dieser Art von Glauben, wie mit Wünschen. Das Außerordentlichste kostet da jeden so viel, als das Gewöhnlichste; und läßt man sich einmal überhaupt darauf ein, so mag man es gern um etwas Rechtes thun.

M e i n u n g s w ä s c h e .

Frau v. W. hat einen hübschen, weißen Schawl. Aber er nimmt leicht Flecke an und muß gewaschen werden. „Und ist das einmal geschehen,“ sagte sie, „so wird er immer schneller wieder schmutzig. Ich werd' ihn bald für immer wegwerfen müssen.“

„Wollte der Himmel,“ erwiderte ich: „unsere Staatsminister und Philosophen, Priester und Poeten wären nur halb so verständig, wie Sie. Es ist mit Meinungen, wie mit Ihrem Schawl; sie taugten einmal, und für ihre Zeit, da sie als gut galten. Aber man bringt uns die veralteten Irrthümer immer neugeputzt wieder, und verlangt, wir sollen sie für wahr und schön halten. Nach jeder Wäsche werden sie unansehnlicher und leichter fleckig. Und doch lassen sich die Herren die Meinungswäschen nicht verdrießen, bringen uns den Sultanismus und die Wunder, Mysticism und Jesuiten, Republikanism und Carbonari wieder.“

Wenn Mißgriffe nicht aus Irrthum, sondern aus boshafter Absicht gethan und wiederholt werden, bleibt dem rechtschaffenen Mann kein anderer Trost übrig, als den, welchen er in ihrem Uebermaß findet. Da ersticken sie sich zuletzt selber einander und ihre Urheber zugleich.

F o r s t e r u n d F r i e d r i c h I I .

Der Weltumsegler Forster sagte zu Friedrich dem Großen: „Sire, ich habe bereits fünf Könige gesehen, drei wilde, zwei zahme; aber wie Ew. Majestät keinen.“

Friedrich bemerkte gegen den Staatsrath Heinig: „Forster ist ein grundgelehrter Mann, aber ein erzgrober Kerl.“

Wirklich brachte der seemännische Professor nicht die feinste Bemerkung vor, und man muß über ihn lachen. Aber die Anekdote hat dadurch eine ernstere Seite, daß Friedrich Empfindlichkeit über eine Redensart äußerte, welche zwischen Königen und Menschen zu unter-

scheiden, und jene zu einer eigenen naturhistorischen Gattung machen zu wollen schien, was daher des Königs Menschengefühl beleidigte.

Nicht halb so empfindlich würden sich viele von altem Adel gezeigt haben, die noch etwas Höheres, als ihre Menschennatur, in sich voraussetzen, und etwas Anderes, als Menschen, seyn möchten, um nicht das Nämliche zu seyn, was der Bürger ist.

Fichte's geschlossener Handelsstaat.

Wunderlich, daß ein philosophischer Geist, wie Fichte, eine Gesellschaftsform empfehlen konnte, die offenbar das menschliche Geschlecht in seiner Entwicklung zu einem Stillstand führen würde, den wir im Thierreich sehen. China und Japan haben den naturwidrigen Versuch längst gemacht. Zum Glück setzt die Vollendung des Systems, dies Zerreißen aller Bande mit der übrigen Welt, auch eine neue Geld-Art voraus; die, ohne Papiergeld zu seyn, doch nur Einem, und keinem andern Volke von Werth seyn dürfte. Fichte behauptete, das Geheimniß zu besitzen. Er hat es aber mit ins Grab genommen.

Die Natur hat keine in sich abgeschlossene Handelsstaaten. Selbst die Planeten und Sonnensysteme bestehen durch Verkehr und Tausch ihres Lichts, ihrer Schwere und anderer Kräfte. Auf dem Erdball ist Alles für den Zusammenhang berechnet; Oeane sind die besten Verbindungsmittel der Welttheile. Die Verschiedenheiten der Sprachen trennen nur in so weit es nöthig ist, um mehrern Gesellschaften zu gleicher Zeit das Problem der allgemeinen Gesellschaft zur Auflösung zu geben. Aber sie fließen überall in einander, und die nämlichen Sprachgesetze, z. B. das Sylbengesetz, und die nämlichen Elemente führen wieder zum allgemeinen Zusammenhange.

Daß die Idee der Absonderung und fortgesetzten Theilung, folgerrecht durchgeführt, im Einzelnen, wie im Ganzen, immer zu Widernatürlichkeit, Elend und Hülflosigkeit führt, ist Beweis, daß sie nur Mittel seyn soll, und nimmermehr Zweck seyn kann.

Alle politische Einhängungen und Abmarchungen der Nationen, Stände, Gewerkschaften, Literatur u. s. w. sind die ewigen Zeugen unserer Unruhe in einer gezwungenen Lage. Wir dehnen und wenden uns und versuchen tausend Stellungen; aber in diesem Bette giebt es für uns keine Ruhe!

Die Deutschen.

Ein ehrlicher, alter Doktor in Bückeburg hat an C....t geschrieben, er habe für die Cortes eine neue Eintheilung Spaniens entworfen, „die beste, die einzig richtige,“ sagt er: „denn auf einer Charte hab' ich einen Felsen dargestellt, auf dem das Wort Idea steht. Wenn mein Plan auch jetzt noch nicht von den Spaniern ausgeführt wird, einmal kommen sie gewiß auf ihn zurück.“ Auch an einem ähnlichen Entwurf für Portugal arbeitete er schon. Er fragt nur, wie er sein Werk am besten an die Cortes und zur Deffentlichkeit in Spanien gelangen lassen könne.

Es ist, auch in der komischen Verartung, ein edler Charakterzug der Deutschen, diese weltbürgerliche Theilnahme an jeder großen Angelegenheit der Menschheit! Sie sind immer die Rathgeber der übrigen Nationen. Nordamerikaner, Engländer, Franzosen ziehen davon Nutzen. Nur sich selber wissen die Deutschen nicht zu rathen; oder vielmehr sie machen ihren Rath selten zu ihrer That. Sie verlieren zu viel Zeit mit den Vorbereitungen, und ermüden sich; wenn es um den Bau eines Hauses zu thun ist, bei der Aufführung der Gerüste.

Da fallen mir immer die deutschen Professoren mit ihren Vorlesungen ein. Wenn sie ein halbes Jahr zu lesen haben, so bringen sie vier Monate mit den Prolegomenen zu. Alle Formen werden geprüft, alle Ideen discutirt, eh' sie zur Sache kommen. Ich habe das anfangs für etwas Gutes gehalten, aber ich widerrufe jetzt.

Der Deutsche ist freisinnig auch in unfreien Formen; denn wer kann den Gedanken in Ketten legen? Er brüstet sich mit Gewissensfreiheit zwischen Religionsedikten; denn, beim Verlust aller äussern Freiheit, bleibt natürlich die innere unangetastet. Fürsten und Minister können nur materiell auf das Materielle wirken. Vielleicht eben deswegen ist bei den Deutschen der Unterschied vom Reingeistigen und Sinnlichen allgemeiner, als bei andern Völkern, auf- und angenommen, weil sie stets von aussen auf ihr Inneres zurückgedrängt worden sind, wo sie sich am wenigsten beschränkt fanden. Daher mögen sie auch die meisten Transcendental- und Ideal-Philosophen neben allen übrigen Nationen haben; denn in der Ideenwelt blieb jeder sein Meister.

Das achtdeutsche Sprichwort: Gedanken sind zollfrei! bezeichnet dies Verhältniß sehr scharf. Alles ist belastet, besteuert, gesperrt; nur der Gedanke hat zum Glück keine Abgabe zu entrichten. Das Sprichwort gereicht übrigens den deutschen Staatsverwaltern nicht ganz

zum Ruhm; so wie der anstößige Ausdruck „die Gerechtigkeit handhaben“ die Zeiten übel bezeichnet, in welchen er gäng und gebe ward. Man nahm die Justizpflege da ganz materiell. Man handhabte die Gerechtigkeit, als wäre sie der Stiel, und die Strafe, als wäre sie die Geißel an der Peitsche.

Gott bewahre meine lieben Deutschen vor einer Revolution. Sie werden auch nie dazu gelangen, wenn sie nicht durch Unbarmherzigkeit dahin getrieben werden, wie im Bauernaufbruch des sechszehnten Jahrhunderts durch die allmächtigen Edelleute. Keine Nation taugt schlechter zu einer Revolution, als die deutsche; keine ist geeigneter zu einer Evolution ihrer Kraftmasse jeder Art, unter Leitung eines Weisen auf dem Throne, als sie.

Die Tugenden der Völker haben die nämliche Grundlage, wie die Tugenden der Kinder — den Gehorsam. Ohne diese ist alles Uebrige nichts. So lange keine Fähigkeit, kein Pflichtgefühl da ist, Gesetzen zu gehorchen, bleibt der Untergang der Regierungswillführern vergebens. Man vertauscht ein Elend mit dem andern.

Schlabrendorf's Wahlspruch.

Wolle fromm;
Denke frei;
Handle froh;
Trage frisch!

S t. S i m o n.

Die St. Simonisten in Frankreich sind die Stillen im Lande. Sie bilden eine kleine Sekte und es scheint, sie wolle nicht klein bleiben. Bleibt sie nicht klein, so hilft der steif gewordene Körper des katholischen Priesterwesens zur Vergrößerung ihrer. *)

*) Schlabrendorf machte diese Bemerkung im Jahre 1821. Im Jahr 1831 steht die Sekte schon mit einem gewissen Glanz in Paris da; hat ihre Lehrer, ihren Tempel, ihre Prediger. Der Globe ist unter den Zeitschriften ihr Stimmwerkzeug. Andere öffentliche Blätter sprechen über sie. Ihr Anhang wächst. Es ist nichts Ungeheuerbares, daß der St. Simonismus sogar Mode- Sache wird, als Religion der aufgeklärten französischen Welt, d. i. als Religion derer, die ohne Religion sind, weil der katholische Cultus ihr Gefühl nicht mehr in Anspruch nimmt, und die ultramontane Dogmatik ihre Vernunft beleidigt.

St. Simon selbst ist ein wunderlicher Heiliger. Er stammt aus dem alten Hause der St. Simons. Vor der Revolution diente er im amerikanischen Kriege. Kühne Pläne und Ideen hat er schon früh mit Eifer ergriffen. Einmal sollte es eine Compagnie Neutonienne geben und er darin der Hauptmann seyn. Es handelte sich nur um die Kleinigkeit eines kleinen Thalers, den jeder auf Bildung Anspruch machende Europäer zu der Stiftung beitragen sollte. Sein erstes Vermögen hat er in Entwürfen durchgebracht. Er trat einmal zu einer Aktien-Unternehmung, als er schon 100,000 Fr. Schulden hatte.

Nachdem er den Newton, oder Newton ihn, im Stich gelassen hatte, warf er sich in die Metaphysik. Unglücklicherweise war ihm die Geschichte derselben so unbekannt, daß er immer neue unerhörte Entdeckungen zu machen glaubte, und seine Paradoxen beständig entschuldigte, während er die bekanntesten Dinge zu Markte brachte. Zur Zeit dieses Philosophiefiebers sprach er mit jedem, der ihn begegnete, nichts als Metaphysik. Er traf einmal den armen, alten D., auf dem Pont-Neuf, faßte ihn beim Kopf, drängte ihn in einen Winkel der Brüstung, und demonstirte. Vergebens betheuerte D... nichts von Metaphysik zu verstehen. *Vous vous trompez*, rief St. Simon: *vous êtes plus métaphysicien que vous ne croyez!* und er demonstirte weiter.

Nicht glücklicher als in Entdeckung neuer philosophischer Ideen, war er bei seinem Vorschlage, einen Berg in der Schweiz zur Bildsäule Napoleons umzuformen, die in der einen Hand eine bewohnte Stadt, in der andern einen See tragen sollte. Der Einfall war nur noch um eine Spanne kolossal, als der ältere Gedanke, den Berg Athos zur Bildsäule Alexanders auszuheuen.

Ein anderes Mal wollte St. Simon die Physik, und nichts als Physik zur wahren Religion machen. Die Religionslehrer sollten in den Kirchen Vorträge über die Geheimnisse und Wunder der Natur halten.

Der St. Simonismus giebt sich für veredeltes Christenthum, wie er das Christenthum für veredelten Mosaismus hält. Wissenschaft vom Göttlichen und Gewerbsleiß im Leben sind seine beiden Haupttrichtungen; beides muß heiligend für den Menschen wirken. Gott ist Alles, Geistiges wie Materie; und Alles ist Eins, und heilig oder göttlich. Da die theologischen Dogmen der katholischen Kirche den Simonisten Christenthum heißen, glauben sie sich dem Christenthum gegenüber, oder darüber erhaben. Genau betrachtet wissen sie nicht, was Viele in Frankreich nicht wissen und wohl auch anderswo nicht, nämlich: worin das Wesen des Christenthumes bestehe? Und daß sie es nicht wissen, ist die Schuld der Christenthumslehrer.

Man würde da, denk' ich, Elektrirmaschinen auf den Altar gesetzt und die Gläubigen mit galvanischen Säulen gerührt haben.

In den letzten Zeiten erschien er als politischer Schriftsteller und eifriger Vertheidiger des Systéme industriel et scientifique. Da nun die französische Restauration und Legitimität weder mit Industrie, noch mit Wissenschaften viel zu schaffen haben mag, gehörte er zur Opposition. Da er von sich nicht wenig eingenommen ist, wunderts mich, daß es Leute giebt, die von seinen Ideen eingenommen sind. Wie er in seinem Geiste immer sein eigener Kontrast ist, so ist er's auch dem Leibe nach. Man denke sich einen großen, breitschultrigen Mann mit einer dünnen, fistulirenden Stimme.

Prophezeiungen.

Wir leben in den Zeiten der Träume und Prophezeiungen, weil keiner mit der Gegenwart zufrieden ist, und jedermann das Ende des europäischen Romans voraus wissen möchte.

Der Jesuitengeneral Ricci, unter welchem Clemens XIV. den Orden der Gesellschaft Jesu aufhob, soll geweissagt haben: die Türken würden ihre Pferde am Dome von Köln anbinden. Dann aber kämen bessere Zeiten und das tausendjährige Reich.

In Preussen trägt man sich, wie man mir sagt, jetzt mit einem Traume Friedrichs II., der mir bedeutsamer scheint, als die Offenbarung Ricci's. „Wir träumte,“ soll der König einmal erzählt haben: „es sei mir Lust angekommen, zu wissen, was lange nach meiner Zeit vorgehen werde; habe mich zu dem Ende mit Speise und Geld versehen, in eine abgelegene Gegend begeben, und da einen Epimenides-Schlaf gehalten. Als ich erwachte, waren die Speisen fort; doch hatt' ich das Geld noch. Ich ging auf die Landstraße und wußte nicht mehr, wo ich war? Zum Glück begegnete mir ein Bauer, den ich um den Weg zum nächsten Ort fragte. Er gaffte mich dumm an und schwieg. Als er mir den Rücken zuwenden wollte, bot ich ihm einen Friedrichs'dor an, um den Kerl geschmeidiger zu machen. Er besah das Geldstück von allen Seiten, wunderte sich und sagte: „Dies Geld kann man hier zu Lande nicht gebrauchen. Das kennt niemand. Ihr müßt von unserer Sorte haben, wenn Ihr nicht Hungers sterben wollt.“ Dabei griff er in die Tasche und zeigte mir einige — russische Kopelen. Er verließ mich und ging zu seinem Ackerfeld, wo er seinen Pflug hatte, vor

welchem einige Menschen angespannt waren. „Oho!“ rief ich: „ist es hier Sitte, Menschen an den Pflug zu spannen“? — „Warum nicht?“ entgegnete der Bauer: „Sie sind wohlfeiler und nützlicher, als anderes Zugvieh.“ — „Aber lassen sich denn die Leute das gefallen?“ rief ich. „Warum nicht?“ antwortete er: „Man kann es ihnen schon beliebt machen!“ und zeigte lächelnd auf seinen Kantschuh.

„Ich lief in meiner Angst durch manches Dorf. Jedes bestand aus einem prächtigen Schloß, einigen Kirchen und Klöstern und einer Menge unflätiger, niedriger Ställe. In diesen wohnten die Unterthanen des Edelmanns. Ich kam in die Hauptstadt. Viel Luxus. Aber das Heiligste und Edelste war ins Gemeine und Ekelhafte travestirt. Mir war zu Muth, wie einem frommen Christen, dem man in Kamtschatka, beim heiligen Abendmahl, in Ermanglung von Brod und Wein, gedörrten Fisch und Branntwein darreicht. — Wo bin ich denn? schrie ich. Und ich wachte auf.“

Bemerkungen über Sprache.

Die Sprachen des Alterthums waren metrische (oder quantitätsrende, wie man wohl auch in Prosodien sagt), das heißt, ihr Rhythmus wurde durch Länge und Kürze der Sylben bestimmt; die Sprachen der spätern Welt, zumal des Nordens, sind accentuirte, oder betonte, das heißt, die größere oder geringere Erhebung der Stimme bei Sylben und Wörtern, das Lauter oder Leiser des Tons, bestimmt den Takt des Sylbentanzes.

Die Verschiedenheit der alten und neuen Sprachen in dieser Hinsicht ist nicht so zu verstehen, als ob in jenen nur das Gewicht der Sylben für sich, und in diesen nur deren Betonung bemerkbar wäre. Darin besteht sie, daß in den alten das Sylbengewicht, in den neuen die Betonung zum Takt der Rede Hauptsache ist. In jenen aber würde es ein Fehler gewesen seyn, die Betonung immer unberücksichtigt zu lassen; in diesen ist es Fehler, den Ton immer vorzugsweise auf Sylben zu werfen, die ihrer Natur nach kurz sind. Ein Vers, in welchem alle kurze Sylben betont, die langen unbetont gelassen würden, wäre unerträglich.

Die vorzügliche Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache vor den übrigen neuern besteht darin, daß in ihr die Betonung oder der Accent nicht willkürlich, sondern naturbegründet ist und in der Regel auf der-

Wurzelsylbe ruht. Nur in äusserst wenigen Wörtern bildet sich eine Ausnahme, die der Wohlklang verlangt hat, z. B. im Wort *lebensdig*. In diesem liegt der Ton nicht auf der Wurzelsylbe, sondern auf der zweiten. Doch im Plattdeutschen und einigen Provinzen, z. B. Piesland, hat auch hier die erste Sylbe den Ton.

In jedem Satz giebt es ein scharfer betontes Wort; in manchem giebt es zwei, die jedoch nie gleich accentuirt sind. In manchen Sätzen legt sich der Ton sogar auf das unbedeutendste Wort, und gerade weil es das ist, um die Bedeutung, die der anderswo hingeworfene Accent dem Gedanken geben würde, zu vermeiden, z. B. in dem Gruße: Guten Morgen, lieber Freund.

Es giebt Gedanken, die Jahrtausende bekannt sind, und nie die Früchte trugen, deren Keim in ihnen liegt; z. B. das Quinctilianische *sunt brevibus breviora, sunt longis longiora*. Zwischen der größten Länge und größten Kürze, zwischen der gänzlichen Accentlosigkeit einer Sylbe und ihrer stärksten Betonung giebt es der Abstufungen nicht wenige. Ich glaube, man kann deren neun bemerkbar machen; aber wie viele müssen es nur dem innersten leisen Gefühl seyn! So sind z. B. im Dactylus — *uu* die beiden letzten Sylben nicht gleich kurz. Soll Wohlklang beobachtet werden, muß die letzte Sylbe ein Unmerkliches länger seyn, als die unmittelbar vorangehende. So sehr flieht die Natur die kleinste Einförmigkeit.

Der Rhythmus ist überall unentbehrlich, unausweichlich. Zwischen Poesie und Prosa ist in dieser Beziehung nur der Unterschied, daß der Dichter, hat er einmal die Wahl seines Rhythmus getroffen, daran gefesselt ist, während dem Prosaiker die unbeschränkteste Abwechslung zu steht. Die Prosa ist eine unendliche Reihe rhythmischer Versuche. — In allen Sprachen hat man zuerst poetische Leistungen für die Nachwelt bewahrt, nicht nur, weil der jugendliche Geist der Nationen, bei ihrem Infaßselbsterwachen, mehr in Gefühl und Einbildungskraft wandelt, oder weil das Poetische ein Kunstwerk ist: sondern weil eben der Rhythmus, welcher dem Wortstrom bindende Einheit giebt, das Geschäft des Gedächtnisses erleichtert. Schon Kinder behalten den auf der Trommel geschlagenen Marsch unwillkürlich im Sinn, während ein unregelmäßiges Trommelgerühr vergessen wird, sobald es endet.

Die deutsche Sprache war gewiß ehemals wohl lautender. Sie ist nur darum ein solches Geklapper geworden, weil sie am Ende mehr gesehen als gehört mehr geschrieben als gesprochen wurde, und die

lebendige Rede sich zuletzt der Schrift nachmodelte. Das Auge kennt keine Betonung; es verschluckt Alles. Das Ohr entscheidet über Wohlklang allein. Wir haben daher richtige Dichter; wir haben wohlklingende Verse. An eine wohlklingende Prosa ist noch gar nicht zu denken. Erst als lebendiges Wort im Munde großer Redner kann die deutsche Sprache wohlklingender werden, und das Gedächtniß des Ohrs, denn jeder Sinn hat gewissermaßen sein Gedächtniß, wird, an die Rede gerichtet, auch über den Wohlklang der geschriebenen Perioden walten.

Die Sache ist um so bedeutsamer, da gerade durch das Ohr der Weg zu den Bewegungen im Gemüth geht; durch das Auge wird nur zunächst auf den Verstand gewirkt.

Länge und Kürze spricht auch das Auge an. Verse, nach Maß und Gewicht der Sylben geordnet, können auch bloß geschrieben und mit den Augen gelesen, durch ihre Richtigkeit gefallen. — Aber der Accent, die unendliche Abwechslung der Töne, spricht das Tiefste des Gemüths an; das Sylbengewicht wird dabei nicht überhört, aber zur Nebensache. Ist es somit nicht ein Vorzug der neuern Sprachen, daß in ihnen die Betonung Hauptsache geworden ist? Die alten schmückten hauptsächlich die Vorhalle der Gemüthswelt; die neuern dringen in das Allerheiligste. Hat nicht also auch die Sprache der Menschen jetzt höhere Bedeutung und höhern Charakter angenommen, indem sie sich aus der Sinnenwelt in das Gebiet des Geistigern erhob? Ich möchte fast sagen, das Christenthum wirkte auf das Innere des Sprachwesens ein, und schied auch hier Altes und Neues.

Der durch's Sylbengewicht gewonnene Rhythmus kann der extensive, der durch Betonung entspringende der intensive genannt werden. Jener bezeichnet die Dauer; dieser die Kraft. Alle neuern Völker haben vorzugsweise für den letztern Empfänglichkeit; selbst die Neu-Griechen haben aus ihrer alten quantitativen Sprache eine neue accentuirende gemacht. Es finden sich, wie gesagt, beide Arten des Rhythmus in allen Sprachen, nur ist einer oder der andere vorwaltender. Billoison bemerkt und beweiset ausdrücklich, daß die Griechen beides, Quantität und Accent, in ihren Versen berücksichtigten, nur jene vor diesem.

Die Betonung der Sylben und Wörter macht sich auf zweierlei Weise, durch den Grad der Stimme, das Laute und Leisere derselben, und durch den Gang der Stimme, in ihrem Steigen und Fallen. Man hat das auch, wunderbarlich genug, den Sylbenaccent und oratorischen Accent geheißen. Den Betonungsgrad bringt die Lunge

hervor, die durch stärkere oder schwächere Anstrengung und einen dadurch bewirkten größern oder geringern Luftstrom die Stimme verstärkt oder schwächt. Ihre verschiedene Wirksamkeit gleicht in dieser Hinsicht derjenigen eines mehr oder minder gespannten Violinbogens im Druck auf die Saite. Der Betonungsgang, das Steigen und Fallen der Stimme, wird durch die Stimmritze gegeben. Er ist steigend (auch anatomisch so, ein Steigen der Glotte) wie z. B. in der Frage, oder fallend im Uebergang zum Ruhen. In der Heiserkeit läßt sich wohl der Betonungsgrad noch hervorbringen; aber der Betonungsgang ist unmöglich, eben weil Heiserkeit in einer Verschleimung der Glotte besteht, die das Vibriren derselben dämpft, das *sotto voce* der Musf. Eine Melodie läßt sich in der Heiserkeit nicht hervorbringen.

Der Betonungsgang hat in allen Sprachen die nämliche Bedeutung, und muß sie haben. Es ist naturgemäß, daß das *crescendo*, das Höhersteigen der Stimme, wie bei der Frage, Aufmerksamkeit des Hörenden anregt; das Tieferfallen, *decrescendo*, die Aufmerksamkeit entläßt.

In der Musik giebt es eigentlich keinen oratorischen Accent, keinen Betonungsgang für Einzelntöne, sondern nur für eine Reihe derselben, oder in der Melodie. In dieser sind Grad und Gang des Klanges zum Rhythmus gleichwichtig, Länge, Kürze, Stärke, Schwäche, Dauer und Kraft der Töne. Den eigentlichen, feinern, zarteren Torgang der menschlichen Stimme ersetzt überschwenglich die verschiedene Bedeutung der Töne im Auf- und Niederschlag (*Arsis* und *Thesis* der Alten) die Tonfolge in arithmetischen Verhältnissen, als Melodie, oder in gleichen Verhältnissen Zusammenklang der Töne, als Harmonie, und der größere Reichthum der Tonleiter. — Der Betonungsgrad nach Länge und Kürze, Stärke und Schwäche, der Takt bleibt aber immer die Hauptsache der Musf. Wir können uns, ohne Takt, sie heutiges Tages gar nicht vorstellen. Sie ist also gleichsam beständig nur Poesie des Tons.

Man sagt, das Alterthum habe eine Musf. gehabt, welche zwar rhythmisch, aber doch des Taktes gänzlich entbehrend, sich frei in allen Tönen bewegt habe. Dies wäre also eine ungebundene Musf., oder die musikalische Prosa gewesen. Ich zweifle, daß eine Prosa vor der Ton-Poesie bestanden habe, eben so begeisternd als diese, oder wohl gar noch mehr, als diese, wie Weib an glaubte. Der Takt beherrscht selbst die Schlachtlieder der amerikanischen Wilden. Aber diejenigen irren eben so sehr, welche die Unmöglichkeit einer musikalischen Prosa be-

haupten, oder daß sie dem Ohr und Gemüth zusagen könne. Auch Finken und Amseln, Lerchen und Nachtigallen singen Prosa, ohne allen Takt, und doch anmuthig; und taktlos und doch anmuthig singt der Wind durch die Saiten der Aeolsharfe.

Die menschliche Sprache gleitet, in einer beschränkten Tonleiter von etwa drei Tönen oder vielmehr einer Terze, steigend und fallend durch die zartesten Zwischentöne mit unglaublicher Mannigfaltigkeit hin. Die Musfl springt, ohne Uebergänge anzustreifen, hart von Ton zu Ton. Der sogenannte „Quetscher“ in der Musfl ist noch nicht hundert Jahre alt. Es ist das Durchgleiten aller Uebergänge von einem Ton zum andern, vermittelt der Menschenstimme im Gesang, oder vermittelt der Violine, eine musikalische Bewegung, die in das Gebiet der Sprache, in das Geheimniß des Tongangs derselben eingreift. Sie bringt durch den Contrast große Wirkung hervor und drückt besonders eine wollüstige, schwachtende Empfindung aus.

Die Sprache verhält sich zur Musfl, wie das Schweben zum Tanz. Aber ich will keine Bilder geben; es könnte mir wie Schelling gehen, der die Architektur, welcher, wie der Musfl, arithmetische Verhältnisse zum Grunde liegen, eine gefrorne Musfl nannte, ein mehr wunderlicher, als vielbefagender Ausdruck. Warum nannte er nicht folgerecht ein Fenster von drei Fuß Höhe, zwei Fuß Breite eine gefrorne Quinte?

Die Verirrungen und Willkührlichkeiten, die in der physischen Grammatik oder in der Lehre vom Werden der Sylben und ihrer eigenthümlichen Klänge herrschen, sind daher entstanden, daß Physik und Grammatik noch nie Hand in Hand gingen; der Physiker nicht Grammatiker, und dieser nicht jenes war. Die physische Grammatik ist von der höchsten Wichtigkeit für alle vorhandene und zu entdeckende Sprachen, indem sie die möglichen Elemente aller vorlegt und ordnet. Welch ein Vortheil, wenn sie überall nur zu einer naturgemäßen Ordnung des Alphabetes nach der Verwandtschaft der Töne führte. Freilich würde man, wegen Bezeichnung der Töne einer von Wenigen gekannten Sprache, nicht selten in Verlegenheit gerathen, und sich etwa, wie die Jesuiten bei einer Art des Lauten in der chinesischen Sprache, mit dem Gleichniß behelfen: c'est comme un petit cri de l'estomac. Eine solche Grammatik würde mit dem Werden der Vocale beginnen, die reine Singtöne, durch Wiederhall im Stimmgewölbe hervorgebracht, sind; dann zu dem Werden der lautlosen Consonante übergehen, welche jene Sing-

töne mannigfach begränzen und damit formen oder ihnen Gestalt geben, und zuletzt mit der philologischen Climatologie enden, in welcher die Einwirkungen der Himmelsstriche, der Sumpfländer, Gebirge und Ebenen auf die Sprachwerkzeuge dargelegt werden.

Auch hat das Klima, und die Erziehung der Völker, damit also mehr oder mindere Beweglichkeit und Reizbarkeit der Menschen, vorherrschende Ausbildung höherer oder niederer Seelenvermögen, keinen geringen Einfluß auf Geist und Bau ihrer Sprachen. — Welch ein Unterschied ist schon zwischen den Deutschen und Franzosen, z. B. in Rücksicht des Periodenbau's.

Die Kürze der französischen Perioden hat den Vortheil, daß sie die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers, ohne ihn lange warten zu lassen, fast eben so schnell befriedigt, als erregt. Der Franzose fordert Klarheit. Da sich ihm ein größeres Ganzes nicht übersichtlich darbietet, ein zu mächtiger Bissen seine Ungeduld reizt, hilft ihm die Sprache, und giebt ihm die Sache theelöffelweis. Die längern deutschen Perioden fügen sich der Wißbegier des Hörers nicht so gefällig; aber sie haben den Vortheil, indem sie die Aufmerksamkeit festhalten, das Nachdenken zu vergrößern, und im gleichzeitigen Zusammenfall mehrerer Gedanken einen Gesamtgedanken zu erzeugen, dessen der Franzose entbehrt. Ich möchte sagen, im Genius der deutschen Sprache waltet, um ein Bild von der Musik zu entlehnen, mehr die Harmonie vorwaltend; im Genius der französischen, die Melodie.

Königlicher Wahnsinn.

König Christian VII. von Dänemark, der seit dem Jahre 1766 sein Reich regierte, auch wie viele andere große Herren sogar Doktor der Rechte zu Cambridge war, verfiel zuletzt in Wahnsinn, wie man weiß; blieb aber dennoch König, bis er im Jahr 1808 starb, und regierte also, wie viele andere große Herren, dem Namen nach.

In seiner Geistesstrübe hatte er zuweilen lichte Augenblicke, oder in seinem Wahnsinn lag oft etwas Geniales, wie die shakespeare'schen Narren es zu haben pflegen. Er unterschrieb noch immer alle Ausfertigungen, meistens aber so undeutlich, daß man ihm die nämliche Schrift mehrmals vorlegen mußte. Bald machte er ellenlange Buchstaben, bald malte er eine Frage hin, oder unterzeichnete einen Kabinettsbefehl: „Christian VII. et Comp.“

Nicht selten, wenn er eine Stunde und länger mit Unterschreiben

seines Namens zugebracht hatte, pfl egte er die Feder hinweg zu werfen und auszurufen: „Für heute genug regiert!“

Bekannt ist sein Wort von der langen Nase, das er einem Gesandten zurief: „Hätte man Ihren Herrn so lange bei der Nase herumgezogen, wie mich bei meiner, sie würde eben so lang seyn!“

Die Personen, welche an der königlichen Tafel speisten, nahmen gewöhnlich gar keine Rücksicht auf ihn, und unterhielten sich so zwanglos, als wenn er nicht da wäre. Einmal, als eben Damen, die ihm zur Seite saßen, sich vor ihm mit den Köpfen zusammen neigten, um einander etwas zu sagen, schob er sie mit beiden Armen auseinander, legte sich dann mit diesen breit auf den Tisch, sah ernst umher und rief mit starker Stimme in die etwas lebhaft e Gesellschaft hinein: „Aber wie nun, wenn ich plötzlich jetzt zum völligen Gebrauch meines Verstandes gelangt wäre, — was dann?“ Alles verstummte bei diesen Worten, in Besorgniß, daß das angekündigte Unglück geschehen sei. Der König ließ sie ein Paar Minuten in der ängstlichen Ungewißheit; dann nickte er ihnen zu, indem er sie anlachte und sagte: „Nun, nun, Kinder, für diesmal mag es so seyn!“

Hochschule der Weisheit.

Früher, auf Schulen, auf Reisen, hatt' ich wohl Philosophie gehört und gelesen; aber gelernt hab' ich sie erst in den Gefängnissen aux Ecosais, in die ich, während der Schreckenszeit zu Paris, mit vielen andern Unschuldigen geworfen war. Und die Methode in dieser Hochschule wahrer Lebensweisheit war in der That so ungemein zweckmäßig, daß es mir und meinen Mitgefangenen, oder Schulkameraden, schwer gefallen seyn würde, nichts zu lernen.

Möge man mirs nun glauben, oder nicht, ich kam so schuldlos zur Ehre des Kerkers, wie irgend ein Mensch. Ja, noch mehr, einer der redlichsten, gutmüthigsten Menschen veranlaßte mit vielem Eifer meine Verhaftung. Dies war ein gewisser Ehrmann aus dem Elsaß, damals Mitglied des Nationalconvents; jetzt (1821), glaub' ich, würdiges Mitglied einer richterlichen Behörde im Elsaß. Er hatte ein mildes Herz, konnte keinem Kinde weh thun. Aber er wurde in den Strudel der Revolution hineingerissen, ohne zu wissen wie? und hatte es darauf gerade, wie alle schwache Menschen; sie glauben, in der Sache, der sie

angehören, nicht genug thun zu können, um redliche Leute zu bleiben oder etwas bei den Ibrigen zu gelten.

Ehrmann konnte meine Gelassenheit in den Stürmen nicht begreifen; verstand meine Ansichten nicht; und, was das größte Unglück war, hielt mich für einen Allen überlegenen Geist. Im häufigen Umgang mit mir muß sich seiner wohl eine Art Furcht vor diesem Geist bemächtigt haben. Denn er wiederholte seinen Kollegen gar zu oft: „Der ist ein Teufelskerl! der ist gewiß ein außerordentlicher Mensch! Wenn's dem einfiel, er könnte uns ganze Departements in Flammen setzen.“ Er äusserte diese gefährliche Bewunderung so oft, daß er am Ende selber sich überredete, ich könne furchtbar werden. Andere davon zu überreden, die mich gar nicht kannten, und in damaliger Zeit, war ein Leichtes. Ich ward also verhaftet.

Das Unglück ward noch drohender, nicht durch meine Feinde; denn persönlich hatt' ich keine; man konnte mir auch weder Worte noch Thaten zum Vorwurf machen. Nein, meine eigenen Freunde brachten mich in Lebensgefahr. Denn aufgefodert durch die Gräfin Julie Reventlow, Claudius in Wandseke, u. a. m., die mich kannten; verwandte sich der Graf Bernstorff für meine Freilassung. Niemand aber fiel zu jener Zeit so unausweichlich der Guillotine anheim, als der, für welchen eine auswärtige Macht ihren Einfluß versuchte. Reinhard, seitdem Graf geworden und französischer Gesandter in Frankreich, war damals Sekretär des Wohlfahrtsausschusses, schrecklichen Andenkens, für die diplomatischen Angelegenheiten. Er mußte monatlich eine Liste derjenigen Gefangenen einliefern, für welche auswärtige Empfehlungen statt gefunden hatten. Mein Name stand an der Spitze der Liste. Zum Glück las sie niemand. Reinhard, aus guten Gründen, war dessen herzlich zufrieden, und die Gefahr schwebte Monate lang, wie das Schwert des Damocles am Haar, über meinem Haupt, ohne mich zu treffen. Ich brachte siebenzehn Monate im Gefängniß zu, und ich mußte herausgeschmuggelt werden durch Denzel und Andere, ungeachtet ich lange und vergebens darauf beharrt hatte, so herauszukommen, wie ich hineingekommen war, nämlich mit Untersuchung.

Aber selbst nach dem 9. Thermidor hörte der gute Ehrmann nicht auf, mich mit seiner Bewunderung zu verfolgen. Immer von der nämlichen Idee besessen, war er es, der mich durch sein Geschwätz beim Wohlfahrtsausschuß am meisten verdächtigte.

Wenige Tage nach meiner Befreiung, es war im März 1795, spei-

fete ich mit Mehrern bei Basse, einem Kaufmann, der wegen Waarenlieferungen und Contracten mit der Regierung nach Paris gekommen war. Als ich in's Zimmer trat, erblickte ich auch meinen guten Ehrmann, der feuerroth wurde und mir mit offenen Armen entgegengilt. Er konnte sich nicht satt wundern, wie so ein Mann, so ein Genie, die Schreckenszeit überlebt habe! *)

Lustiger noch war am 13. Vendemiaire (5. Oktober 1795) der Auftritt zwischen ihm und Laquiante, einem Eschaffer, also seinem Landsmann. Dieser war das volle Gegentheil von ihm, ein großer, kräftiger Mann, und dabei von entschlossener Denkart; übrigens Royalist.

Ehrmann hatte sich an dem Tag verspätet, wohl auch verspätet wollen, denn der Kampf gegen die Conventstruppen in der Stadt war hartnäckig. Er konnte nicht nach dem Convent, und wollte auch nicht nach Hause, wo man ihn, als einen Terroristen, im Fall die Sektionen siegen würden, unfehlbar aufgesucht haben würde. Er begab sich also zu seinem Landsmann, und bat diesen um ein Nachtlager.

„Ganz gern!“ sagte Laquiante, der ein kleines Quartier in der Straße Richelieu hatte, und dessen Frau eben Wöchnerin war: „Aber wir müssen uns beide mit einer Matrage im Vorzimmer begnügen. Uebrigens wissen wir Zwei ja noch nicht, wer von uns siegen wird, ob die Sektionen oder der Convent? Wir wollen also ein Uebereinkommen treffen. Siegen wir Royalisten gegen den Convent, so nehm' ich dich in Schutz. Sieget ihr Terroristen, so schüzeest du mich.“

Die unruhige Nacht verging, und am andern Morgen machte sich Laquiante auf die Straßen, um den Ausgang der Dinge zu vernehmen. So erfuhr er den Sieg des Convents. Nun holte er sich einen alten, verrosteten Degen, ging damit zu dem kleinen, erschrockenen Ehrmann,

*) Hier verdient ein Zug eingeschaltet zu werden, der zur Bezeichnung von Schlabrendorf's edler, ich möchte sagen, kindlichguter Gemüthsart, besser denn jeder andere dient, und dem Mittheiler durch Herrn Delsner, einem der Genossen bei jenem Gastmahle, erzählt wurde.

Graf Schlabrendorf stellte sich nämlich bei Ehrmann's unmäßigen Freundschaftsbezeugungen unendlich gerührt; that, als wenn er von Allem, was Ehrmann gethan, nichts wisse; setzte sich bei Tische neben ihm und fuhr in dieser Art Unterhaltung fort. Der Graf schenkte seinem kleinen Nachbar fleißig ein, und nickte Delsnern, der ihm gegenüber saß, und, mit Allem vertraut, sich an dieser Scene belustigte, listig zu. Nach dem Essen trat er zu Delsner. „An dem hab' ich mich doch gut gerächt!“ meinte er: „Bemerk. en Sie nicht, wie er mich, den er für ganz unwissend hält, zu mystifiziren glaubte, und wie doch ich es war, der ihn tüchtig mystifizierte?“

kniete ehrerbietig vor ihm nieder, wie ein Goliath vor David, und überreichte ihm auf erzkönigliche Weise das Mordwerkzeug mit den Worten: „Nimm, du Blutmensch, ich bin dein unterthäniger Gefangener!“

Die närrische Geschichte machte mich unmäßig lachen; es wandelte mich sogar eine kleine Nachlust an, und ich bot den Maler Guerin himmelhoch, er müsse mir die Scene zwischen dem kleinen und großen Mann skizziren.

Physiognomie von Paris am 10. August 1792.

Es wäre Sünde gewesen, bei großen Ereignissen der Revolution in der Stube zu bleiben. Auf den Straßen war viel zu lernen.

Gleich nach Erstürmung der Tuilerien und Vernichtung der Schweizer sah man überall das Volk mit rothen Lappen von den Uniformen der Schweizerföldner auf Piken, Bajonetten, Säbeln und Hüten. *) Es waren die Triumphzeichen des Tages. Geplündert wurde nicht, sondern nur zerstört. Selbst die Matrasen, die man im Schlosse und in den Kasernen der Schweizer gefunden hatte, wurden zerschnitten. Der Caroussellplatz war von Wolle ganz bedeckt. Und doch sind Matrasen der geschätzteste Reichthum des gemeinen Volks, wie anderswo, so auch in Paris. So sammeln in Schlesien die Dienstmägde schon Federn für künftige Betten auf, und es ist da ein arger Vorwurf, nicht einmal ein Bett unter dem Leibe zu haben.

Die Leichen der Getödteten, die im Garten der Tuilerien und sonst herumlagen, waren bald nackt ausgezogen, nicht aber um sie zu plündern, (obnedies waren es meistens arme Soldaten, die Offiziers hatten sich gerettet), sondern um die Kleider, als Siegeszeichen, zur Schau herumzutragen. Hüte voll Louisd'or wurden dem Präsidenten der Nationalversammlung überbracht. Diebe, die sich etwa unter dem Volke befanden, wurden, wie die Schweizer und die Hofleute, aus den Fenstern gestürzt. Ich selbst sah solches, mit Verwunderung und Grausen über die Gerechtigkeitspflege des Volks. **) Nur der Wein in den Kellern wurde ge-

*) Das nämliche Schauspiel mit den rothen Lappen ward in der Juliuswoche 1830 in Paris wiederholt. Bf.

**) Auch einer meiner Söhne war, in der Juliuswoche 1830, Augenzeuge der nämlichen Strenge und Verabscheuung des Plünderns in Paris. Ein bewaffneter Haufe ging vor einem Laden vorbei; ein Kerl nahm davon ein Paar Strümpfe hinweg. Ein Anderer, der selber keine Strümpfe an den Füßen hatte, sah es, schimpfte wüthend auf ihn, sagte es den übrigen, die schon voran

trunken, und häufig auf den Straßen vertheilt. Ich sah einen taumelnden Kerl, in jeder Hand eine volle Flasche, die er den Vorbeigehenden anbot: „Veux-tu du vin de Veto?“

Abends bot der Carouffelplatz einen malerischen, aber schauerlichen Anblick dar. Die beiden Schweizer-Kasernen, welche den Platz vor dem Schlosse in zwei rechtwinkliche Höfe theilten, standen hoch auf in dunkeln Flammen. Die finstern Häuser umher, seltsam und wandelbar beleuchtet, schienen Leben zu haben. Der Platz war von Volksgruppen angefüllt. Hier ward getrunken; dort der Haufen von einem Redner angesprochen; hier tanzten Jubelnde, dort lagen Andere bei dem Lärmen im festen Schläfe. In den benachbarten Straßen sah man noch Schweizer gemordet; besonders in der engen Gasse de l'Échelle waren bei vierzig gefallen; viele Hausthüren durch Kugeln, wie Siebe, durchlöchert.

Man hörte vom Volke wüthende Reden, die schrecklichsten aus dem Munde der Weiber. Die Nationalgarde hielt sich, wie gewöhnlich, ernst und still dabei.

Ich folgte einer Patrouille, die spät Abends, beim Schein der Fackeln, nach der Leiche eines Patrioten zu forschen schien. Da kam ein Mann, im Ueberrocke der Nationalgarde, der einen Knaben an der Hand führte. Er beschrieb ihm das Schloß, und wo zuerst aus demselben, auf das Volk geschossen worden war. Dabei gerieth er in die entseztlichste Wuth. „Die verruchten Schweizer!“ schrie er einmal um's andere: „Aber Alle müssen sie dafür umkommen! Alle, Alle! Wir wollen sie auffuchen, und verkrochen sie sich im tiefsten Bauch der Erde!“

„Was heulst du?“ rief ein Anderer einem Knaben zu, der beim unerwarteten Anblick einer scheußlich, verstümmelten und zerfleischten Leiche mit Entsetzen laut ausschrie: „So wird es dir auch ergehen, wenn du einmal ein Aristokrat werden solltest. Nimm ein Beispiel daran.“ Das kann man revolutionäre Kinderzucht nennen.

In den verschiedensten Stellungen lagen die Todten am Erdboden umher, viele noch mit weit offenem Munde, wie zum Todeschrei aufgerissen, den sie bei ihrer Ermordung ausgestoßen haben mochten. Große schöngebaute Männer. Und ich sah Weiber darauf herumtanzen, und sich

waren, und der Dieb ward ohne Barmherzigkeit auf der Stelle niedergeschossen. — Schlabrendorf's Erzählung aber beweiset, daß der barbarische Rechtslichkeitsinn des Pacificer Volks, mitten im Rausch seiner Wuth, im Jahr 1830 kein Beweis vorgeschrittener Gesittung war, da es beinahe vierzig Jahr zuvor auf gleiche Weise gehandelt hatte.

des klatschenden Getöses, das sie dadurch hervorbrachten, freuen. „Legt einen solchen Kerl in Antoinettens Bett!“ riefen sie: „damit sie sehe, wie es ihren Dienern befohmt.“ — Der suchenden Patrouille schrien sie Joten zu.

Dieser Kannibalegeist wüthete und würgte noch mehrere Tage lang fort. Als man noch einige Tage später ein Paar Schweizer in einem Keller gefunden hatte, nagelte sie das eindringende Volk mit Piken an die Mauer. *)

Bis zum 10. August hatte man von Freiheit gesprochen. Von da an kam die Gleichheit an die Tagesordnung.

Physiognomie von Paris am 21. Jänner 1793.

Die Hinrichtung des unglückseligen, guten Königs Ludwig XVI. sollte vor sich gehen. Es war ein kalter Tag, ziemlich heiter; nur ein Höhrauch ruhte bis Mittag auf Stadt und Gegend.

Ich ging früh zu den Tuilerien, aber nicht früh genug. Beide Terrassen des Gartens waren schon voller Menschen. Die Verbindung mit dem Platz Ludwig XV. war gesperrt, indem die beiden Hälften der Drehbrücke an die Gartenseite gezogen waren. Es wurde gebaut an den Einfassungen des Platzes, daher wenig Raum; doch alle Baumaterialien, Steinhaufen u. s. w. hinter dem Militär sah man gedrängt von Zuschauern besetzt.

Sobald das Haupt des Königs gefallen war, öffnete sich die Drehbrücke, das Militär zog ab, und von allen Seiten wälzten sich die Massen des Volks hinzu. Ich kam zum Gerüste, als eben ein Knecht des Scharfrichters das geronnene Blut aus dem Korbe, in welchen der Kopf gefallen war, mit der Hand ausschöpfte. Er theilte es unter die andringenden Personen aus. Man nahm es auf Schnupftücher, Kleider; einige Militärpersonen auf ihre Degenquasten. Die einen wollten es als Reliquien eines Heiligen, die andern als Trophäen, bewahren. Der Austheilende nahm Geld, wenn die Schildwache den Rücken wandte, welche auf dem Blutgerüst her- und hinging. — Der Rock, gelbbraun, mit blau emallirten Knöpfen, wurde auf dem Schaffot zerrissen und getheilt. Spät noch setzte man davon kleine Stücke unter Glas in Fin-

*) Menschlicher und schonender betrug sich das Volk im Juli 1830. Sobald Schweizer die Waffen weggeworfen, den Rock ausgezogen hatten, wurden sie gütig behandelt.

gerringe. Derselbe Knecht bot des Königs Haarband, seine Haare u. s. w. aus. Den Hut sah ich auf dem Plage ausbieten. Er fand späterhin den Weg in das Gefängniß der Madame Elisabeth.

Ich besuchte nach der Hinrichtung die Kaffeehäuser, Schenken u. dgl. in der Nachbarschaft. Alle waren gedrängt voll; aber nirgends sprach man vom Ereigniß des Tages. Die Leute spielten Domino und trieben Anderes, als wäre nichts vorgefallen. So fand ich überall in der Stadt. Ein einziges, altes Weib hört' ich, welches einem Jungen, der triumphirt hatte über des Königs Hinrichtung, einen Verweis gab, doch mehr ironisch, als heftig. Ein leidenschaftlicher Montagnard aus dem Nationalkonvent hielt mich an, und sprach mit der äußersten Wildheit, nicht von der Hinrichtung des Königs, sondern — von der Tags zuvor geschehenen Ermordung Lepelletiers. Ein Glück, meint er, daß der Mörder ein bekannter Royalist sei; der werde sich finden lassen. Die Girondisten würden sonst nicht ermangelt haben, den Conventsgliedern vom Berg die That zuzuschreiben.

Noch muß ich bemerken, daß die Hängung, vom Tempelgefängniß bis zum Richtplatz des Königs, zwar aus Nationalgarden gebildet gewesen war, aber diese nicht in Uniform, sondern in sogenannten *Bifets*, wie sie nach dem 10. August allgemein so waren. Lally Tolendals Schilderung, wie er sie in London entworfen hat, was er von der allgemeinen Trauer in Paris, von dem Beten, vom Weinen, von verschlossenen Fenstern u. dgl. m. am Todestage des Königs erzählt, ist durchaus falsch. Einzelne mögen betrübt gewesen seyn; aber die Physiognomie von Paris war es nicht.

G n o m e n . *)

1. Zartem Ohre halbes Wort.
2. Der Ruthe entläuft kein Uebermuth.
3. Der Menschenweisheit Gift ist Allmacht.
4. Urtheil der Gewalt ist selten — Gewalt des Urtheils.
5. Halt aus im Leide; halt ein im Genuß.

*) So nannte Baggesen, der Dichter, diese kleinen Denksprüche, deren Schlabendorff viele machte, indem er sich das Geseß dabei gab, keinem Gedanken über vierzehn Sylben zu schenken. — Er künstelte unaufhörlich an der Sprache und ver künstelte sie nicht selten bis zur Unverständlichkeit. Als mündlicher Erzähler und Redner war er Meister; als Schriftsteller übermeisterte er sich. J.

6. Nie komm' dir Nothwendiges zu rasch; woll' es früher du selbst.
7. Lehren heißt: zeigen die nächste Bahn zum Selbstunterricht.
8. Was du leistest, ist mehr, denn was du wissen magst, werth.
9. Zorn gebiert böse Reden, Groll bösen Willen.
10. Ewigen Frieden? Ihn braucht das Schaf; ew'gen Krieg der Wolf.
11. Sehn ist Kunst; das Kind lernt sie; der Künstler von neuem sie.
12. Aus Bildern webt Sprache Gedanken; der Künstler lehrt's um.
13. Unrecht straft sich selbst; Büttel seyn will der sich selbst rächt.
14. Ohne Meinung und Willen, da höflet sich's gut.
15. War Jugend Rausch, ohne Wein, sei Alter Wein, ohne Rausch.
16. Tropfenfall höhlet Gestein; Vernunft viel später den Starrsinn.
17. Liebevoll ist deutscher Ernst, doch ernst auch deutsche Liebe.
18. Sei's Kloster, sei's Hof, es bleibt Ränkelust, Winkellust.
19. Frei wird kein Volk und gewerbsam, ohn' Anderer Vortheil.
20. Gottesvertreter, zu viel schon! Volksvertreter thun noth!
21. Kräfte regeln lehrt Friede; sie wagen, der Krieg.

R e g i e r u n g s w e c h s e l .

Wir haben schon vielerlei historische Monographien, Darstellungen gewisser einzelner Gattungen von Begebenheiten, z. B. der Belagerungen, der Verschwörungen u. dgl. m. Wie kommt es, daß noch kein Schriftsteller das dankbarste Fach solcher Monographien, nämlich die Geschichte der Regierungswechsel, bearbeitete? Bei keiner Gelegenheit verkünden sich Menschen und Zeiten so wahr und lebendig, als bei der Thronbesteigung eines neuen Herrschers. Tacitus hat die Wichtigkeit solcher Momente wohl begriffen. In seinen Jahrbüchern sind dergleichen Uebergänge mit großer Ausführlichkeit und meisterhaft behandelt, z. B. die Erscheinung des Liberius nach dem Augustus. Sie gehören zu den schönsten Stellen seiner Werke.

Freilich in verfassungsmäßigen Monarchien verschwinden die grellen Contraste; es herrscht mehr Gleichförmigkeit der Bewegungen; die Ministerien werden öfter geändert, wenn sie entweder nicht im Sinn des Monarchen, oder des repräsentirten Volks sind; und immer wird die Wirksamkeit der Minister theils durch das Grundgesetz des Staats, theils durch öffentliche Meinung und durch den Hof modificirt.

Anders aber verhält sich's bei Regierungswechseln in absoluten Mo-

narchien; hier verwechset der ganze Staatskörper seine Seele mit einer andern. Er empfängt einen ganz neuen Charakter, einen neuen Willen, der mit dem vorigen oft im vollen Widerspruch steht. Es treten neue Menschen auf, die man vorher nicht kannte; die alten verschwinden im Schatten. Die Wirkungen des allgemeinen Umschwungs dehnen sich bis auf den Ton der kleinsten Stadt, des geringsten Beamten, und hinwieder auf Gegenwirkungen der Nachbarstaaten aus. Man denke nur an die Regierungswechsel von Ludwig XIV. und XV., von Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II., von Peter I., Katharina II. u. s. w.

Die öffentliche Vernunft.

Man bemerkt in unsern Tagen Vielerlei, was in frühern Zeiten fast ganz unbekannt war, und allein nur aus dem Gegensatz entspringt, den ein Regentenwille und eine öffentliche Meinung machen. Zwar nehmen manche Herren, von ihrer eigenen Weisheit vollkommen und aller Welt zum Troz überzeugt, vornehmen Ton an gegen die sogenannte öffentliche Meinung; fragen noch, was sie sei? wo und woran man sie eigentlich erkenne? Napoleons und vieler Andern Schicksal macht sie nicht klüger im Handeln. Aber dennoch fürchten sie sie heimlich. Sie ist ihr böses Gewissen, welches sie in sich berauben und vernichten möchten. Ein gewisser Professor F... in Bonn, der gegen Luther tapfer zu Feld zog in seinen Vorlesungen, und an der Spitze der Profelytenmacher stand, hatte mächtige Gönner für sich, aber die übrigen vernünftigen Leute gegen sich. Ich lese nun in der Zeitung, er sei seiner Stelle entlassen worden, aber mit Beibehaltung des ganzen Gehalts. Das heißt nicht, man habe ihn bestrafen wollen, sondern man hat nicht den Muth, ihn zu belohnen.

Öffentliche Meinung ist wirklich nur der zum Durchbruch gekommene, öffentlich gewordene, gesunde Menschenverstand, welcher gegenwärtig noch in vielen Ländern ganz still privatistren muß. Jeder, sobald er vor allem Volk steht, schämt sich eben so sehr, geradezu unvernünftig, als geradezu lasterhaft, zu erscheinen. Man will Diener, man will nicht Tadler, und stellt daher gewöhnlich gute Köpfe damit auf die Probe, ob sie zum Dienen taugen, daß man ihnen breite Titulaturen anbietet. Nehmen sie dergleichen willig; so hat man von ihrem gesunden Vorstande wenig zu besorgen.

Die Titel mancher Leute erinnern mich an die gedruckten Ankündigungen spanischer Stiergefechte; da werden allemal zuerst die Namen der präsidirenden Großen, dann die der Stiere gelesen, die geheßt werden sollen. Als bei der piemontessischen Revolution Rede ward, der König habe abgedankt, warfen die ihm treu gebliebenen Regimenter die Gewehre weg, und Soldaten und Offiziers liefen mit dem Ruf auseinander: „Point de roi, point de soldat!“ Sie sagten da, vielleicht wider Willen, eine große Wahrheit, so lange die Benennung Soldat ihre bisherige Bedeutung hat und behält.

Der Erzieher des Dauphins und Sohnes Ludwigs XIV., der Herzog von Montlosier, ließ einmal den gesunden Menschenverstand vorblitzen, als der König eben ein Todesurtheil unterschrieben hatte. Er verderbte damit seinen Kredit beim Monarchen ganz und gar. Dieser hatte nämlich, um seine Strenge in Bestätigung des Todesurtheils zu rechtfertigen, erzählt, daß er den Verbrecher schon einmal wegen eines Mordes begnadigt habe, und dieser nachher zehn andere begangen hätte. „Vous vous trompez, Sire,“ erwiederte Montlosier, „il n'a tué que le premier; les dix autres, c'est V. M. qui les a tués.“

Nach der Bestignahme Schlesiens durch Friedrich II. fällten die katholischen Bauern ein nicht günstiges Urtheil über die neue Regierung. Aber ihr Mutterwitz traf damals doch nicht weit vom Ziel. „Die Preussen“, pflegten sie zu sagen, „haben keine zehn Gebote, sondern nur drei Gebote, die heißen: erstens, zahl Steuer! zweitens, haltet den Deserteur auf! drittens, räsonnirt nicht!“

Man kann sich aus dem Widerwillen einer gewissen Partei gegen das Oeffentlichwerden der Vernunft ihren sogenannten Haß der Ideale und der Ideen erklären. Es ist der Haß des politischen Egoismus gegen Grundsätze. Zur Zeit der Gironde nannte man alle die, welche höhern Ansichten huldigten, und nicht in die vergängliche Herrschaft der gereizten Gemüther geben wollten, spöttweise hommes d'état. Nachher tobten die Ohnehosen gegen eine Aristocratie des talents. Zur Zeit des Schreckens und noch des Vollziehungsdirektoriums nannte man die bessern Köpfe, wenn sie mit ihren Grundsätzen nicht kapituliren ließen, Principiers. — Napoleon, der noch an der Spitze von 500,000 Mann gern den Satyriker machte, nannte sie Ideologues. In Deutschland tauft man sie mit dem Namen der Metaphysiker oder Metapolitiker. Welche Zwietracht unter den politischen Egoisten selbst gegenseitig herrschen möge, sie ist nicht so unverföhnlich,

als ihr Abscheu gegen die „Ideenmenschen.“ Ein Fouché könnte Wellington's Busenfreund werden, — aber sich mit einem Ideologen zu paaren, das wäre Unmöglichkeit.

Ich sehe für das schöne Frankreich eine trübe Zukunft vor. Daß Napoleon keine bleibende Dynastie, bei offener Verachtung der öffentlichen Vernunft, gründen werde, hab' ich lange vorausgesagt. Aber daß das gegenwärtige Regiment, welches wieder vollkommen das ancien régime werden möchte, mit seinem grobsinnigen Egoismus eben so wenig bestehen werde, als er, ist mir noch weit klarer. *) Es kann nicht seyn, denn die heutigen Geschäfttreiber sind so schlecht, als man nur seyn kann.

Baron Hompesch.

Alle Abenteuerer sind mir zuwider, und doch fühl' ich mich von ihnen angezogen, wie vom Anblick eines verwilderten Gartens, dessen schönste Anlagen durch Verbuschung unkenntlich geworden sind. Alle haben Verstand, Entschlossenheit, sogar Gemüthlichkeit; aber diese Eigenschaften sind ins Monströse verartet bei ihnen; das gewissenhafte Messer der Rechtlichkeitsliebe schnitt die geilen Auswüchse nicht hinweg. So werden dergleichen Leute zu wahren Heimathlosen in der gesammten bürgerlichen Ordnung. Sie brauchen die Welt, und das Heiligste in ihr, sogar ihr eigenes Gewissen schlechtthin gewissenlos.

Der Baron Hompesch, ältester Sohn einer reichsfreiherrlichen Familie, und zu einem reichen Majorate bestimmt, ward wahrlich nicht aus Armuth, sondern durch seine Sinnesart zum Abenteuerer. Schon in seiner Jugend lief er davon. Sein Oheim, in Geschäften des Malteserordens im Haag, fand zufällig den vierzehnjährigen Knaben. Er brachte diesen nachher in österreichische Kriegsdienste. Das Regiment des jungen Offiziers kam mit ihm nach Ungarn, wo er sich so sehr gefiel, daß er sich von den Ungarn nationalisiren ließ. Mit seinen neuen Landsleuten, die ihn unter die Zahl ihrer Magnaten aufnahmen, ließ er sich gegen Kaiser Joseph II. in eine Verschwörung ein, deren Deckmantel die Freimaurerei werden mußte. Unabhängigkeit von Oesterreich und Wahl eines eigenen Fürsten, aber aus einem fremden Hause, doch nicht mächtig genug, dem Adel von Ungarn gefährlich zu werden, war

*) Schlabrendorf äusserte sich so am 14. November 1821.

Zweck. Gleiche Gedanken gingen in Böhmen hervor, wo man sich mit den Ungarn zum gemeinschaftlichen Handeln verbinden wollte, was diese aber ablehnten.

Für Alles war gesorgt, nur der Fürst fehlte. Hompesch wurde nach Deutschland geschickt, um die Krone des heil. Stephan einem kleinen Fürsten anzubieten. Man hatte das Augenmerk auf die Herzoge von Weimar und Braunschweig geworfen, und auf einen dritten noch, der mir entfallen ist. Die Einrichtung war so getroffen, daß ihm ein ungarischer Edelmann, immer nur eine Tagreise von ihm entfernt, folgen mußte, damit seine Freunde schnell erführen, wenn ihm irgend etwas begegnen sollte.

Er hielt sich einige Tage in Wien auf, dann reiste er weiter. Kaum hatte er aber das Thor verlassen, rollte ihm ein leichter Wagen schnell nach, der bei dem feinigsten still hielt. „Hab' ich die Ehre, mit dem Baron Hompesch zu sprechen?“ fragte ein artiger Mann. — Ich bin es.

„Se. Majestät der Kaiser, dessen Sekretär ich bin, wünscht Sie zu sehen. Es wird kaum nöthig seyn, daß Sie mit dem Reisewagen umkehren. Nehmen Sie in meinem Wagen Platz, und lassen Sie den Ihrigen ein wenig warten. In einer Stunde ist das abgemacht.“

Hompesch setzte sich zu dem Sekretär, dessen Wagen bald in ein Nebengäßchen einlenkte. Man fuhr durch ein offenes Thor, innerhalb dessen Schildwachen standen. Die Thorflügel schlossen sich, und Hompesch war — Staatsgefangener. Beim Verhör läugnete er Alles, obgleich man ihm freundlich vorstellte, daß sein Geständniß nicht sowohl dem Kaiser nöthig, als ihm selber nützlich sei, und darum gewünscht werde. Ihm, als einem jungen Manne, einem Fremden, einem Verführten, würde man verzeihen, wenn er sich der Verzeihung durch Aufrichtigkeit würdig machen wolle. Beweise habe man schon ausserdem in Händen; die Ungarn hätten Alles gestanden.

Als Hompesch fest blieb, gab man ihm nach und nach nicht undeutlich zu verstehen, daß es mit dem Sterben allein nicht gethan sei. Den Tod verachte er vielleicht; aber es gebe Mittel, ihn süßamer zu machen. Unterdessen stellte man auch den verhafteten Ungarn vor, Hompesch habe Alles gestanden. Durch diese Mittel erfuhr man zuletzt, was man wissen wollte. Hompesch wurde endlich freigelassen, aber des Landes verwiesen.

Obgleich seine Sendung ihren Zweck verloren hatte, sprach er doch

davon mit den beiden genannten Fürsten; und ging dann nach Berlin, wo er dem Minister Herzberg über die ungarischen Angelegenheiten volle Auskunft gab. Er wurde als Major in der Suite des Königs angestellt. Späterhin, auf dem Kongresse zu Reichenbach, war man so unedel, preussischer Seits die ganze Liste der ungarischen Verschwornen an Leopold II. zu geben.

In der preussischen Armee machte Hompesch noch den ersten Feldzug am Rhein mit. Doch bald trat er mit den Engländern in Unterhandlung, wegen Anwerbung einer Legion. So ward er englischer Oberst, und kam in die Niederlande. Eines Tags aber, da er aus einer Festung Geld für seine Legion geholt hatte, und, statt zu Pferde zu sitzen, sich bequem in einer Kutsche fahren ließ, ward er von einer versprengten französischen Patrouille, unter Ney's Anführung, gefangen. Die hinter dem Wagen angebundenen Pferde, von seinen Bedienten abgeschnitten, entkamen mit diesen. Er ward nach Frankreich gebracht, und kam nach Paris. Hier lernt' ich ihn im Luxemburg kennen. Klüglich verheimlichte er den Franzosen, daß er englischer Oberst sei. Man kannte ihn nur als preussischen Major. Als solcher erlangte er durch den Frieden von 1795 seine Freiheit.

Er reiste ab, hielt sich aber, einer Ehrensache wegen, die er noch ausmachen wollte, in einem Städtchen am Rhein auf, während er seinen Diener nach Basel voraussandte. Mittlerweile hatte jedoch schon ein belgischer Patriot, der Hompeschens Dienstverhältnisse kannte, die französische Regierung auf ihren Mißgriff aufmerksam gemacht. Man schickte sogleich einen Courier nach, ihn aufzusuchen und festhalten zu lassen. So traf man ihn wirklich noch in dem Städtchen.

Hompesch rettete sich aber sogleich aus der Gefangenschaft, indem er sich entkleidet, bloß den Säbel bewahrend, durch den Kamin auf ein Dach flüchtete und von da sich in den Rhein stürzte. Er war ein guter Schwimmer; nackt, den Säbel zwischen den Zähnen, kam er durch die Wellen von einer Insel zur andern, zur dritten, zur vierten. („Mir ward Angst,“ sagte er mir späterhin: „es wolle mit den Inseln kein Ende nehmen.“) Am jenseitigen Ufer stand ein Oesterreicher Schildwacht, der von dem nackten Manne mit dem bloßen Säbel sehr zweideutige Meinung zu haben schien. Er ward festgehalten, bis ihn die preussische Gesandtschaft in Basel reklamierte. Er ging dahin und begab sich darauf nach England.

Von hier schickte man ihn mit seiner Legion nach Westindien,

wo er unter andern auch gegen die armen Cariben von St. Vincent Krieg führte.

Seine letzte Expedition im Namen Englands, während des dänischen Krieges, war eine Art Piratenzug gegen eine der dänischen Inseln, den ihm aber die englische Regierung selber übel aufnahm, sie, die sich doch die Verheerung von Kopenhagen, die Plünderung und Verwüstung von Washington nicht übelgenommen hatte. Er kam dann einige Male nach Frankreich, um sich für die Bezahlung der seinem Oheim Hompesch, letztem Großmeister des Malteser-Ordens, stipulirten Jahrgelder zu verwenden; lebte übrigens, als pensionirter Generalleutnant, in England.

In einer einzigen seiner Redensarten prägte er seinen ganzen Charakter aus. „Sie müssen wissen,“ sagte er manchmal zu mir: „daß mir mein Mittagsbrod immer für mein Frühstück feil ist.“ Jede auf einigermaßen entfernte Rücksichten beruhende Vorstellung nannte er „Kapuziner-Trost.“

Der ächte Abenteuerer handelt in der That nach keinem System; er läßt sich seiner leichtsinnigen Natur über, ohne sich mit dem Nachdenken viel zu schaffen zu machen. Er ist der egoistische Skeptiker, der nur an die Gegenwart glaubt. Es giebt eine andere Art Abenteuerer, die sind dogmatifirende Schelme; man nennt sie französisch Roués. Es giebt in der deutschen Sprache kein Wort dafür, wenn man sie nicht etwa die Abgefeymten heißen will. Es möchte den Deutschen zur Ehre gereichen, daß ihnen das Wort fehlt; aber leider findet sich die Rouerie ebenfalls schon bei ihnen ein. *)

Der jüngere Bruder Hompeschs (auf den zweiten hatte der Vater das Majorat übertragen) war Feldprediger bei ihm gewesen. Ein deutscher Reichsfreiherr, ein Katholik, Feldprediger in einer aus allerlei Religionsgenossen zusammengewürfelten Legion! „Warum nicht?“ meinte Hompesch: „Mein Bruder ist ein herrlicher Kerl und die Stelle ist einträglich. Er ist zum geistlichen Stande erzogen und der Einzige in meiner Familie, der anfangs einigen Glauben an seine Religion hatte. In der Nähe von Heidelberg steht ein altes Heiligenbild im Rufe der Wunderthätigkeit. Mein Bruder befand sich einst auf der Jagd

*) Was Voss in seinem ersten Werke gegen Stollberg von Hompesch und dessen Anwesenheit beim Grafen Reventlow, so wie von dessen damaligem Einfluß auf Stollberg erzählt, der Hompeschs spätere Bekehrung verkündet haben soll, verträgt sich nicht ganz mit dem hier gegebenen Bilde. Als er mit Schlabrendorf umging, war er wenigstens noch weit vom Wege der Buße.

und in der Nähe des Bildes, mit seinem geladenen Gewehr. Da kam er auf den gottlosen Gedanken, seine Religion zu prüfen. „Laßt sehen, was der Heilige anstellen wird, wenn ich auf ihn anlege!“ Er verbarg sich hinter ein Gebüsch und zielte. Der Heilige verzog keine Miene. Mein Bruder drückte los und schoß ihm ein wenig Schrot ins Gesicht, der Heilige rührte sich nicht. Von Stund' an glaubte mein Bruder kein Wort mehr von allen Wundern und Heiligen. — In späterer Zeit reiste er nach Italien und hielt sich lange in Rom auf. Dort behagte es ihm so wohl, daß er zweimal das ihm geschickte Reisegeld verzehrte, ohne fortzugehen. Zum drittenmal sandte man ihm nur wenig. Mein Bruder berechnete aber, daß er weit weniger nöthig hätte, wenn er den Heimweg mit philosophischer Genügsamkeit zu Fuß machen würde; legte was dazu unentbehrlich war zurück; lebte mit dem Uebrigen lustig zu Rom, und kehrte dann zu Fuß ins Vaterland zurück.“

Vielleicht den größten Schmerz in seinem Leben hatte Pompejch durch den Selbstmord seiner Tochter empfangen. Er war Vater mehrerer in der Welt umher zerstreuten Kinder. Aber die Tochter liebte er am meisten. Er ließ sie aus Böhmen nach England kommen. Hier verfiel sie in eine Schwernüth. Die Aerzte (vielleicht um den Vater zu täuschen) äusserten, es möge Wirkung von einem Fall auf den Kopf gewesen seyn. Schon einige Zeit vor der That fragte das Mädchen die Adjutanten ihres Vaters, welches Mittel sie wählen würden, sich den Tod zu geben? Die jungen Leute, hebelustig, wie ihr Chef, mochten mit solchen Einfällen nichts zu thun haben. Sie fänden das Leben in der Welt ganz behaglich; müßt' es aber seyn, so würden sie das Pistol vorziehen. „Nein, das entstellt zu sehr!“ sagte sie, noch mit weiblichem Schönheitsinn an der Todeschwelle. Wirklich wählte sie, zur Ausführung ihres Vorsazes, das Messer. Sie starb nicht gleich. Als sie den Jammer ihres Vaters sah, schien ihr doch die That leid zu thun. „O Vater,“ sagte sie: „hätt' ich gewußt, daß es dich so unglücklich machen würde, ich hätt' es doch nicht gethan.“ Pompejch hat sie, wenigstens seinerwillen den Vorschriften der Aerzte folgsam zu seyn. Sie versprach's, konnte es aber nicht halten. Nach einigen Tagen riß sie den Verband ab und starb. „Ja, wenn ich zu retten wäre!“ entschuldigte sie sich, indem sie den Geist aufgab: „Aber das ist ja einmal nicht möglich.“

Der Freiherr von der Trenk.

Er war ein Mann von seltener Gemüthsstärke, von vielem Geist; aber dabei ein Abenteurer ganz eigenthümlichen Kalibers, voll überspannter Vorstellungen über seinen eigenen Werth und ohne allen Wahrheitsfuss. Man sagt wohl: „der Lügner muß gutes Gedächtniß haben.“ Aber ich kann versichern, Trenk verlor sich nie im Labyrinth seiner falschen Angaben; vielleicht kam es daher, daß, wenn Niemand seine Lügen mehr glauben mochte, er sie doch selbst stois und fest glaubte.

Beim Ausbruch der französischen Revolution befand er sich in Kachem. Hier redigirte er eine Zeitung. Damals schrieb er an den Baron Dompesch, der im Gefolge des Königs von Preussen als Major stand, er solle sich für ihn beim König verwenden, in dessen Dienst er zu treten wünschte. Natürlich vergaß er dabei nicht, an die Wichtigkeit seiner Person hinreichend zu erinnern; man müsse sich bald entschließen und nur nicht mit dem Gelde knausern wollen. Er glaube, ohne alle Eitelkeit wohl bemerken zu dürfen, daß ein Mann, wie er, wenigstens 10,000 Mann werth sei. Schlage man nicht ein: so biete er den Franzosen seine Dienste an. Das wäre für Preussen ein Verlust von 10,000 Mann, eben so viel Gewinn für die Franzosen; folglich ein Nothheil von 20,000 Mann preussischer Seite.

Man schlug trotz dem nicht ein. Trenk kam also nach Paris, wo er vom Wohlfahrts-Ausschuß, durch Alquier, die Vollmacht zur Errichtung einer Freischaar erhielt. Unterdessen in großer Mittellosigkeit, übernahm er ein Journal, in welchem er den Franzosen die geheime Kunde, welche er von allen europäischen Höfen zu besitzen vorgab, in sehr schlechtem Französisch mitzutheilen suchte. Trenk log aber, auch wenn er Wahrheit sagen wollte.

Eines Tages kam er zu mir, klagte mir seine Noth und verlangte ein kleines Darlehn von mir. „Ich habe für mein Journal nur sieben Subscribenten!“ sagte er. Kaum war er fort, so trat Förster herein. „Er lügt!“ rief Förster: „Ich komme so eben von seinem Buchhändler, der mich versichert, daß er nur drei Subscribenten habe!“ — Trenk behauptete auch, Thomas Payne's Common sense ins Ungarische übersetzt zu haben. — „Wie? ins Ungarische?“ rief Dompesch, dem ich's erzählte: „Nicht einmal ungarisch fluchen kann er!“ Als wenn das die Anfangsgründe der edeln Madscharensprache wären.

Ich sah den Freiherrn von der Trenk das erstemal bei Alquier, einem schwachen Manne, den ich schon früher gekannt, und der damals Präsident des Wohlfahrtsausschusses war. Ich kam zu ihm, um ihm den Mainzer Wedekind zu empfehlen; ihm eine Anstellung zu verschaffen. Der Besuch war in jeder Hinsicht ein unglücklicher und hat wahrscheinlich so gut, wie der liebe Ehrmann, zu meiner nachherigen Verhaftung beigetragen. Den ersten Löpelstreich spielte mir dabei ein Diener, der so albern war, mich als Mr. le comte de Schlabrendorf zu melden. Man hat mich, im Vorzimmer einen Augenblick zu warten. Bald darauf sah ich aus Alquiers Kabinet einen langen, hagern Mann in einem hellfarbigen Ueberrock treten. Wedekind stand bei mir und flüsterte: „Mein Gott, wie kommt der hieher!“ — Gleich darauf sagte mir Alquier, daß das Trenk gewesen und was er gewollt. Erst später erfuhr ich, daß Trenk, als in Alquiers Kabinet mein Name genannt worden wäre, aufgefahren sei und sich nicht genug über meinen Aufenthalt in Paris habe wundern können. Das war das zweite Unglück!

Die Strudelpöpsigkeit dieses Mannes war grenzenlos. Mehr als einmal rief er mir im Palais Royal schon von weitem die unvorsichtigsten Dinge auf Deutsch zu, z. B. „Gute Nachrichten! Wimpfen wird bald in Paris seyn!“ u. dgl. m., als wenn mit solchen Reden nicht Lebensgefahr verbunden gewesen wäre. Auch brachte ihn seine Unbesonnenheit ins Verderben, nachdem ihn eine erste Verhaftung, der er wieder entlassen worden war, umsonst gewarnt hatte. Er war bestimmt, durch seine Unbesonnenheit, beinahe 70 Jahre alt, das Leben zu verlieren. Bei prahlerischer Lust zu glänzen, bracht' er seine Rechthaberei nirgends übler zu Markt als damals in Paris.

Ich hatte in der Revolution oft Gelegenheit, mir eine goldene Klugheitsregel einzuprägen, die nämlich, niemals ganz Recht zu behalten. Nichts erbittert das leidenschaftlich gereizte Vorurtheil so sehr, als eine triumphirende Widerlegung. Man muß nur entschuldigt, nie gerechtfertigt erscheinen wollen. Ich war bei Cusine's Prozeß gegenwärtig. Nichts schadete ihm so sehr, als die Geistesgegenwart und Ueberlegenheit, mit der er jeden Anklagepunkt zu Schanden machte. Das Volk und die Richter wurden dadurch mehr beleidigt und aufgebracht, als durch die anerkannteste Schuld. „Voyez, comme il a de l'esprit!“ hörte ich unter den Zuhörern rufen: „Ah, le bougre, mais nous le tenons!“

Franzosen und Engländer.

Die Franzosen, wenn sie ausdrücken wollen, wie gut sich jemand geschlagen habe, sagen: *Il s'est battu comme un lion*. Der Engländer sagt bei der nämlichen Gelegenheit: *To fight like a man*. Es liegt mehr Phantasie in jener Redensart; aber mehr Selbstgefühl in dieser.

Wenn ein Engländer einem Weggehenden noch etwas zu sagen hat, so ruft er ihm nach: *I say!* — Ein Franzose in ähnlichem Falle ruft: *Dis-donc!* — Ich glaube, es liegt diesem Unterschiede des Rufs die Verschiedenheit des Nationalcharakters zum Grunde. Dem bedachtsamern Engländer ist das Versprechen, daß er noch etwas hören solle, Veranlassung genug, stehen zu bleiben. Den sprechlustigern Franzosen kann nur die Aussicht, daß es für ihn selbst etwas zu schwätzen geben werde, dazu bewegen.

In England entehren, zumal in den mittlern Ständen, noch manche Dinge unwiderruflich, z. B.: Spioniren, Angebereien u. s. w., die auf dem Festlande, Dank sei es der weit getriebenen Kunst der geheimen Polizeien, fast zur Ehrensache geworden sind. Ein gewisser Reynolds machte im Jahre 1795 gegen die irländischen Verschwörer den Kundschafter. Die Regierung belohnte ihn reichlich, unter andern mit einem Jahrgeld von 2000 Pfund Sterling. Aber, Abscheu alles Volks geworden, konnte er in England unmdglich bleiben, wo man ihn nur noch unter dem Namen Reynolds the spy kennt. Er ging nach Paris; er lebt noch hier; macht ein gutes Haus, aber kein Engländer betritt seine Schwelle. Seine beiden Töchter sind hübsch und gute Parthien, wie man's heißt. Aber kein Brite blickt auf sie. Ein Franzose machte der ältern den Hof; ein preussischer Maler der jüngern.

Die englische Sprache ist zu Wortspiel gefällig. Shakespeare giebt der Beweise davon viele, vielleicht zu viele; oft geistreich, wenn im Wort- und Sinn-Verdrehen anders Wig wohnen kann. Im Deutschen zur Ehre der Sprache findet sich dazu mehr Ungeleutigkeit. Calembourgs in deutscher Zunge sind wunderfelten. Mit Anspielung auf Herrn Genz, machte man mir einst einen Unterschied zwischen *Jus gentium* und *Jus Genzium*; allein das war nicht deutsch und wird nur, was bei den Deutschen häufig der Fall ist, erst geschrieben zu einer Art Wig. Im Französischen bietet fast jedes dritte Wort einen Doppelfinn; darum ist es die Sprache der Schöngelster, der Vaudevilles, der Calembourgs und — Diplomaten.

St. Simon nennt Frankreich die Avantgarde der europäischen Civilisation. Das Wahre ist, die höhern Grundsätze der Politik und Gesetzgebung, welche nur unter der Hegide verfassungsmäßiger Pressfreiheit gedeihen können, wie in England, haben bisher ihren Weg von England aus über Frankreich nach dem übrigen Europa genommen. Nun will ich aber damit nichts weniger als gesagt haben, die Briten wären das freieste Volk mit den vollkommensten Institutionen. Die Engländer führen viele Fabrikwaaren ausser Landes, von denen sie bei sich selbst zu Hause keinen Gebrauch machen können. Dagegen möcht' ich Frankreich nicht, wie der enthusiastische St. Simon, die Avantgarde der Civilisation nennen; allenfalls nur den Trommelschläger derselben, der vorangeht und trommelt; oder vielleicht treffender, wie Delsner einmal meinte, den Flügelmann derselben, dessen Bewegungen die des ganzen Regiments bestimmen, bald links, bald rechts, bald vorwärts, bald rückwärts, und der dabei alle mögliche Uebertreibungen anbringt.

L a G r a n g e .

Der große Mathematiker war ein Skeptiker, aber der bescheidenste von der Welt. Es gab Zeiten hinwieder, in welchen er die Mathematik nicht ausstehen konnte und sich lieber mit Theologie, Geschichte und andern Dingen einließ. Die einförmige Beschäftigung mit mathematischen Abstraktionen ermüdet den Geist endlich; Phantasie und Gemüth fordern zuletzt ihre Rechte mit Ungestüm. Newton schrieb ja ebenfalls Anmerkungen zum Propheten Daniel und zur Offenbarung Johannis.

In seiner Anspruchlosigkeit war er das volle Gegentheil von Laplace. Hr. M... , ein Genfer, einer seiner genauesten Freunde, hatte ihn einmal, nach vielen Besuchen, nie zu Hause gefunden. Als er ihn endlich antraf, und ihm seine Verwunderung bezeugte, daß er von Morgens bis Nachts wochenlang umherschwärme, wunderte sich Lagrange nicht wenig darüber. „Ich war ja beständig zu Hause!“ rief er: „Aber sagen Sie, kamen Sie im Wagen oder zu Fuß her?“

— Im Wagen. Heut bin ich zu Fuß.

„Da haben wir's! Ich sagte dem Thürsteher, nur Leute, die zu Fuß kämen, einzulassen. Die haben gewöhnlich etwas zu sagen, oder von mir zu fragen; aber niemanden in Equipage, da verlier' ich nur Zeit.“

In Paris eine seltene Weisung für Thürsteher!

C a b a n i s.

Cabanis war und blieb ein entschiedener Republikaner. Er wollte die Freiheit, aber mit fester Ordnung und kräftiger Vollziehungsgewalt. Daher ließ er sich auch Bonaparte's Konsulat gefallen. Als aber die Rede von Monarchie ward, und man ihm sagte: Sie ist den Franzosen unentbehrlich; nur durch einen Hof, durch einen Thron gedeihen Wissenschaften, gedeihen Künste! schüttelte er den Kopf und erwiderte: Un trône, une cour, — c'est l'aimant de toutes les ordures.

Die Theophilanthropen.

Der eigentliche Stifter vom Cultus der Theophilanthropen ist Laveillère-Lépeaux. Das Aeußere dieses Mannes ist nicht vortheilhaft. Er ist klein, häßlich und verwachsen. Sein Charakter hingegen verdient die größte Achtung. Die Lehre der Theophilanthropen, Menschenliebe in Folge der Grundsätze des reinsten Deismus, war immer Richtschnur seiner Handlungen. Ein treuer Republikaner, änderte er nie seine Meinung. Er war daher dem Kaiser Napoleon so verhaßt, als er es (Februar 1822) den gegenwärtigen Machthabern ist. Er, obgleich er Mitglied des Vollziehungsdirektoriums gewesen, ist nicht reich. Nach den hundert Tagen wollte man ihn, obgleich er von Napoleon keine Stelle angenommen, unter die Rubrik der zu verbannenden Régicides bringen. Polizeikommissäre kamen zu ihm. Man suchte ihn zu schrecken. Er aber blieb; und man ließ ihn in Ruhe, weil sein Leben in der That gar zu unschuldig und still ist.

Er war als Katholik erzogen. Daher vielleicht sein Mißgriff, daß er einen Ceremoniendienst, einen Cultus derjenigen Lehre beigefellen wollte, die ihrem ganzen Wesen nach demselben widerstrebt. Wie einfach dieser Cultus seyn mochte, er verkehrte das, was reine Menschenreligion war, zum Gottesdienst einer Sekte. Er war der Bestechung unzugänglich; aber man machte ihm den Hof, wenn man ihm protestantische Liturgien, die er nicht kannte, mittheilte, oder in den Versammlungen der Theophilanthropen Reden hielt.

Sein Amtsgenosß im Direktorium, Treilhard, machte ihm über das Gedeihn des Theophilanthropismus den spaßhaftesten und doch begründetsten Einwurf. „Zur Verbreitung einer neuen Religion gehören Märtyrer; keine Kraft ohne Kampf; keine Begeisterung, keine Schwärmerei ohne Widerstand und Opfer!“ sagte Treilhard: „Fais-toi pendre,

mon ami, c'est le seul moyen de bien fonder ta nouvelle religion.“

Den Pabst, als Oberhaupt eines andern Cultus, haßte Laréveillère-Lapeaur von Herzensgrund. Er war eigentlich Schuld, daß Pius VII. nach Valence gebracht wurde. Als Sieyes, um ins Direktorium zu kommen und dieses nach seinem Sinne zu modeln, ihn, Treilhard und Merlin hinauswarf, gab seine Wirksamkeit dabei den Vorwand her. Man sagte: Laréveillère-Lapeaur habe, als Präsident des Direktoriums, den Befehl zur Deportation des Papstes ausfertigen lassen, ehe er noch in die Register eingetragen und von den Uebrigen unterzeichnet gewesen.

Nachdem Bonaparte zum Consulate gelangt, wurden mehrere Versammlungsorter neu entstandener Sekten gesperrt, unter andern auch derjenige der Theophilanthropen. Sie überreichten eine Art Protestation, eine gemäßigte, aber freimüthige Apologie, die ohne Erfolg blieb. Was die Theophilanthropen und ihr Haupt besonders verhaßt machte, war der Republikanismus in beiden. Sie mußten nun la bête noire des Priester- und Aristokratendünkels werden. Im Volke machte man ihren Namen zum beschimpfenden Calembourg. Man nannte sie les filous en troupes,*)

Es wäre, glaub' ich, in Frankreich gar nicht unmöglich gewesen, als hier Alles eine tabula rasa geworden, ein religiöses Neues zu begründen. Nur hatte sich Laréveillère-Lapeaur ungeschickt benommen. Schon der unverständliche, griechische Name war Mißgriff; und ein noch größerer, daß er in die Bahn der alten Sekten einlandete und exclusiv werden wollte, wie sie. Er hätte den ächten Geist des Protestantismus erfassen, inclusiv, allumfangend werden, das heißt Religionsfreiheit gründen und die Kirchen und ihren Glauben vom Staat ausschneiden sollen, wie in Nordamerika.

E h r l i c h k e i t.

In meinem Leben hab' ich schon oft die Erfahrung gemacht, daß auch das glänzendste Glück grade denjenigen am ersten unter ihren

—*) In den Biographies des contemporains von Michaud heißt es im Artikel Marat (von dem armgeistigen Beau lieu verfaßt), die Septembrificer und die Mörder von Avignon, welche Marats Begleitung bei seinen Triumphzügen gebildet hatten, wären nachher Theophilanthropen gewesen. Man weiß aber, daß unter diesen sich nur Personen höherer und gestitteter Art befanden; daß der Pöbel für deren Ideen keinen Sinn haben konnte.

eigenen Händen, wie ein Schatten, verschwindet, die aus Grundsatz an keine Ehrlichkeit glauben, weil sie in ihrer eigenen Gewissenlosigkeit die Quellen unermesslichen Reichthums fanden. Ein neueres Beispiel ist mir der Banquier Emanuel von Haller. Er häufte während der Revolution und besonders in Italien, dessen finanzielle Verwaltung ihm der General Bonaparte anvertraut hatte, ungeheure Schätze. Aber an Ehrlichkeit glaubte er nicht; er mochte auch nichts mit sogenannten ehrlichen Leuten zu schaffen haben. Lieber wollt' er schlaue Schelme brauchen, in der Meinung, es sei ihr Interesse, ihm zu dienen, mehr werth, als alle Gewissenhaftigkeit. Man schätzte sein Vermögen auf 12,000,000 Fr. Sein Haus war mit Fürstenpracht eingerichtet. Alles ist verfliegen. Seine Frau wohnt nun in einem ärmlichen Dachstübchen des fünften Stockwerks.

Die Lebensbeschreibung solches Mannes, aber mit Tacitus Griffel gezeichnet, müßte ein äußerst moralisches Lehrbuch seyn.

Schlabrendorfs Glaubensbekenntniß.

Raum bestallt

Schrie ein Staatsrath:

„Auf Widerspruch Flintenkugel!“

— Nirgends also freie Meinung?

Fragt ein stiller, alter Bürger.

„Nie laute!“

— Ohne Umlauf fehlt ihr Freiheit.

— „Dann läßt's friedlicher sich steuern.“

— Und wohin? zur vollen Willkühr?

— „Sie beglückt die rohe Menge.“

— Herrschbeglückerei

Beut auch Hunde-Glück.

Manchem Großen schmeckt's;

Bürgermuth speit's an.

Schon vor Herren-Willkühr

Auch die Thiere schirmen

Wollte Britten-Gesetz.*)

*) Dem Gespräch liegt Thatsache zum Grunde. Der Flintenkugel-Arzt war Be-guelin; sein Widersprecher der greise Schlabrendorf; und der Ohren-zeuge dabei der Baron Bielefeld.

B e r g a s s e.

Der Name dieses trefflichen Redners und strengrechtlichen Mannes ward einst hochgefeiert. Bekanntlich war er schon vor der Revolution, als Advokat des Banquier Kornmann gegen den Wüstling Beaumarchais, glänzend ausgezeichnet. Er nahm diesen Handel, als eine Vertheidigung der öffentlichen Sittlichkeit. Mit Lally und Mounier gehörte er nachher zu den sogenannten Boudeurs de la Constituante. Nun aber, obgleich er noch lebt, gehört er zu den verschollenen Berühmten. Und doch hat er noch aus seiner Dunkelheit Anstoß zu großen, aber traurigen Wirkungen in Europa gegeben.

Bergasse ist ein Mann von Geist, allerdings. Es ist in ihm mehr Lebendigkeit, als Tiefe des Gefühls vorwaltend; ich möcht' es eine Empfindsamkeit des Mysticismus nennen. Als er sich in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, gab er sich nach und nach wirklich dem Hell Dunkel frommer, lieblicher Träumereien hin, die ihm besonders unter den Weibern das Ansehn eines religiösen Sekten-Hauptes schufen. Es bildete sich auf seinem Landgute bei Paris um den Mystagogen eine Art weiblichen Hofstaates.

Frau von Krudener stand im Jahr 1814 in genauer Verbindung mit ihm, der auch zu höhern Personen damals Zutritt gehabt haben soll. Ich halte ihn wirklich für den ersten Anreger der Idee zu einer heiligen Allianz, davon er immer gern träumte, und die nachher unerwartet in die Wirklichkeit hinaustrat, ohne sein weiteres Zutun. Der preussische Minister von Stein, der ihn ebenfalls 1814 kennen lernte, schien eine hohe Meinung von ihm gefaßt zu haben. Ich darf es schon aus dem Umstand schließen, daß er ihn dem trefflichen Justus Gruner als einen sehr interessanten Mann empfahl. Gruner kam damals, als Chef der höhern Polizei, nach Paris.

M r t h e i l e r.

— Man kann das Wahre und Gute nicht lächerlich machen, aber es wohl lächerlich finden. Die Waffe des Lächerlichen brauchen die heutigen Roués, die „Abgefeymten“, nur etwa noch unter sich gegen verhaßte Wahrheiten. Dessenlich wagen sie es seltener. Die Völker sind zu ernsthaft geworden; sogar die Franzosen. Die actes des apôtres waren sehr witzig; aber die Franzosen blieben ernsthaft, und die Lustigmacher lachten nicht bis zuletzt. Die Talleyrands, die Fouchés und

andere gehören noch zur alten, spottenden Schule. Aber ihr Spott gegen die höhern Interessen der Völker, gegen die Heiligthümer der Menschheit wird jetzt giftig und deß. Sie sind erbittert, wie Renegaten es gegen den Glauben zu seyn pflegen, den sie abgeschworen; oder, wenn sie nie eine Meinung verriethen, weil sie nie eine eigene hatten, wie Deuchler, die entlarvt wurden.

— Hätte Napoleon ein Zehntel von Ciesey's reiner, folgerechter Denkkraft, und Ciesey's ein Zehntel von Napoleons starker Willenskraft gehabt: so würde die Welt zwei vollendete große Männer gehabt haben, statt zweier Menschen, die es nur halb waren.

— In der Weltgeschichte, in den Sagen und Mythen der Völker, in der Ithologie und Symbolik verehren wir gewiß viele Dinge als hohe Weisheit, die bloß aus Mißverständnis einen gewissen Glanz bekommen haben, weil uns Sitte, Geist und Sprache des Alterthums ganz unbekannt geworden sind. Ich denke manchmal, beim Lesen antiquarischer Untersuchungen, an das Namensschicksal eines ehrlichen, deutschen Zuckerbäckers in Paris.

Dieser hieß Fidelberger, wohnte in der rue Vivienne schon vor vielen Jahren, und hatte seinen Namen in großen Buchstaben über dem Laden. Er verstand sein Handwerk; hatte reichen Anspruch, und darum ließ sein Nachfolger den beliebten Namen, als Firma, über seinem Laden, obgleich er ihn nicht selber trug. Der dritte Eigenthümer des nämlichen Ladens schmückte Alles zierlicher auf, riß auch die verblichene Firma weg, die ihm ohnehin gegen alle Rechtschreibung zu verstossen schien, ließ auf das neue Schild einen treuen Hirten bei seiner Heerde malen, und dazu die Unterschrift: Au fidel berger.

— Bei Todesstrafen von einem Recht reden, ist Unsinn. Der Tod selbst ist nicht einmal Strafe, oder man wollte ihn Strafe dafür nennen, daß man geboren wurde. Der Staat darf nur in dem einzigen Fall tödten, in welchem es jeder einzelne Mensch darf; nämlich im Fall einer Nothwehr.

Man schreibt viel überflüssige Bücher für Abschaffung der Todesstrafe. Man arbeite doch lieber für die Abschaffung ihrer Nothwendigkeit, und zwar durch Einführung besserer Volksschulen, besserer Kanzelberedtsamkeit und zweckmäßigerer Zucht- und Strafanstalten. Ohne diese bleibt das Tödten der Verbrecher Nothwehr der Gesellschaft gegen ihre ewigen Verfolger.

— Wer an die Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts glaubt,

der hat die stolzeste Meinung von der Menschheit, und die demüthigste von sich selber. Seine größten Werke sind nur ein kleiner Schritt, vielleicht nur erst Vorbereitung eines Schrittes, welchen erst die Nachwelt thun kann. Und stände das längste Leben, der reinste Wille, die größte Einsicht, der mächtigste Thron ihm zu Gebote: mehr darf er nicht hoffen. Und wäre die Idee nur Traum: so würde sie der edelste der Träume bleiben.

— In Paris lebte ein Graf R...n, ein, wie ich glaube, ganz guter Mann, aber — ein schwacher. Einst, als er eben aus meinem Zimmer gegangen war, sagte mir der ältere Humboldt: „R...n ist eine herzgute Seele, aber ich möchte doch lieber sein Vater, als sein Sohn seyn.“ Ich mußte über den Einfall lachen; aber tief gedacht war er. Ich forderte Humboldten im Scherz auf, einmal aus seiner Bekanntschaft die Person hervorzufuchen, deren Sohn er aus Wahl seyn möchte, und der er mit reiner Dankbarkeit anhängen würde.

Wo die Natur selbst dies Verhältniß schafft, befestigen es Nothwendigkeit und Gewohnheit. Es ist tadelhafter Stolz, sich nicht in das Verhältniß der Dankbarkeit zu jemanden setzen zu wollen, von dessen achtungswürdigem Wohlwollen man überzeugt ist. Es ist aber gerechtes Zartgefühl, das uns hindert, von demjenigen Wohlthaten anzunehmen, der verächtlich oder lächerlich ist. Wir wollen uns nicht gern ohne Noth von dem adoptiren lassen, den uns die Natur nicht zum Vater gab.

Kafitte und der Pamfletschreiber.

Pamfletschreiber sind die wahren Schweißfliegen in der Literatur, am Sonnenstrahl der Meinungsfreiheit eben so gut, als das Ei des Adlers, ausgebrütet. Sie können mit allen ihren Anlagen nichts hervorbringen, als Unflath, gleich den Harpyen der Fabel. Mischen sie sich in einen wissenschaftlichen Streit, so greifen sie, statt der Sache, die Person an; beschimpfen, verländen und verdächtigen diese und bringen die rohe Wuth der Hallen-Weiber in Versen und Prosa zu Markt. Sie gehören in die Zunft der Pasquillanten, weil sie, wie diese, zu ihrem Treiben nicht ihren Namen geben dürfen. In Paris pflegten politische Parteien, wenn es um Rache gegen einen ausgezeichneten Mann zu thun ist, den man in den Augen des Volks herabsetzen möchte, die Feder solcher Leute zu dängen, wie in Italien ehemals den

Dolch der Banditen. Auch in London ist dies der Fall. Aber der ausgezeichnete Mann bleibt, der er ist, und die Schmeißfliegen werden ver-
geffen.

Ein stroyalistischer Pamfletschreiber in Paris, von mehr Geist, als sich unter Leuten seines ehrlosen Gewerbes zu finden pflegt, unerschöpflich in Verlästerung der Liberalen, hatte sich zum besondern Geschäft gemacht, den Banquier Lafitte mit Sarcasmen und Verläumdungen herabzumwürdigen. Er hoffte damit Aufmerksamkeit für sich zu wecken, Beifall der Regierung zu gewinnen, vielleicht eine Stelle, ein Geschenk — — aber man las, lachte und verachtete ihn hintennach.

Er hatte nicht mehr genug, Frau und Kinder zu ernähren; ein lästiger Gläubiger lag ihm auf dem Hals, der ihn nicht mehr aus dem Zimmer ließ, damit er schreibe und nichts als schreibe, um seine Schuld zu tilgen. Den drängenden Gläubiger, die klagende Frau los zu werden, erzählte ihnen der verzweifelte, oder leichtsinnige Mensch von 20,000 Fr., die er bei dem Banquier Lafitte stehen habe. Damit machte er aber sein Uebel nur noch schlimmer. Nun plagten ihn Frau und Gläubiger, er solle nicht länger eigensinnig seyn, und wenigstens 6000 Fr. erheben. Damit wäre ja Allem abgeholfen: Was wollte der Lügner anfangen? Er schrieb die Anweisung von 6000 Fr. auf Lafitte, die dieser von den bei ihm stehenden 20,000 Fr. abzuziehen habe. Der Gläubiger und die Frau eilten damit zum Banquier. Der Pamfletschreiber machte sich in der Angst davon.

Lafitte, als er den Zettel gelesen, sann eine Weile nach, und sagte: „Das ist freilich seine Hand und Unterschrift“ — — „Ganz zuverlässig!“ rief der Gläubiger: „Dies ist seine Frau, die es bezeugen kann.“ — — „Glauben Sie mir,“ betheuerte die Frau: „die Unterschrift ist von ihm selber.“ Lafitte läßt einen Commis kommen und die 6000 Fr. zahlen.

Nach zweien Tagen kehrte auch der flüchtige Zeissig in sein Nest, mit beklemmtem Herzen, wieder zurück, und erstaunt nicht wenig, Alles bei sich wohllauf und lustig, Frau und Kinder sogar in neuen Kleidern zu finden. Jene entschuldigt sich, wegen den nöthigsten Ausgaben; aber der Gläubiger sei aus dem bei Lafitte erhobenen Gelde bezahlt; mehr nicht, als 1500 Fr., wären von der Summe genommen. Die übrigen 4500 Fr. zeigt sie ihm vor.

Erblassend und keines Wortes mächtig nimmt der Unglückliche die Geldsumme, eilt zu Lafitte, erzählt ihm sein Elend, seinen Leichtsin,

übergiebt ihm das Geld mit Dank und Rührung, und verspricht den Rest möglichst bald zurückzuzahlen.

„Nicht doch!“ sagte Lafitte: „Ich bin nicht gewohnt, so schnell zurückzunehmen, was ich geliehet habe. Aber geben Sie mir nur eine andere Quittung, denn die alte würde mich zum Schuldner von 14,000 Fr. bei Ihnen machen können.“ Und er diktierte ihm eine Bescheinigung vom Empfang von 6000 Fr., „que je payerai quand je pourrai.“

Das Danaidengeschäft.

Nicht Adelsinn fehlt dir,
Nicht des Geistes Lichtblick,
Nichts von des Lebens Gütern.
Doch die Göttergaben opferst
Du umsonst den Hirngespinnsten
Und der Schule Grübeleien.
Träumst von Freiheit, vom Vernunftsteg,
Und vom Geisterbund hienieden
Im Gewühl der Sinnenknechte.
Was belohnt dir den Traum?
War's die Danaidenmühe?

„Erdenlust nie;

Sie sättigt kein lechzendes Gemüth,
Das sehnuchtsvoll späht,
Wohin auf langer Bildungsbahn
Der Gott die Völker führt.
Aber im Kampf hienieden
Um das Heilige,
Kenn' eine Seligkeit mir,
Seliger, als den adelnden Kampf!
Was hier noch keiner umarmet,
Verkürt ihn schon hier.
Denn göttlich wird,
Wer zum Göttlichen wallt.“

Der geheime Einfluss auf die französische Revolution.

Es war und ist ein kleiner Geist in diesen Bourbonen; kein stolzes Selbstgefühl, nur Eitelkeit des Ahnenhochmuths. Sie können bloß intriguiren; regieren durchaus nicht. Ohne ihre tückischen Einwirkungen wäre das schöne Frankreich nie durch seine Revolutionsgräuel, nie die Geschichte so grauenvoll besleckt.

Auch Lafayette, wie er noch vor Kurzem (1821) gegen einen meiner Bekannten äusserte, obgleich er nur bis Juli 1792 Augenzeuge war, hält sich überzeugt, daß Marat ein Agent gewesen, auserwählt, um Alles ins Gräßliche hinauszutreiben. Selbst unter den Zeitgenossen desselben war schon diese Meinung herrschend. Als Charlotte Corday ihn mit republikanischer Schwärmerie niedergestossen hatte, trat Kerner, ein junger Würtemberger, ein republikanischer Enthusiast, odemlos zu mir ins Zimmer und rief: „Sie ist uns zuvorgekommen!“

Sie ist uns zuvorgekommen!“ — Aehnliche Vorsätze hatten in Paris Mehrere gehabt. Doch wußte man hier, daß der Elende schon, in Folge venerischer Uebel, in den letzten Jügen lag.

Daß die Bewegungen der Pariser Sektionen gegen den Convent am 13. Vendemiaire (5. Oktober 1795) eine royalistische gewesen, leidet heutiges Tages keinen Zweifel mehr. Fontanes, Suard und besonders Caharpe redeten mächtig in diesem Sinn. Caharpe deklamirte in den Sektionen, que si le souverain était assemblé toute représentation cessait. Fontanes floh darauf nach Deutschland. Der eitle Mann war mit allen Deutschen unzufrieden, weil ihm Klopstock in Hamburg nicht den ersten Besuch gemacht hatte.

Eben so hatte unstreitig der 18. Fructidor (4. September 1797) eine royalistische Tendenz. Die Versammlungen in der Straße Eliey arbeiteten dahin. Doch gingen damals, wie oft in Revolutionen, zwei Intriguen neben einander. Die Spaltung im Direktorium trug dazu bei, die Verwirrung zu vergrößern. Carnot war dabei bloß der Gegner seiner Kollegen, und, ohne es zu merken, der angeführte Sempel der Royalisten.

Mary Wollstonecroftt.

(Geb. 27. April 1759.)

Die Verfasserin der *Vindication of the rights of woman* glaubte, liebte und lebte, wie sie schrieb. Darum ward sie unglücklich; darum von ihrem eigenen Geschlecht verhöhnt. Sie wollte das Menschenrecht des Weibes in der bürgerlichen Welt gegen das harte Loos wiederherstellen, welches ihm noch, ohne Ausnahme in allen Staaten, gewalthätig durch die Stärke des Mannes, durch Willkühr und Gesetzgebung aufgezwungen wird. Und konnte sie dies verletzte, unterdrückte Recht nicht durch Ueberzeugung wiederherstellen, wollte sie es doch wenigstens sich selber nicht nehmen lassen. Damit trat sie aus dem Kreis der Vorurtheile und des gesellschaftlichen Aberglaubens hinaus, und das Urtheil der Welt wandte sich feindlich gegen die Unglückliche. Es ist gefährlich, dem grauen Ungeheuer der Volksansicht einen Krieg zu machen.

Und doch war Mary das edelste, sittigste, sanvollste weibliche Wesen, das ich kennen gelernt habe. Ich kannte sie schon vor meiner Gefangenschaft in der Schreckenszeit genau. Mary war, ohne blendende Schönheit zu seyn, eine anmuthsvolle Grazie. Ihr seelenvolles Gesicht

war mehr, als nur schöne Regelmäßigkeit. Es lag Zauber bei ihr in Blick, Stimme und Bewegung.

Im Kerker besuchte sie mich oft. Sie fesselte mich immer mehr. Erst als sie Paris verlassen hatte, ward ich mir bewußt, daß ich sie liebte. Ihr unglückliches Verhältniß mit Inlay verhinderte eine genauere Verbindung mit ihr. *)

Ihre Kindheit war trübe. Wahrscheinlich desto besser für sie. Sie hatte das Schicksal, weder des Vaters noch der Mutter Liebling zu seyn. Sie blieb überall die Zurückgesetzte unter ihrem Geschwister. Und dem noch erzwang sie, auch als Kind, ihres Vaters Achtung, endlich sogar die Liebe der Mutter, deren Schutz sie oft gegen die Brutalität des erstern ward. Stärke ist immer Stärke.

Fanny Blood, ihre Gespielin und Jugendfreundin, war ihr Alles. Was die that, schien ihr immer das Vortrefflichste. Als sich jene nach Lissabon verheurathete, unterhielt sie beständigen Briefwechsel mit ihr; als Fanny dort erkrankte bis zum Sterben, war Mary nicht zurückzuhalten. Sie wollte die letzten Stunden der Gespielin versüßen. Es stellten sich ihr tausend Schwierigkeiten entgegen. Alle Freunde widerriethen es. Sie blieb standhaft und reisete ab.

Nach ihrer Zurückkunft aus Lissabon, wo Fanny in ihren Armen gestorben war, gab sie die Schule auf, die sie gemeinschaftlich mit ihren Schwestern gehalten hatte, um sich und die Eltern anständig erhalten zu können. Wie lieb und gut sie auch seyn mochte und seyn wollte, es war ihr nicht möglich, mit den Schwestern zu hausen. Das ist Geschlechtsverhältniß. Auch wenige Männer können lange zusammen reisen, oder sonst etwas gemeinschaftlich treiben, ohne Neckerei und üble Laune. Wo ist Quälerei unter einander heimischer, als in Nonnen- oder auch in Mönchsklöstern?

Unter des Buchhändlers Johnson edelmüthiger und freundlicher Anleitung gab sie sich nun schriftstellerischen Arbeiten hin; freilich in mittelmäßiger Handwerksthätigkeit, denn sie wollte Geld verdienen, und

*) Mein ehrwürdiger Freund gab mir William Godwins Memoirs of the Autor of a Vindication etc. (2. Auflage, London 1798), in der er viele Stellen angestrichen und Bemerkungen hinzugefügt hatte, von denen eben einige eingeschaltet sind. Er theilt eben deswegen das Buch nur Wenigen mit. Humboldt hat es auch in Händen gehabt. — „Sie werden wohl zuweilen lachen!“ sagte der Graf, als er's mir reichte. Wie irrte er sich doch! Ich bin sehr gerührt worden.

war nicht für sich. Sie hatte fünf Geschwister zu bilden und zu versorgen; sie unterhielt ihren alten Vater, der in Dürftigkeit versunken war. Dazu nahm sie noch ein siebenjähriges Mädchen zu sich, dessen Mutter sie gekannt und geliebt hatte; eine Waise. Sie selbst konnte für sich viel entbehren; darum konnte sie Andern viel wohlthun. Sie schrieb damals ihre Answer zu Burke's Reflections, eine der ersten, aber auch eine der besten Würdigungen dieses Buchs. Dann folgte ihre Vindication of the rights of woman. Wäre unser Zeitalter weniger leicht und flüchtig, Mary hätte wenigstens gesteinigt werden müssen, mit den Männern und den Weibern zugleich, und sogar mit dem in Vorurtheilen versteiften Parlament öffentlichen Krieg anzufangen! Doch ging Mary etwas zu weit, indem sie, ausser dem von der Natur gegebenen eigenthümlichen Wirkungskreis des Weibes, nämlich dem Hause, auch Theilnahme am staatsbürgerlichen Leben, das Recht auf Aemter u. s. w. für ihr Geschlecht forderte. Aemter, wie der Staat selbst, wie Gesetze, wie alle Arzeneien, sind in der Menschheit nothwendige Uebel. Dieser Wirkungskreis der Männer ist mehr ihr Unglück, als ihr Vorrecht; darum flüchten die Edelsten so gern aus dem öffentlichen Leben in die Ruhe des häuslichen zurück.

Die Verfasserin litt viel wegen des Buchs. Sie blieb sich gleich. Sie war sehr religiös. Aber ihre Religion war die schönste Blüthe ihres eigenen Gemüthes. Sie fügte sich den Formen der englischen Kirche; doch war ihr äusserer Gottesdienst selten, und hörte endlich ganz auf. Sie fand da keine Erquickung der Seele als Christin. Sie war die zärtlichste, frömmste, geduldigste Erzieherin; die gütigste Herrin.

Während dieser Zeit in London (von 1787 bis 1790) hielt sie mit dem Maler Füßli viel Umgang. Seine Genialität zog sie an; doch nur diese. Füßli, ein Anbeter Rousseau's, verachtete das Civilisirte und die Kultur; er glaubte nur an die Macht des Genius. Sein Witz und eine sarcastische Laune gaben dieser Artung seines Schauens und Strebens etwas Derbes. Mary hing mit ganzer Seele an Füßli, mit einer Neigung, der sie nachhängen zu dürfen glaubte, weil sie ihn verheirathet wußte, und sich ihrer Reinheit und Anspruchlosigkeit bewußt war. Bald aber ward ihr das Unbefriedigende dieses Verhältnisses zur Qual. Sie erkannte die Neigung zur Leidenschaft erwachsen und zog sich zurück.

Sie ging, sich zu zerstreuen, nach Frankreich. Hier lernte sie einen gewissen Imlay kennen. Es ist merkwürdig, daß sein erster Eindruck

für sie ein widerlicher war. Dennoch folgte sie dem warnenden Borgemfühle nicht. Beider Umgang ward ein zärtlicher. Er war ein Amerikaner. Verheirathet war sie nicht mit ihm. Als der Convent die Verhaftung aller Engländer beschloß, nahm sie Jmlay's Namen an, um in Paris sicher zu bleiben. Nun betrachtete sie sich als sein Weib. Sie verlangte keine Ehe, weil sie die dazu gehörende Ceremonie verachtete.

Damals besuchte und tröstete sie mich in meinem Kerker. Jmlay kannte ihren Werth nicht, und ward gleichgültig. Im Havre gebar sie eine Tochter. Er aber ging indessen nach England und hing sich an eine Schauspielerin. Sie besorgte die physische Erziehung ihres Kindes nach ihren Grundsätzen, einfach, naturgemäß, ohne Verzärtelung. Die Damen im Havre nannten sie eine Rabenmutter; aber das Kind gedieh und ward kräftig und schön. Als ich sie fragte, was die dortigen Frauen dazu gesagt hätten? erwiderte sie: „Alle meinten, ich sei nicht werth, ein solches Kind zu haben.“

Als Mary wieder nach London zu Jmlay kam, war ihr einziger Wunsch, das Verhältniß mit ihm fortdauernd zu erhalten, einzig ihres Kindes willen. Sie nahm sich seiner Angelegenheiten mit Liebe und Eifer an; reiste auch in denselben nach Norwegen. Ihre Briefe über Norwegen halt' ich für das Beste, das Weiblichste ihrer Werke. Als sie aber nach London zurückkam, und nun erst die plötzliche Entdeckung machte, wie Jmlay ihren Glauben an ihn, ihre treue Liebe, in den Armen eines andern Weibes verrathen hatte, war ihr Schmerz beinahe grenzenlos. Zufall vereitelte ihr den Versuch, sich selber den Tod zu geben. Die Gerettete beschloß darauf, allein für ihr Kind zu leben. Sie trennte sich von ihm gänzlich.

Schon früher mit dem gelehrten William Godwin vertraut und Freundin, den sie als Menschen und Schriftsteller ehrte, schloß sie sich diesem seitdem näher an. Im April 1797 heirathete er sie. Die Ehe war freilich gegen ihre Grundsätze. Dazu kam noch, daß sie bisher unter dem Namen Mrs. Jmlay in der Stadt bekannt war und nicht noch einmal der Gegenstand des Geschwäges werden wollte. Allein ihre Schwangerschaft bestimmte sie, mit Godwin die Ehe einzugehen, und damit nun ihr früheres Verhältniß mit Jmlay, welches bisher Geheimniß geblieben, zu entschleiern.

Bisher war sie wegen ihrer seltenen Bildung, wegen ihrer gesellschaftlichen Talente, wegen ihrer reinen Herzensgüte überall in der gu-

ten Gesellschaft gesucht und vorgezogen. Nun, verheirathet, wurde sie von der sogenannten feinen Welt vermieden. Mary starb im Kindbette, ein Opfer ihrer Grundsätze von Rechten und Fähigkeiten des Weibes. Sie wollte nur von einer Hebamme entbunden seyn und die Hülfe des Hebarztes erschien daher für sie zu spät.

Es ist rührend zu lesen, wie der sonst trockene William Godwin beim Andenken an Mary ganz in Zärtlichkeit aufgelöst ist. Die Ehe scheint ihm schon darum das seligste Verhältniß auf Erden, weil in ihr beide Geschlechter zur gegenseitigen höhern Ausbildung hinwirken. Das Weib regt die zarteren Gefühle des Mannes an; der Mann die Geistigkeit des Weibes. Ich glaube, Godwin hat Recht; er hätte auch noch das Kind, als Repräsentanten des sinnlichen Daseyns, hinzufügen sollen, um die Dreieinigkeit des Hauses, wie der ganzen Menschennatur darzustellen. Der Mann ist die Macht, das Weib die Vorsetzung des Hauses, die jedem Uebel vorbeugt, jedes in der Ferne erräth. Das Kind wird ein neues Band, welches zwischen beiden die Natur knüpft.

M y s t i c i s m u s.

Schwerlich mag es jemals ein von aller Anmaßung entfernteres Sektens-Haupt, schwerlich einen Mann gegeben haben, der so wenig vermuthete, daß er es war, als Louis Claude St. Martin, der französische Theosoph. Ich hatte den würdigen Mann sehr lieb. Er war gewissermaßen der Apostel des Jakob Böhme in Frankreich. Auch lernte er das veraltete Deutsch desselben, um ihn zu übersetzen.

In Frankreich aber kann kein Mysticismus lange haften und gedeihn, wie überhaupt nicht in mildern, wärmern Himmelsstrichen. Man lebt hier mehr nach aussen hin, für die Welt und mit ihr. Dadurch wird der Verstand vorzugsweise in Thätigkeit gesetzt, weil er noch mehr zum Schaffen und Wirken und Beobachten der Umstände in Anspruch genommen wird. Man verlangt die Klarheit in den Ansichten, Deutlichkeit der Vorstellungen, Faßlichkeit der Verhältnisse. Meines Wissens gab es noch keinen großen Fürsten oder vielthätigen Geschäftsmann, der ein Mystiker gewesen wäre. Dazu wird das Stubenleben nöthig, das sitzende bei einförmigem Tagewerk, wie im Studienzimmer der Gelehrten oder in den Werkstätten der Weber, Schneider, Schuster und einsamen Dirten. Die leben mehr in sich hinein, als aus ihrem Innern hinaus.

Darum ist der Norden auch mehr, als der Süden, die Heimath der Mystiker; dort wo Gefühl und Phantasie ergänzen müssen, was die Außenwelt unbefriedigt läßt. Darum neigen sich verblühte, weibliche Schönheiten, wenn für sie die Tage der Verlassenheit erscheinen, in ihrer Zurückgezogenheit gern dem religiösen Mysticismus zu.

Es ist aber wahr, dieser, und besonders der philosophische, hat einen unwiderstehlichen Zauber; nicht nur deswegen, weil er die erhabensten Gegenstände des menschlichen Denkens behandelt, sondern darum, weil er sie nicht reingeistig, sondern vollmenschlich behandelt, sie gleichsam durch das Medium der Gefühls- und Einbildungskraft denkt. Der Mysticismus gewinnt damit den Reiz, welchen jede im halbdurchsichtigen Schleier verhüllte Schönheit erhält. Man ahnet weit mehr, als das Auge sieht. Eine einfache, trockne Wahrheit und eine nackte Gestalt werden im Augenblick ganz und gar überschaut und erfaßt; sie stillen Forschbegier oder Neugier zu plötzlich und lassen nichts mehr zu errathen übrig. Zieht nicht schon darum eine halbverschlossene, halbgeöffnete Rose das Wohlgefallen mehr an, als die voll auseinandergebreitete?

In Deutschland wohnen die meisten Theosophen, Chaumatürger, Mystiker und religiösen Schwärmer. Ich spreche von denen, die es ehrlich und aus Herzensgrund sind. Denn viele dortige Theologen, Poeten und Philosophen machen aus der Mystik Spekulation, ihren Namen in Schwung zu bringen. Daß Deutschland aber die rechte Damm-erde hat, alle Geschlechter und Gattungen des Mysticismus wuchernd hervorzutreiben, rührt, glaub' ich, nicht allein bei dem dort waltenden Bildungsgrad der Nation, vom Einfluß des Klima's her, sondern auch vom politischen Verhältniß der Nation und den klemmen Formen, inner welchen sich das bürgerliche Leben bewegen muß.

K. G. O e l s n e r

i n P a r i s

über Personen und Ereignisse seiner Zeit.

Aus K. G. Fochmanns Papieren.

Die nachfolgenden Mittheilungen haben denselben Ursprung, wie die über Schlabrendorf. Der sie aufzeichnete, mit Delsner während der Jahre 1821 und 1822 zu Paris in fast täglichem Umgang, trug das Bemerkenswerteste aus den Unterhaltungen mit ihm in sein Tagebuch ein, die Stütze seines Gedächtnisses. Besonders faßte er das Geschichtliche auf, weil während seines Aufenthaltes in Paris und im südlichen Frankreich, sich seine Ansicht über Gang und Ursachliches in der französischen Revolution ganz anders gebildet hatte, als er es aus Zeitschriften und Büchern bis dahin kennen gelernt. Es lag sogar in seinem Plan, einmal selber die Geschichte jener Staatsumwälzung zu schreiben.

Aber vielleicht niemand hätte sie gründlicher, treuer und belehrender schreiben können, als Delsner. Nicht nur war er, seit dem Beginn des großen Schauspiels, Augenzeuge desselben in Paris gewesen, und an der Seite des Grafen Schlabrendorf unbefangener Augenzeuge geblieben, ohne sich theilnehmend in das Kampfgewühl und die ränkereichen Umtriebe der Parteien zu mischen; nicht nur standen ihm die reichen geschichtlichen Sammlungen seines schlesischen Landmannes zu jeder Stunde zu Gebot; sondern er selbst war mit vielen Hauptpersonen der Revolution, durch seine Stellung als Geschäftsträger der Stadt Frankfurt, durch Schlabrendorfs Empfehlung, durch mehrere deutsche und schweizerische Handelshäuser u. s. w. in Bekanntschaft und Verkehr gekommen. Die Feinheit und Gewandtheit seines Geistes, sein Reichthum an mannigfaltigen Kenntnissen und Erfahrungen, das Leichte und Gefällige seines Umgangs mit tiefer Gemüthlichkeit vereint, machten ihn zu einem der angenehmsten Gesellschafter, welcher in sich, als Mensch, französischen Weltton und deutschen Biedersinn zu paaren mußte. Sein

Wert über den Einfluß des Muhamedanismus, welches vom National-Institut im Jahr 1810 den Preis gewann, bezeichnete ihn auch den Deutschen (da Ebel sein Buch übersetzte), wie den Franzosen, als scharfsinnigen Beobachter und Darsteller der Weltgeschichte.

Man kennt in Deutschland mehrere Aufsätze von ihm in verschiedenen Zeitschriften, die, als sie erschienen, große Aufmerksamkeit erregen mußten. Aber der Mittheiler nachfolgender Aeußerungen Velsner's weiß auch, und zwar von ihm selbst, daß die „politischen Aphorismen, dem Kongresse in Aachen empfohlen“, herausgegeben von Dr. Schlottmann (Frankfurt a. M. 1818), nicht von diesem, sondern von ihm verfaßt sind. Er machte sie dem Herausgeber zum Geschenk, als dieser einmal in Geldverlegenheit war.

Auch die Bundeslade (Frankfurt a. M. 1817, eine Zeitschrift, von der aber nur zwei Stücke erschienen) ist von ihm. Er setzte sie nicht fort, denn die Wichtigkeit des deutschen Bundes lag gar bald zu Tage. Vieles ist vortreflich darin; ja, das Meiste. Im darin enthaltenen Aufsatz über politische Sittlichkeit meint der Verfasser mit Recht, eine Staatsumwälzung, wie die französische, sei schon darum in Deutschland nicht zu fürchten, weil sie größtentheils bereits statt gefunden habe. Ein Akt, sagt er, der die kirchliche Verfassung betreffe, wurde im protestantischen Deutschland durch den westphälischen Frieden abgeschlossen; im katholischen aber durch Joseph II., Montgelas und den Kezef von Regensburg; den andern Akt, die bürgerliche Rechtsgleichheit betreffend, gaben uns Frankreichs entschiedenste Widersacher, als sie gleiche Besteuerung und Waffenpflichtigkeit einführten; wenigstens ward damit gut begonnen.

Schade, daß Velsner viele vortreffliche Ideen, die in jener Zeitschrift verloren gingen, an ein so gebrechliches, so wenig bedeutames Wesen knüpfen mußte, als der deutsche Bund ist. Er hat den Adler in eine diplomatische Urkamentammer fliegen lassen. Der konnte da höchstens zuletzt nur alten Staub aufwehn und Spinnweben zerreißen. Er mußte ihn gegen die Sonne fliegen lassen; dort, in reiner Luft und Freiheit, ist sein Element. Ihm ahnete, wovon wenigen Staatsmännern Ahnung wird. So erwähnte er in jenem Aufsatz z. B. auch des Strebens der spätern Römer, in politischer Hinsicht, zu einer festern Ordnung zu gelangen, wie in den wohlgemeinten aber unglücklichen Konstitutionsversuchen der Kaiser Decius, Tacitus, Probus, während unterdessen eine neue Religion Wurzel schlug. „Wer

weiß,“ sagt er hinzu, „ob nicht der Keim einer solchen neuen politischen Religion (oder religiösen Politik) in dem liegt, was wir öffentliche Meinung nennen?“

Oder wie viele Räthsel der neuern Geschichte Frankreichs werden nicht durch die einzige Bemerkung Delsners gelöst: „Nicht Wankelmüthigkeit allein, sondern auch Anmaßlichkeit machte Frankreich zum Spott der Welt. Diese Anmaßlichkeit, recht eigentliche Geburtsmadel des französischen Geistes, wurde, als sie sich auf einen fremden Gegenstand, auf die Revolution hinwandte, in ihren Mißgriffen durch Unerfahrenheit verstärkt.“ In Paris setzte er nachher noch mündlich hinzu: „Die tollste Anmaßung aber der gegenwärtigen französischen Regierung, eins mit der heil. Allianz, ist, eine Meinung, die keine herrschende ist, durch Kabinetts- und Mönchskünste zur herrschenden machen zu wollen.“

Selten mag ein Schriftsteller so sehr ein Vergnügen darin gesucht haben, das Interessanteste namenlos oder unter fremden Namen bekannt zu machen. „Es ist von mir keine Bescheidenheit,“ sagte er: „was ich selber bekannt machte, hat mir nur Schaden und Verdruss gebracht!“ —

Auch in St. Simons politischen Schriften gehören viele der geistvollsten Ansichten, z. B. die Parallele unserer Zeit mit den ersten Jahrhunderten des Christenthums, Delsnern an.

Mit Napoleon oder dessen Umgebungen hatte er keine Verührungen. Jenen verachtete er eben so sehr, als er ihn bewunderte. Seit derselbe die kaiserliche Krone nahm, sagte Delsner: „Er ist aus der Rolle seines Jahrhunderts gefallen, und ein gemeiner Mechaniker geworden!“ Noch mehr fühlten sich sein Geist und Gemüth durch das geist- und herzlose Treiben der wiederhergestellten Bourbonen abgestoßen. Sie übten ihm nur Ekel ein durch ihr widersinniges Verfahren, oder ein mitleidiges Erstaunen über die französische Nation.

Zwar wich nie aus ihm die tröstende Ueberzeugung, daß alle Versuche der Hölle, des Adels, der Priester und Mystiker gegen die Fortschritte der Vernunft, gegen die höhere Geistesentfaltung der Nationen, vorgeblich wären. Aber doch trübte der widerliche Anblick einer künstlich und gewissenlos beförderten Verbildung der Völker die letztern Jahre seines Lebens. Als junger Mann, da er gleichsam erst in sich selbst erwacht war, hatte er mit Entzücken die ersten Laute der vom Schlaf erwachten Menschheit, die Stimmen Nordamerika's und Frankreichs ge-

hört. Er hatte mit vielen Andern freudig das tausendjährige Reich der obfliegenden Vernunft, der Wahrheit und des Rechts erwartet, und zuletzt nur ein ganzes Menschenalter lang Zeuge von Gewaltthätigkeit des blutigen, hosenlosen und soldatischen Pöbels, oder des Pöbels mit Ordensbändern und Jesuitenklappen seyn müssen.

Er befand sich oft in düsterer Stimmung deswegen. Seine Heiterkeit erlosch immer mehr. Er starb zu Paris in einem Alter von vier- undsechzig Jahren. Sein Aeußeres war sehr gefällig, eine wohlgebaute, schwächliche Gestalt, von vieler Muskelkraft, aber großer Reizbarkeit der Nerven. Ein feines, geistvolles Gesicht, in dessen beweglichen Zügen sich die wandelbare Stimmung des Gemüths unverhohlen zu lesen gab; blaue Augen, in denen gewöhnlich ein ironisches Lächeln glänzte, oder der forschende Blick des Denkers hervortrat; eine freie Stirn vom lustigen Gefräusel seines Haares umweht — Alles verkündete den Weltmann und den Weltweisen.

Bonaparte und Napoleon.

Mag's auch wunderbarlich gesagt scheinen, bleibt's dennoch Wahrheit: Bonaparte war ein weit größerer Mann als Napoleon. Jener ward, was er war, durch die Macht seines Genies; dieser ward, was er war, und aufhören mußte zu bleiben, durch die Macht materieller Mittel.

Bonaparte war ein Mann von seltenen Geistesgaben und ungewöhnlichem Starkmuth; Napoleon hatte bei weitem nicht Beides in so hohem Grade, weil er sich im Gefühl der Ueberlegenheit gegen Andere mehr hingehen ließ und seine Gedanken durch tausend Schreibfedern und eine Million geladener Flinten ersetzen zu können meinte. Ich weiß aber nicht, ob ich von Bonaparte's ungemeinem Geiste, oder seiner ungemeynen Kühnheit höhere Meinung hegen soll.

Der Feldzug von 1796 war wohl der glänzendste Theil seines Lebens. Dieser hatte ihn weit hinaus über die diplomatischen und feldherrlichen Alltagserscheinungen gehoben. Leider aber ward er auch von da an schon verwöhnt, ehe er an den eigentlichen Willen des Zeitalters gewöhnt war.

Niemals würde er das Direktorium gestürzt haben, hätten sich ehrliche und feste Männer in demselben befunden. Aber von Barras wußte man, daß er mit England über Wiederherstellung der Bourbonen

in Unterhandlungen stand, und der mürrische, verdroffene Sieyès war des größten Gedankens, aber nicht des kleinsten Entschlusses fähig.

„Il nous faut un sabre pour nous protéger!“ war damals die allgemeine Stimme in Paris, und man wandte sich an Bonaparte. „Laissez-moi faire!“ war das Lieblingswort, das dieser im Munde zu führen pflegte. Alle Welt glaubte daher, daß er einen wohlüberdachten Plan für seine Unternehmung entworfen habe. Nichts weniger war der Fall. Er verließ sich verwegen auf sein Glück und darauf, daß der Augenblick der Ausführung ihm auch die Mittel liefern werde. Wäre der Republikaner Reubel noch an der Spitze gestanden, der 18. Brumaire würde ebenfalls Bonaparte's Schicksal entschieden haben, aber ganz anders, als er es gethan hat.

Die Bernergesandtschaft im Jahr 1798 zu Paris.

Unter den Abgeordneten, welche von der Bernerregierung im Jahr 1798 nach Paris abgefandt worden waren, um, wäre es möglich, den die Schweiz drohenden Sturm noch zu beschwören, befand sich auch Herr Ludwig v. Haller, der nachmals eine zeitlang mit seiner nun verschollenen Restauration des Staatsrechts, dann wieder mit seiner Verkatholisirung, in gewissen Zirkeln Geräusch machte.

Weil ich die Zeit und die Männer wohl kannte, welche damals die Ereignisse lenkten, wandte sich einer der Abgeordneten an mich, den Zweck der Gesandtschaft mit Rath zu unterstützen. Ich äusserte ihnen: Um nicht Alles auß. Spiel zu setzen, werde Bern wohlthun, den Umständen nachzugeben, und einen Theil seiner Ansprüche aufzuopfern. Man sollte sich mit Laharpe verständigen.

Der Rath fand Beifall. Die Abgeordneten zeigten sich bereit, ihn zu befolgen. Sie hatten sich wirklich schon zu einer Zusammenkunft mit Laharpe verstanden, der nichts so sehnlich wünschte, als daß eine gütliche Uebereinkunft alle fremde Einmischung in die Angelegenheiten der Schweiz ersparen könnte. Die Unterredung sollte bei dem Banquier Hottinger statt finden, und Laharpe stellte sich zur bestimmten Stunde daselbst ein.

Unterdessen aber hatte Herr v. Haller seinen Gefährten andere Gesinnungen einzulösen gewußt. Er hatte die Beredsamkeit der Leidenschaft, den ungemessenen Stolz eines Patriziers, die Kurzsichtigkeit eines kleinstädtischen Diplomaten, der alte Historien gelesen hat. Die Gesandtschaft beharrte bei einer Sprache, wie sie kaum zu Franz I. Zeiten

den Schweizern angestanden haben würde, — und niemand erschien zur angeordneten Unterredung.

Laharpe gerieth in großen Jorn über das Benehmen der Berner, und wirkte von nun an, ohne weiter Rücksicht auf sie zu nehmen, für sein unterdrücktes Vaterland.

Der Krieg brach aus. Die Folgen sind bekannt.

Ich hatte Hallern schon im Jahr 1790 gesehen und kennen gelernt, als er zum Föderationsfest nach Paris gekommen war. Er schien viele Anlagen und Kenntnisse zu besitzen; aber in seinen Unterhaltungen und Urtheilen zeigte er sich sehr unduldsam und absprechend, und verrieth er eine gewisse Härte der Denkart, welche mich abstieß. Es ist nicht angenehm, mit Leuten umzugehen, welche rechthaberisch zufahren, entscheiden und absprechen; nicht deswegen nur, weil sie gegen die ersten Regeln der Geselligkeit damit sündigen und uns, ohne daran zu denken, beleidigen in unserm Recht, sondern weil sie uns mit ihren Endsprüchen, über welche bei ihnen nichts hinausgeht; sogleich die Grenzen ihres Geistes, die höchsten Ergebnisse ihres Wissens und ihrer Erfahrung preisgeben. Man überseht sie und den Umfang ihres Geistes zu schnell; und das ist immer zu wenig für die Unerfättlichkeit des unsrigen. Wir werden nur durch das angezogen, was noch zu errathen übrig bleibt. Die Bescheidenheit eines Gelehrten ist die Schamhaftigkeit seiner Größe. Wer nicht meint, daß er irren könne, steht im Mittelpunkt alles Irthums.

Durch Hallern lern' ich eigentlich die Schriften von Sieyès erst recht kennen. Wir wünschten beide die persönliche Bekanntschaft dieses scharffinnigen Denkers zu machen. Haller nahm es auf sich, den Besuch einzuleiten, und schrieb an Sieyès einen Brief, dessen Sinn ohngefähr dahin lautete: qu'un oppresseur de la Suisse et un opprimé de l'Allemagne desiroient faire sa connoissance u. s. w. Der Brief blieb aber ohne Antwort. Ich machte späterhin, bei anderer Gelegenheit, Sieyès Bekanntschaft, und hatte mich seiner Freundschaft zu rühmen.

Der heutige Adel.

Unedleres giebt es nichts, als den heutigen Adel, wie er im Allgemeinen, seit Wiederaufrichtung des bourbonischen Throns und Hofstons, dasteht. Da hat kein hohes Gefühl, kein großer Sinn und Gedanke in der engen Seele Raum. — Lakaiendienst, das ist es, was ihn unter dem Namen des Eifers für das monarchische Prinzip besetzt. Einen

Herrn müssen sie haben, denn sie können nur als Knechte bestehen; einen Herrn, gleichviel welchen, ob einen Riesen, oder abgewelkten Zwerg. Daß Napoleon solche Leute der alten Dynastie mit seinem Feldennadel mischen, ein frisches Reis auf den abgestorbenen, faulen Stamm pflanzen wollte, war eine seiner kaiserlichsten, souveränen Thorheiten. Ohne das Eine zu verjüngen, verderbte er das Andere.

Ich kannte einen solchen Häßling von altem Kaliber; es war der Herr de L., rund und rollbar, wohin man wollte, wie Diogenes' Tonne, aber in welcher kein Diogenes wohnte. Eines Tages erzählte er mir, wie er oft mit Bonaparte's Mutter gesprochen habe. „Je lui parlois,“ setzte er mit wichtiger Miene hinzu, „comme je parle à vous.“ Ich konnte mich nicht enthalten, die große Kühnheit des edeln Mannes mit meinem Erstaunen zu beehren. „Je lui parlois souvent,“ fuhr er fort, „pour faire pousser son fils aux principes monarchiques. Je la poussois tant que je pouvois.“ — Er ließ mir hintennach merken, daß er zur großen Weltbegebenheit den ersten Stoß gegeben, aber der Kaiser, undankbar genug, ihn dafür nicht „pouffirt“ habe.

Herr de la Live war eine zeitlang Napoleons Ceremonienmeister. Napoleons Sturz versetzte ihn in die tiefste Trauer. Er und seine Frau verließen vierzehn Tage lang das Zimmer nicht, um keinem der Wirten in den Straßen von Paris zu begegnen. Ludwig XVIII. winkte und Herr de la Live slog zu seinen Füßen, weinte Freudenthränen. Er ist jetzt (1821) sein „Introduceur des Ambassadeurs.“

Die Philosophen haben lange über die „angeborenen Ideen“ gestritten. Nun, die Idee des Adels ist wirklich bei den Adlichen eine solche angeborne, durch die Geburt vererbte. Man sollte es nicht glauben; aber doch ist's so. Weiß man denn nicht, daß sich gewisse Talente in Familien durch die Geburt fortpflanzen, oder daß in andern Familien Geisteskrankheiten erblich sind? In den Irrenhäusern findet man, daß bei den Meisten der Eingesperrten Liebe oder Stolz die Quellen ihres Wahnsinns sind. Liebe ist Vernarrtheit in das Hochhimmlische eines Andern; Stolz ist Vernarrtheit in die Höhe seiner eigenen Person. Und diese Vernarrtheit ist die des Adels, und um so unausrottbarer, je älter der Stammbaum.

Selbst den gebildetsten Männern wird es schwer, sich von der firen Idee immer loszureißen. Es ist etwas Vererbtes, wenn auch geradezu kein Wahnsinn, doch ein Anstich davon.

In einer Gesellschaft sah ich einen Ingenieur-Offizier, der in St. Do-

mingo geboren war. Er war kenntnißvoll, liebenswürdig und durch mehrere Züge bewiesener Tapferkeit namhaft. Man umringte ihn. Ein geistvoller Mann, von altem Adel aus Bordeaux, ein Mann ohne Vorurtheile, befand sich ebenfalls in diesem Kreise. Er unterhielt sich mit jenem, und um so lieber, da er lange Zeit selbst in Westindien gelebt hatte. Aber so oft sich ihm der Offizier zu sehr näherte, trat er etwas scheu zurück. Mit einer fast bis zur Unhöflichkeit gehenden Kengstlichkeit wehrte er jede traulichere Berührung ab. — „Was haben Sie gegen den Mann?“ fragte man ihn später, „wissen Sie Böses von ihm? oder ist er nicht ganz gesund?“ — „Bewahre Gott!“ erwiderte der Befragte: „Ich weiß nichts, als Gutes von ihm. Mais, Messieurs, je suis sûr, qu'il y a du sang noir dans cet homme; c'est ce que vous n'avez pas remarqué.“ Das Aussehen des Offiziers schien freilich die Vermuthung zu rechtfertigen.

In Deutschland, wo sonst gewisse Handwerker andere und zuletzt noch den Nachrichter für „unehrlich“ hielten, und um Alles in der Welt nicht mit solchem aus einem Glase getrunken haben würden, spricht sich auch die fixe Idee des Adels am derbsten aus. In Hannover ließ man ehemals keine Bürgerlichen zu den adlichen Concerten. Aus „Rücksichten“ erlaubte man einst einem Sekretär den Besuch; aber er mußte außerhalb des Kreises bleiben. — Die Sylbe von, oder ein Titel sind in Deutschland keine Zierden, sondern wahre Bedürfnisse, um die Schaam eines ehrlichen Mannes zu bedecken, der sich, ohne ein solches Feigenblatt, nicht wohl in anständiger Gesellschaft zeigen mag.

In Frankreich hat man die Titelsucht seit der Revolution wieder einheimisch machen wollen. Es will damit nicht vorwärts. Man spricht in Paris von Orden, wie von kleinen Vögeln. Une brochette de décorations ist ein gewöhnlicher Ausdruck. Dem Dichter Ducis hatte die Regierung freie Wahl gelassen, eine Pension oder den Orden von St. Michael zu empfangen. Er fragte seine Freunde um ihre Meinung. Chamfort sagte: „Wenn Sie den St. Michaelsorden verlangen und erhalten haben, so folgt das Aergste hinten drein, Sie müssen ihn nämlich — — tragen!“

M a l t e b r u n.

Die Franzosen waren vor der Revolution äußerst unwissend in der Erdbeschreibung. Sie kannten die Schweiz und England, oder vielmehr nur Genf und London; was über den Rhein hinaus lag, ward ihnen

le Nord. Napoleon ward ihr praktischer Lehrer in der Geographie. Er führte sie bis Lissabon und Moskau, Berlin und Kairo, und zeigte ihnen die Herrlichkeiten Europens, oder nahm sie mit sich. Maltebrun hat das Verdienst, zur Verbreitung des wissenschaftlichen Studiums der Geographie in Frankreich viel beigetragen zu haben.

Er mußte sein Vaterland Dänemark, als junger Mann, wegen einer Schrift verlassen, in der man jakobinische Grundsätze witterte. Er ging nach Schweden; später nach Paris, wo er endlich Hofmeister im Hause des Buchhändlers Treuttel wurde. Er besaß große Kenntnisse, viel Belesenheit, aber verhältnißmäßig auch vielen Eigendümel und keine feste, reine Denkart. Er faßte den Plan, Zeitschriftsteller zu werden; an Geläufigkeit in der französischen Sprache fehlte es ihm nicht. Aber gleich anfangs huldigte er nur dem Interesse des Tages, seines eigenen wegen. *On ne fait fortune qu'avec les brigands!* sagte er damals zu einem meiner Bekannten, der ihm seine Schriftstellerei gegen eigne Ueberzeugung vorwarf.

Im Anfang des Consulats wurde die Zahl der Zeitungen, um napoleonische Ordnung in sie zu bringen, für Paris auf achtzehn beschränkt. Das Journal des Débats gehörte zu den beibehaltenen. Die Brüder Bertin kauften das Privilegium desselben um 20,000 Fr., die sie, in Aktien vertheilt, mit Mühe aufbringen konnten. Vortreffliche Mitarbeiter, zu denen auch Geoffroi, Maltebrun u. a. m. gehörten, hoben schon im ersten Jahr die Dividende auf 184,000 Fr. und bald wurden 35,000 Fr. abgesetzt. Als die Regierung diesen Wohlstand merkte, wies sie eine Menge Pensionen auf das Journal des Débats an. Endlich nahm sie den Eigenthümern die Zeitung ganz weg, hauptsächlich weil diese eine etwas royalistische Färbung erhalten hatte, womit Napoleon nicht zufrieden seyn konnte.

So ward die Zeitung einer andern Direktion gegeben, welche in der Regierung selbst ernannt ward. Man muß sich über ein solches Verfahren einer Regierung mit Geisteserzeugnissen gar nicht wundern. In Despotien treibt man mit Allem ein Monopol, was Geld einträgt, also auch mit Zeitungen. Die öffentliche Stimme zu führen ist nicht Sache des Volks, oder des stimmfähigen Mannes, sondern Sache, Recht und Eigenthum des Sultanismus und der Priesterschaft *cum permissione superiorum*. Nur wo öffentliche Blätter zu wenig Geld abwerfen, muß man das unbequeme Mittel der Censur, als Surrogat des Gedanken- und Sprach-Monopols, gebrauchen.

Auch Maltebrun, der zur Abänderung der Direction nach Kräften mitgewirkt hatte, erhielt bei der neuen eine einträgliche Stelle, die ihm 12,000 Fr. gewährte. Die Freude dauerte jedoch nicht lange. Im Jahr 1814 hatten die Brüder Bertin Freunde in der damaligen provisorischen Regierung. Das Journal des Débats ward ihnen zurückgegeben und Maltebrun verlor seine Stelle. Doch bald nahm man ihn als einen nützlichen Mitarbeiter wieder auf. So lebt man in Paris.

Das letzte Bulletin de la grande armée vom Jahr 1814 war, wie man mich bestimmt versicherte, von Maltebrun geschrieben. Als er, wie gesagt, seine Stelle bei der Zeitung eingebüßt hatte, gab er eine Zeit lang Variétés littéraires heraus. Die ersten Stücke derselben enthalten eine witzige, mitunter höchst boshafte Persiflage des letzten Bulletins der großen Armee.

Seine Geographie enthält die ärgsten Plagiate; sie sind ihm öffentlich nachgewiesen worden. Das kümmerte ihn wenig. Das Schamlose aber bestand aber wohl noch mehr darin, daß er diejenigen mit dem rohesten Tadel mißhandelte, die er geplündert hatte, damit man nicht argwöhnen solle, er hätte solche verächtliche Menschen bestehen können. Er machte es, wie das gesetzlich beschirmte Gesindel der Nachdrucker in deutschen Monarchien, die den Buchhändler, dessen Eigenthum sie an sich reißen, noch öffentlich beschimpfen, wenn er jammert; oder wie die Gaudiebe, die den von ihnen Beraubten hintennach abprügeln, daß er zu wenig Geld bei sich trug.

P o l i z e i.

Nichts so vortheilhaft für öffentliche Sicherheit, als überhaupt Oeffentlichkeit im ausgedehntesten Sinn. Wo Alles vor den Augen des Volks offen liegt, wo Alles durch die Druckerpresse schnell und allgemein bekannt wird, hütet man sich. Das Gefährliche gedeiht nur im Finstern. Schlechte Regierung scheuen, und mit Recht, die Oeffentlichkeit ihrer Handlungen; aber sie verlangen, daß ihnen im Volk alles offen sei. Diese Doppelforderung läßt sich nicht durch die Presse befriedigen; aber durch die geheime Polizei, durchs Spionensystem.

Dieses Werkzeug des türkischen Despotismus, welches die Bande der Geselligkeit unter guten Menschen durch Argwohn-Erregung zerschneidet, und das Verbrechen der Verrätherei unter schlechten Menschen zur Bürgerthugend macht, leistet nicht durch sich selber so viel Dienste, als durch

die Furcht, welche sein bloßes Daseyn erregt. Ich weiß das aus dem Zeugniß eines Erz-Polizeihelden, der in solchen Dingen für mich ein vollgültiger Richter ist. Ich meine den Herrn Lagarde.

Vor der Revolution war er von den Vätern des Dratoriums erzogen, Fouché's Mitschüler; nachher Rektor eines Seminars zu Paris. Ich sah ihn das erste Mal in der Schreckenszeit bei einem meiner Pariser Freunde, zu dem er nach Zerstörung des Seminars in Angst und Noth zu Fuß nach Paris kam. Er weinte bittere Thränen, bereute seine Freude, die er anfangs über die große Staatsverwandlung bezeugt hatte, und verfluchte die Gräucl derselben. Durch seinen Freund Fouché ward er nachher aber bei der Polizei angestellt. Geschmeidig genug konnte er sich durch die Dornen des neuen Standes emporwinden, die alte Haut abstreifen und endlich als Chef der französischen Polizeien in Florenz und in Lissabon glänzender erscheinen. Er ließ da füßliren so gut wie ein Anderer, und ward reich dabei. Gegenwärtig (1821) ist er ein großer Gönner der Religion und Mitarbeiter im Polizeifach zu Paris. Ob er heut anders denkt, als im Jahr 1792, da ich ihn in Thränen der Reue schwimmen sah? Gleichviel; er hat eine Geliebte, eine Verheirathete, mit der er schon mehrere Kinder gezeugt hat. Sie braucht jährlich 40,000 Fr., die müssen herbeigeschafft seyn.

Aus seinem Munde nun folgende Anekdote.

Zur Zeit des Konsulates wurden einmal die Chouans wieder unruhiger. Man hörte von ihren Bewegungen, ohne über ihre Entwürfe etwas Genaueres erfahren zu können. Der erste Konsul fand für gut, ihnen einen warnenden Schrecken einzujagen, und befahl, von mehreren Chouans, die sich in den Pariser Gefängnissen befanden, einige der Schuldigsten zu erschießen. Auf seinen Befehl begaben sich der Großrichter Regnier und Lagarde in die Gefängnisse, die Schuldigsten auszusuchen und sie vor ein Kriegsgericht zu stellen.

Junot war Gouverneur von Paris geworden; und weil er die Rechte und den Geschäftskreis seines Amtes noch nicht recht kannte, hatte Lagarde den Auftrag, ihm dabei mit Rath zur Hand zu gehen. Er zeigte ihm demnach an, daß er das Recht habe, beim Kriegsgericht gegenwärtig zu seyn, oder seine Stelle vertreten zu lassen. Junot schickte einen seiner Adjutanten.

Als die Verurtheilung der Chouans vom Gericht ausgesprochen war, wandte sich eins der Schlachtopfer an den Adjutanten, und wünschte eine Unterredung mit ihm zu haben. Er wolle dem Gouverneur von

Paris eine wichtige Entdeckung mittheilen, für die er Vergnadigung seiner Person erwarten dürfe.

Der Kerl ward also zum Gouverneur geführt. Hier sagte er aus: er habe einmal auf seinen Streifereien in der Bretagne, kurz vor seiner Gefangennehmung, in einer Mühle an der Meeresküste Herberge genommen. Es seien Nachts mehrere Personen in die Mühle eingelehrt, und es habe eine derselben gesagt, Georges Cadoudal sei gelandet und auf dem Weg nach Paris, um dort den ersten Consul aufzuheben oder zu ermorden. — Als man den Chouan um Namen, Lage u. s. w. der Mühle fragte, hatte er das vergessen; aber, wenn er hingeführt würde, werde er sie kennen.

Man schickte ihn sogleich mit einigen Gensdarmes in die Gegend, und musterte die Küste. Die Mühle ward gefunden. Der Müller und die übrigen Bewohner des Hauses wurden verhaftet; und so kam man auf die Spur des berüchtigten Georges, die man verfolgte, bis man ihn fand.

S i e y e s .

Allerdings, Sieyes hatte bedeutende Schwächen. Er war ein Mann für den Gedanken, aber nicht für die That, gemacht; rechtlicher als klug, und klüger, als für seinen Namen oft gut seyn konnte. Er war mein Freund geworden. Ich ehrte und liebte ihn. Er bewahrte zu mir immer die reinste Anhänglichkeit, und ich habe sie nie mißbraucht; nicht einmal, wenigstens für mich nicht und nur einmal in der Noth, gebraucht. Eben so war das Verhältniß zwischen Sieyes und dem Grafen Schlabrendorf beschaffen; das uneigennützigste von der Welt. Und eben dies erhöhte die gegenseitige Hochachtung. Wir waren gar oft beisammen.

Als nach dem neunten Thermidor die neue Regierungsbehörde gebildet, und Sieyes Mitglied des Wohlfahrtsausschusses wurde, das diplomatische Fach übernehmend, ward er ein Mann von unmittelbarem Einfluß. Man empfahl ihm damals den nachherigen Grafen Reinhard, welchen er auch an die Spitze einer seiner Geschäftsverwaltungen stellte. Dieser wußte sich ihm bald durch seine Kenntnisse wichtig zu machen, besonders in der Geographie, in welcher Sieyes, wie die Mehrzahl der Franzosen, etwas fremd stand.

Reinhard war als Erzieher in einem angesehenen Hause zu Bor-

deaux nach Frankreich gekommen, da die Revolution eben ausbrach. Durch seine Verbindungen, besonders in der Jakobinergesellschaft jener Stadt, und der Name der Jakobiner war zu jener Zeit noch ehrenhaft, ward er mit einigen angesehenen Männern der Gironde bekannt, die ihn, da sie als Deputirte zur gesetzgebenden Versammlung erwählt wurden, mit sich nach Paris nahmen. Durch ihren Einfluß wurde er im Jahr 1792 auch Gesandtschafts-Sekretär bei Chauvelin in London, unter dessen Namen eigentlich Talleyrand handelte. Aus England zurückgekehrt, schickte man Reinharden in gleicher Eigenschaft nach Neapel zum französischen Gesandten Baron Makau, der, wenn ich nicht irre, ebenfalls ein Würtemberger war, wie Reinhard. Auch diese Anstellung war von kurzer Dauer. Von 1793 an arbeitete Reinhard wieder zu Paris im diplomatischen Bureau. Er spielte damals gegen Sieyès eine sehr stille, unterwürfige Rolle.

Dieser befragte eines Tages den Grafen Schlabrendorf, was er davon halte, wenn man Reinharden zum Gesandten in Wien ernennen würde? Der Graf hielt dies für unpolitisch, schon deswegen, weil Reinhard, als Deutscher, eine unangenehme Erscheinung seyn mußte. Der eigentlichsste Platz für ihn würde Hamburg seyn. Von da aus könnte er in seinen Depeschen diejenigen aller andern Gesandten kontrolliren. Und so war es damals in der diplomatischen Welt. Alle europäischen Mächte hatten Geschäftsträger in Hamburg. Der Handel machte diese Stadt zum Sammelplatz der Nachrichten aus jeder Gegend. Die französischen Emigranten besaßen da ihr "schreibendes" Hauptquartier; auch Englands Briefwechsel mit dem festen Lande ging hier durch.

So ward Reinhard Gesandter in Hamburg, wo er das Fräulein Reimarus heirathete, eines der gebildetsten Frauenzimmer. Wär' es in seiner Absicht gelegen gewesen, eine sogenannte glänzendere Laufbahn zu machen: so hätte er, um sich vollkommen zu nationalisiren, eine Französin wählen müssen. Denn in Paris, wie groß es auch seyn mag, sind Vetter- und Gevatterschaften so allvermögend, wie im kleinsten Städtchen Deutschlands. Indessen er machte seinen Weg, wie während der Republik, so unter Napoleon. Nach Wiederherstellung der Bourbonnen wurde er sogar auf kurze Zeit Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er wurde es durch Talleyrand, der noch zu verdächtig war, um die Stelle selbst zu bekleiden, aber sie sich durch einen Ungefährlichen frei halten wollte, durch einen Mann, der in Frankreich ohne Familie und Anhang war.

Sieyes, wie er Reinhardten hervorgezogen, hat auch viele andere treffliche Männer, von nachher berühmtern Namen, in größere Wirkungskreise versetzt. Er wollte mich, wie Reinhardten, in die politische Laufbahn bringen. Ich war Deutscher und wollte es bleiben. Er schlug mir, als Lehrstück, vor, in der Eigenschaft eines Residenten nach Graubünden zu gehen. Ich blieb in Paris.

Er war zu jener Zeit französischer Gesandter in Berlin, als ich auf schändliche Weise von den Preussen verhaftet worden war, da ich auf der Reise nach Schlessen meine gute Mutter einmal wieder besuchen wollte, die ich seit zehn Jahren nicht gesehen hatte. Sieyes war es, der sich bei diesem Anlaß meiner mit solchem Eifer und Ernst annahm, daß ich bald Freiheit und Genugthuung erhielt.

Einmal war es um Vereinigung von fünfzehn Direct-Bureaux am Rhein zwischen Frankreich und Deutschland zu thun. Es mußte ein Inspektor ernannt werden, der beiden Regierungen Bericht und Rechnung zu geben schuldig seyn sollte. Die Stelle trug 40,000 Fr. ein, und führte dadurch eine gewisse Unabhängigkeit mit sich, daß man eben zweierlei Herren hatte. Hoffmann von Mainz, bekannt als Präsident des dortigen, ephemeren Nationalkonvents, kam zu mir, und verlangte meine Fürsprache bei Sieyes, wegen jenes Plazes. Er hatte seine Stelle als Obereinnehmer im Donnersberg-Departement verloren. Ich that es, ging zu Sieyes, stand aber bald von dem Gesuch ab, da ich hörte, Hoffmann sei eines Kassendefekts wegen seiner vorigen Anstellung verlustig geworden, und nur durch seinen Freund Reubel von der Galeerenstrafe gerettet worden, der, zum ersten und auch einzigen Male, persönlich bei Bonaparte um Gnade für ihn angehalten hatte. „Warum denken Sie an solche Leute?“ rief Sieyes: „warum denken Sie bei der Gelegenheit nicht an sich?“ — Ich erwiderte: „Uns Himmelswillen! Rechnungswesen und zwei Herren! Lassen Sie mich deutsch und ehrlich bleiben!“ Er lachte laut auf.

Eines Morgens kam er zu mir und sagte: er habe für mich Alles besorgt, gepackt und gesiegelt. Ich hätte nur zu Dufresne de St. Elvi, der Talleyrands rechte Hand war, zu gehen und mit diesem zu Talleyrand selbst. Die Sache wäre schon abgethan. Ich müsse jetzt die Stelle mit den 40,000 Fr. annehmen. Mein Weigern half nichts. Zögernd und ungeschlüssig machte ich mich auf den Weg zu Dufresne de St. Elvi, der im Erdgeschoß vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten wohnte. Im Hingang vernahm ich die Neuigkeit von Moreau's

Verhaftung. Meine Ungewißheit wuchs. Zaubernnd stand ich an Dufresne's Thür und zog endlich die Klingel sehr leise an, auch da noch unentschlossen. Da sah ich plötzlich Talleyrand, wie er leuchtend die Treppe herabkam. Der Anblick fiel mir widerlich auf. Kehrete ich mich um, so stand ich ihm gegenüber; zog ich die Klingel stärker, um hineinzutreten, so war mein Loos entschieden. Ich trat zwei Schritte seitwärts, ließ Talleyrand hinter mir vorbeigehen, als bemerkt' ich ihn nicht; wartete; fand, daß mein Läuten nicht gehört war, und — ging unverrichteter Sache fort.

So war Sieyes immer für mich sorgend. Gern und dankbar erinnere ich mich seiner Freundschaft. Ich hatte zufällig nur ein einziges Mal Gelegenheit, ihm einen Dienst zu leisten, der für ihn wichtig, für mich ohne Mühe war. Das ereignete sich im Handel wegen des Generals Moreau. Bonaparte nämlich wünschte Sieyes in die Sache zu verflechten, um Gelegenheit zu haben, ihn zu beseitigen. Frau von C. . . , die jeden Abend mit Bonaparte die Parthie machte, ließ mich eines Morgens zu sich rufen und sagte mir: „Ich weiß, daß Sie mit Sieyes in Verhältnis sind. Warnen Sie ihn, daß er ja keinen Schritt zu Moreau's Gunsten unternehme. Das wäre eine ersehnte Gelegenheit, ihm beizukommen. Es thäte mir leid um ihn.“

Ich eilte zu Sieyes, und hinterbrachte ihm die Warnung. „Das ist ein Liebesdienst von Ihnen!“ rief er, „Sie reißen mich aus dem Traum. Seit einiger Zeit bestürmt und drängt man mich, besonders von einer gewissen Seite, für Moreau aufzutreten, zu handeln. Die Zudringlichkeit, mit der man es thut, ist mir schon fast verdächtig gewesen; doch war ich wirklich auf dem Punkt, nachzugeben.“ Sieyes verhielt sich unthätig und war gerettet. Und der ihn am meisten gedrängt hatte, war sein scheinbarer Freund und Anhänger Ganilh gewesen. Sieyes beobachtete scharfer und entdeckte, daß Ganilh ein geheimes Bureau in der Polizei unter Fouché hatte.

G a n i l h .

Dieser Mann hatte in Frankreich geraume Zeit eine Art Ansehen, als Schriftsteller über Finanzwesen und Staatswirthschaft. Sogar über den Rhein hinaus hat sich sein Name zu einigen deutschen Männern dieses Fachs verlaufen. Sein *essai politique sur le revenu public*

enthält nicht able Gedanken und Grundsätze, besonders in Betreff der Lotterien.

Er ist nicht ohne Talent; aber ein Kleingeist, mit den Eigenthümlichkeiten eines Rabulisten; einer der vielen Leute, die ohne Kraft zu eigener Größe, neidisch oder ärgerlich über die Größern, an diesen emporklettern; mit mikroskopischem Scharfblick vorhandene Fehler auffuchen; sie hofmeistern und sich einbilden, höher zu stehen, als sie; ohngefähr wie die Fliege, welche sich auf das Wipfelblatt einer majestätischen Eiche setzt und dieser dann zuruft: „sieh, da liegst du vor mir im Staub; ich trete dich mit Füßen; dein Stolz hat's verdient!“ — Es liegt ganz in der Natur solcher Personen, nichts gelten zu lassen, als sich; überall mit ihrem Widerspruchsgeist bei Einzelheiten und Kleinlichkeiten anzuhäufeln. Vermuthlich kam er dadurch, und gewiß ohne alle andere Schuld, zur Schreckenszeit ins Gefängniß. In den unter Robespierre's Papiere gefundenen Listen ist auch Ganih genannt und von Robespierre zur Deportation bestimmt, als ein „esprit contradicteur.“

Er war Mitglied der Commune vom 10. August (1792) gewesen, welche die Revolution dieses Tages leitete und ausführte. Er war Mitglied des Klubs von Numero 149, in welchem ich ihn zuerst kennen lernte. Der Klub hatte seinen Namen von der Nummer des Hauses entlehnt, in welchem er sich versammelte; im gleichen Hause hielt auch der Herzog Philipp von Orleans mit seinen Freunden Zusammenkünfte; doch hatten die beiden Versammlungen nichts mit einander gemein. Ursprünglich, um die Geschichte dieses Klubs vollständig zu geben, war er unter Sieyès Leitung im Jahr 1789, als Gesellschaft der Verfassungsfreunde (amis de la constitution), entstanden. Als er aber ins Ueberspannte auszuarten drohte, trennten sich Sieyès, Condorcet u. a. m. von ihm. Nachher aber schmuggelten sich mehrere Anhänger des Hofes in denselben ein, und der Klub gewann einen so aristokratischen Anstrich, daß die nämlichen Personen sich noch einmal trennten und den von 149 stifteten.

Kurze Zeit nach dem 10. August äusserte Ganih, daß man in der Commune gewisse Abscheulichkeiten vorbereite, mit denen er nichts zu schaffen haben wolle. Es war um die Gräuèl der Septembertage zu thun, da der blutdürstige Pariserybbel die Gefangenen ermordete. Ganih trat aus der Commune und gewann damit mein Zutrauen; eben so auch die Freundschaft von Sieyès. In unsern Zusammenkünften las uns dieser oft die Reden vor, welche er irgendwo in beratthenden

Versammlungen zu halten gesonnen war. Ganilh aber eröffnete indessen, als Advokat, ein Consultationsbureau, und ich empfahl ihn, wo ich konnte. Ich bereute dies aber nachher schmerzlich.

Denn während eines Aufenthalts, den ich in der Schweiz machte, ward mir durch meinen Freund, Dr. Ebel in Zürich, ein Herr Wasse aus Frankfurt am Main empfohlen, der nach Paris reisen und beim Vollziehungsdirektorium Zahlungen für große Tuchlieferungen betreiben wollte. Ich gab ihm, unter mehreren Adressen, auch eine an Ganilh. — Bei meiner Rückkunft in Paris fand ich Herrn Wasse mit Ganilh in so enger Verbindung, daß mich beide von den Geheimnissen, die sie mit einander hatten, ausschlossen. Bald aber ergab sich, daß Ganilh, statt die Beendigung des Lieferungsgeschäftes zu betreiben, den armen Wasse in neue Weilkäuflichkeiten verflochten und ihn zu weitaussehenden Ankäufen von Nationalgütern verleitet hatte. Dieser mußte die Summen dazu hergeben; jener besorgte die Schreibereien, und der Gewinn sollte unter ihnen getheilt werden. Wasse's Frau und Familie beklagten sich bitter über diesen nachtheiligen Verkehr, der auch mich aufs höchste empörte, um so mehr, da ich die heillose Bekanntschaft Wasse's mit Ganilh gestiftet hatte.

Eines Tages befand ich mich mit beiden bei Sieyès auf einem Landgute. Ich benutzte die Gelegenheit eines Spazierganges, um ihnen freundschaftlich über den Verkehr zu reden, der Wasse's Verderben drohte. Ganilh fühlte sich getroffen, brausete auf und warf mit Schimpfworten um sich. Ich faßte den berühmten Staatswirth beim Kragen und bewirthete ihn mit derben Maulschellen, die er gelassen hinnahm. Wenige Tage nachher begegnete ich ihm in der Straße Montblanc, wo ich wohnte, ganz unvermuthet. Er begrüßte mich wieder mit Schimpfreden, und ich erwiderte ihm abermals, ohne Worte zu verlieren, auf die vorige beliebte Weise. Er forderte mich heraus, die Sache müsse mit Blut abgethan werden. Wasse, Zeit und Ort wurden im Augenblick bestimmt. Ich kam mit meinem Sekundanten am Morgen des bezeichneten Tages, wartete bis gegen Abend, Ganilh erschien aber nicht.

Jetzt (1821) ist er Mitglied der Deputirtenkammer. Wenn wir uns irgendwo begegnen, unterläßt er's nie, mir sehr höflich entgegenzukommen. Er weiß wohl, daß ich ihn wenig beachte.

Holland und Pauw.

Unter meinen Bekannten rührte mich das Schicksal eines lieben, trefflichen Mannes, eines Württembergers, Namens Holland. Er ist der Verfasser der sehr guten *Réflexions sur le système de la nature*, ein französisches Buch in deutschem Geist. Er war Führer des Prinzen Ludwig von Württemberg, und reisete mit diesem. Nachher vermählte er sich mit einem schönen Frauenzimmer in Stuttgart. Er vergötterte dies Weib. Aber, als er mit demselben nach Petersburg gereist war, ward es ihm dort untreu. Er kehrte in sein Vaterland zurück, starb aber unterwegs, eben so sehr aus Gram, als an einer Brustkrankheit; vielleicht am gebrochenen Herzen. Er war eines bessern Looses würdig gewesen.

Merkwürdig war mir, was er vom Domherrn Cornel de Pauw erzählte, dem bekannten Verfasser der eben so wunderlichen, als scharfsinnigen *récherches philosophiques sur les Américains, les Grecs u. s. w.* Er hatte ihn, auf der Reise mit dem Prinzen, in Potsdam kennen gelernt, wohin Pauw von Friedrich II., als Vorleser, berufen worden war. Der gelehrte Kanonikus von Kantzen hatte sich lange geweigert, den Ruf anzunehmen. Und sobald er nach Berlin gekommen war, bemühte er sich um nichts so sehr, als wieder fortgeschickt zu werden. Es kamen nicht selten Leute zu ihm, die sich in ihren Angelegenheiten um seine günstige Fürsprache bewerben wollten. „*Vous me croyez de l'influence sur le roi. Je n'en ai pas et je n'en veux pas. Je veux être renvoyé; voilà mon but!*“ Und dieser Wunsch ward ihm endlich auch erfüllt.

Pauw war ungläubig, aber ohne daß seine Meinungen irgend seiner Sittlichkeit den geringsten Eintrag gethan hätten. Es konnte z. B. nicht begreifen, wie man im Stande wäre, Eiden einen Werth beizulegen? Mit Hollanden sprach er öfters über Freimaurerei. Daß etwas erträglich Vernünftiges dahinter sei, ließ er sich durchaus nicht einreden. Denn sagte er: *Voyez cette bête de D...* (einen Berliner Buchhändler seiner Zeit); *on dit qu'il y joue un rôle.*

Der Prinz, mit welchem Holland reisete, ließ sich in einer Berliner Loge aufnehmen, natürlich also auch dessen Führer. Kaum war dieser nach Potsdam zurückgekommen, war, beim ersten Besuch, Pauw's erste Frage nach dem Wesen der Maurerei. *Mais vous savez bien, entgegnete der Neugeweihte: que j'ai prêté serment de ne rien dire.*

Ganz auffer sich vor Verwunderung rief Paau: comment, et vous tenez à vos serments?

Das gelbe Fieber.

Man zerbricht sich jetzt über die Natur des gelben Fiebers den Kopf, das von Amerika nach Spanien verpflanzt worden ist. Es mag zulezt wohl gar die Cholera seyn, welche im ostindischen Archipel häufig wüthet und erst neulich in Siam so fürchterliche Niederlagen angerichtet hat. Krankheiten verändern, auf ihren Wanderungen durch die Länder und Klimate, ihre Gestalten und Phsygnomien, wie die Völker der verschiedenen Weltgegenden.

Der P. Labat erwähnt eines Mittels gegen dies Uebel, das sich immer, ihm zufolge, bewährt haben soll. Er empfiehlt, von Stunde zu Stunde Lavements von Quassia und Citronensaft zu geben. Unsere gelehrten Aerzte denken nicht daran. Es paßt wahrscheinlich nicht in ihr System, oder nicht in ihre Methode. Das Fach der Aerzte ist mehr eine Kunst, welche durch Erfahrungen erweitert werden muß, als eine eigentliche Wissenschaft. Soll die Kunst mit der Zeit zu einem System des Wissens erhöht werden: so muß die Philosophie der Mediciner sich zuvor vom Materialismus entfernen.

Der Arzt mit seiner Kunst ist ein nothwendiges Uebel, sagt man, so gut wie der Richter, der Pfarrer, der Soldat. Aber ein einziger Arzt, wenn er auch kein ausgezeichneter Geist wäre, ist noch nicht so übel, als zwei oder drei vortreffliche Aerzte bei einem und demselben Kranken. Am übelsten steht es bei akademischen Consultationen. Fragte man statt zwanzig gelehrte Doktoren in corpore einen einzigen Mann von gesundem Menschenverstand und Erfahrung um Rath: so würde man unter zehn Malen neunmal besser fahren.

Maltebrun, um in Spanien das gelbe Fieber zu vertreiben, rieth neulich im Journal des Débats ganz ernsthaft, als Luftreinigungsmittel, an, Tortosa — zu bombardiren. O heiliger Voltaire, warum lebst du nicht mehr?

Das Römerreich unter Constantin. *)

Es waltet in den Gestaltungen, welche das ungeheure Römerreich unter Constantin trug oder annahm, zuweilen überraschende Aehnlichkeit mehrerer Mängel und Einrichtungen mit denen, welche die französische Staatsumwälzung und besonders auch Napoleons Kaiserthum hervorbrachte. Dahin kann man z. B. das Titelwesen rechnen, welches Constantin schuf und einführte; den Grundsatz der Trennung der Civil- und Militärgewalt in den Provinzen; die Einrichtung des Postwesens. Man ertheilte Diplome, um die Posten benutzen zu dürfen. Unter Constantius ward üblich, daß man die Pferde der Partikularen wegnahm, wenn es der Postdienst erheischte, oder es bei Militärtransporten noth that.

Die Municipalitäten des römischen Reichs duldeten, meistens durch Beibehaltung der republikanischen alten Formen, furchtbaren Druck. Veraltete, seellose Formen führen überall größeres Verderben herbei, als wenn sie gar nicht wären. Hätte die absolute Herrschergewalt, deren Bedürfnisse die Municipalverwaltung täglich peinlicher machte, sich geradezu mit offenem Zwang, als Despotismus, hingestellt: so würden wenigstens ihre Diener bezahlt worden seyn. Der römische Despotismus nistete sich ganz unvermerkt im Schirm republikanischer Institutionen ein, um unentgeltlich bedient zu werden und mit Hülfe der Volksstellvertreter das Volk im Joch zu halten. — Sollten auf des Kaisers Wink Mannschaften zum Heer gestellt oder Auflagen erhoben werden: so waren es die Mitglieder der Ortsverwaltung, welche die größte Bürde übernehmen mußten. Sie, gewöhnlich die Wohlhabendern und Reichern, hatten die beträchtlichern Steuern zu entrichten, und waren persönlich dazu noch für den Eingang der Steuern aller Uebrigen verantwortlich.

Die möglichste Gleichheit der Abgaben vom reinen Ertrag jedes Vermögens und Erwerbes im Staate, bestimmt nach dem Verhältniß

*) Delsner hatte eine Darstellung der Veränderungen in der Organisation des römischen Reichs unter Constantin ausgearbeitet. Sie war bestimmt, im Jahr 1813 um den vom Nationalinstitut ausgesetzten Preis, diesen Gegenstand betreffend, zu wettkämpfen; kam aber, der Kriegereignisse wegen, zu spät. J. Naudet's Buch hat jenen Preis erhalten; eine bloße Zerreibung von Farben, die Delsner zu einem meisterhaften Gemälde verwendete, welches würdig ist, seiner gekrönten Preisschrift über den Jesuitismus zu Seite zu stehen. Das Obige ist ein dürftiger Auszug von Delsners Schrift, die der Mittheiler von ihm zu lesen empfing. Uebekannt ist geliebt, was aus dem französischen Manuscripte geworden seyn mag.

jenes Ertrages, ist Gerechtigkeit gegen Alle. Das Gesetz soll gerecht seyn, weil es die Menschen ungern sind. Aber die Auslagengesetze, damals unbillig, wie oft heutiges Tages, mehr auf die arbeitende Klasse, als auf die verzehrende drückend, wurden durch Willkühren der Gewalthaber noch unbilliger. Schon damals wußte man sich durch Titelanlauf mancher Art der Steuerpflichtigkeit zu entziehen, oder indem man sich unter das Patronat mächtiger Öhner begab, wodurch eine Art Feudalwesen geschaffen und Leibeigenschaft gegründet und erweitert wurde. Constant verpflchtete die Patrone, für diejenigen zu zahlen, welche sich ihnen hingegeben hatten, um nicht Steuern zahlen zu müssen.

Handel und Gewerbe waren große Monopolien. Die kaiserlichen Fabriken versorgten Beamte und Privatpersonen mit einer Menge von Bedürfnissen der ersten Nothwendigkeit. Die in solchen Werkstätten angestellten Arbeiter, wie ihre Nachkommen, waren, als wahre leibeigene Kaste, unwiderruflich an ihren Stand gebunden. Das Gesetz erklärte sie unfähig zu allem Andern, damit, wie Constantin sagte, die Kunst, welche sie treiben, nicht zum Schaden des gemeinen Wesens verpfuschert werde.

Hierin, wie in Andern, stellte das römische Reich die Verwaltung einer einzigen großen Landwirthschaft dar, die sich späterhin in einer Anzahl kleinerer auflöste, bei denen aber der nämliche Grundsatz fortbestand. Es war da schon nichts als das Mittelalterische im großen Maßstab, auf das Prinzip der *grandes propriétés* im weitesten Umfang begründet. Für den kaiserlichen Schatz war Alles und Jedes berechnet, nicht für den öffentlichen allein, sondern für den besondern der Fürsten. Um letztern zu schonen, wurden auch, neben den ordentlichen Auflagen, außerordentliche ausgeschrieben. Oft war die Folge davon eine ungemaine Theurung der Lebensmittel aller Art. Diocletian versuchte schon das auch in neuern Zeiten dagegen versuchte Mittel der Einführung eines Maximums, oder Bestimmung eines Preises, über welchen hinaus der Verkäufer einer Waare nicht gehen sollte. Dies ward dann, wie Lactantius erzählt, Ursach vielen Blutvergießens um Dinge, die an sich gering waren. Die Kaufleute besuchten keine Märkte mehr und wurden deswegen verfolgt. Aber eben darum wieder stieg die Theurung noch höher, was man wohl hätte voraussehen können. Diocletian sah sich endlich in die Nothwendigkeit versetzt, das Gesetz wieder aufzuheben, nachdem es das Blut vieler Bürger gekostet hatte.

Mit der Ungleichheit in Vertheilung der Auflagen, mit der Stätig-

keit der ungleichen Stände, oder der Schöpfung des Kastenwesens, mußte sich nothwendig auch die Ungleichheit der Unterthanen vor dem Gesetze verbinden. Man darf nur an das unsinnige und grausame Gesetz Constantins wegen der Entführungen erinnern, von welchem die untersten Volksklassen ausgenommen waren, weil, wie der Kaiser sagte, deren Niedrigkeit nicht der Aufmerksamkeit des Gesetzes würdig erachtet wird.

Ein schrecklicher Einfall, der vom damaligen Zweck und Wesen des Staates und von der durch das Christenthum anerkannten gleichen Menschenwürde ganz besondere Ansichten voraussetzt. Indessen ist diese Aristokratie des Gesetzes, wenn sie einmal bestehen sollte, für jenes Zeitalter, einiger Entschuldigung fähig. Wohl schwerlich ließe sich so viel für die Ungleichheit der Bürger vor dem Gesetz in mehrern Staaten unsers Zeitalters sagen, wo ein und dasselbe Verbrechen mit härtern oder mildern Strafen belegt wird, je nachdem der Strafwürdige zu einem niedrigeren oder höhern Stand gehört. Hier ist Aristokratie des Verbrechens. Wenn das Gesetz die Schuld des vornehmen Sünders mit derselben Strenge rügt, wie die des Menschen aus dem Pöbel, ist es eben so gerecht gegen jenen, wie gegen diesen, weil jener auf einer höhern Stufe der Bildung ungleich strafbarer ist, als der rohe und unwissende Sünder, den auch die nämliche Strafe weniger schmerzt.

Die zu öffentlichen Arbeiten verurtheilten Sträflinge hießen unter Constantin Deputirte (deputati, Abgesonderte von der bürgerlichen Gesellschaft). Die öffentliche Arbeit heutiger Volksdeputirten könnte wohl in manchen Ländern füglich auch als Strafe für sie angesehen werden.

Blicken wir von den untern Ständen zu den Großwürdeträgern des römischen Hofes hinauf, so fällt uns unter ihnen besonders einer auf, der den heut ungewöhnlichen Titel eines Comes campi trug. Sein Amt war eben so wichtig, als höchst angenehm für den Fürsten. Ihm lagen Studium und Sorge für die Freude der kaiserlichen Tafel ob. Er war's, an welchen sich Cassiodor im Namen seines Gebieters mit den Worten wendet: „Wenn du deine Pflicht wohl vollstreckst, unsere Gastmahl anzuordnen, was dir allein anvertraut wird, vergrößerst du nicht allein den Glanz unsers Pallastes, sondern es macht dir einen Namen unter den Völkern der Fremde. Die Gesandten fast aller Mächte des Erdkreises, wenn sie unsern Festen beiwohnen, müssen, was bei ihnen hoch-

selten gefunden wird, im Ueberfluß seyn, müssen über die Fülle einer einzigen Tafel und über die Menge der Aufwärter erstaunen, die sie bedienen, und sich einbilden, Alles werde im Augenblick hervorgebracht, was man wünscht. Kehren sie in ihre Länder heim, müssen sie dort ihren Freunden von Wundern bei uns erzählen. So werden die, welche unsern Tisch besorgen, Ruhm der Welt erndten. Dazu erwäge noch, daß du ein Vertrauter unserer frohen Augenblicke bist, wo das Herz jede Sorge verbannt, und daß du den Zutritt bei uns hast, wenn er allen Andern ver sagt wird. Und billig ist, daß die Majestät dem Anordner so bedeutender Veranstaltungen hold bleibt. "

Die Diplomaten des Alterthums, scheint es, waren so gaumselig oder gefräßig, wie in spätern Zeiten; und man sollte nach jener Formel Cassiodors geneigt werden, den Comes campi für den römischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu halten.

Das Christenthum bestieg mit dem deshalb, als den Großen, gefeierten Constantin den Thron des gestürzten Heidenthums. Es war eine förmliche Staatsumwälzung und das nicäische Concilium die konstituierende Nationalversammlung, aus welcher über die Christenheit der nachfolgenden Jahrhunderte Dogmen um Dogmen flossen. Aber diese allgemeine Kirchensammlung ist nicht nur für die Geschichte der Kirche merkwürdig, sondern eine der größten Begebenheiten in der Geschichte der menschlichen Gestattung. Wohl hatte man auch vorher schon Versammlungen aus allerlei Völkern zur Entscheidung ihrer Krieges-, Friedens-, Handels- und Grenzverhältnisse gesehen, wie denn auch die wilden Jagdvölker in den Wäldern Amerika's ihre Kongresse halten, gleich den Europäern zu Verona oder Wien. Aber es war das Zeichen eines Riesenschrittes der Menschheit, daß man abstrakter Begriffe willen zusammentrat, und ihnen höhere Wichtigkeit, als allen materiellen Intressen, beilegte.

Aber das Christenthum, erhoben auf den Thron der Heidenschaft, legte sich auch den kaiserlichen Purpur und den Gewaltszepter des heidnischen Despotismus bei. Die Christen in ihrer ersten Einfach und Bescheidenheit standen dem Christenthum des vierten und fünften Jahrhunderts so abstechend gegenüber, wie die frommen Quaker heutiges Tages den katholischen Missionarien in Frankreich, die mit allem Kirchenprunk des Mittelalters nur die äussern Sinne, nicht Geist und Herz der Menschen in Anspruch nehmen.

Der Kampf des Christenthums um die Oberherrschaft gegen das

Heidenthum war um so schwieriger gewesen, da alle Ertnnerungen der Freiheit an dieses gebunden hingen. Das ausartende Christenthum verlieh dem Despotismus den Sieg, gleichwie jederzeit die Ausartung des Edelsten das Heillose gebiert und die gefallenen Engel eben Teufel geworden sind. Doch so mußte es ja kommen, auf daß eine höhere Freiheit, als die des Alterthums, nämlich das reine Menschenthum oder der Humanismus, ein Gegensatz zum bloßen Civismus, vorbereitet werde. Die starre Dogmen-Hülle diente nur als schirmendes Mittel, durch welches die unsterbliche Lehre, während der Völkerwanderungen und ihrer Folgen, sicher an die Nachwelt überliefert wurde.

Kaiser Julian, der Apostat geheißten, versuchte das Heidenthum dadurch herzustellen, daß er die Einrichtungen der Hierarchie, der Predigten, der Amtstrachten u. s. w. mit demselben vereinen wollte, welche er mit Erfolg bei den Christen bestehen sah. Diese Nachahmung war eine unfreiwillige Huldigung, welche das geliebte Alte dem verhassten Neuen darbrachte. Julian that, wie umgekehrt Napoleon in unsern Tagen, der die Sprache und Formen der neuen politischen Denkweise gebrauchte, um das ancien régime herzustellen, oder wie de Bonald, La Ménaïs und eine Menge Deutscher zu der Philosophie und dem Mysticismus ihre Zuflucht nahmen, um die Kirche des Mittelalters aufzurichten.

Aber sie betrogen sich eben so grausam, wie Julian. Umsonst ist's, dem jüngern Zeitalter die blöden Vorstellungen, die abgelebten Institutionen eines ältern wieder aufzubringen. Die Bewegungen eines Cadavers, durch galvanischen Reiz hervorgebracht, sind nicht die Bewegungen des Lebens.

Uebrigens war die alte Ordnung der Dinge, die Republik einbegriffen, nicht werth, wieder zu entstehen. Die römische Republik und ihre Freiheit war nie etwas Besseres gewesen, als das Privilegium einer Stadtbürgerschaft. Die Freiheit forderte jetzt eine breitere Grundlage. Das Christenthum legte diese. Es ward zum geistigen Bindemittel zahlloser Völker, die einander nicht kannten, und welche durch Gewalt der Waffen allein zu einem Ganzen zusammengehäuft worden waren.

Man irrt sich, wenn man irgendwo im Fortschreiten der Menschheit Stillstände vermuthet. Als Cultus mußte das Christenthum die Barbaren gewinnen, um sie einst zur Religion emporheben zu können. Die selbstsüchtige Schwäche der byzantinischen Despoten diente, ohne es zu wollen, der Sache der Menschheit. Ein Mann, wie Julian,

er, ein besserer Mensch, ein besserer Kopf, würde das Christenthum nur zur Wiedergeburt des alterthümlichen Eivismus haben verbrauchen können und mit diesem den Barbaren überlegen geworden seyn.

Der priesterhaftliche Cultus siegte über die Barbaren und brachte ihnen die göttlichen Ideen Jesu. Die Völker, als Laien, nahmen diesen Kern des Cultus, welchen man ihnen ließ, weil er — nichts eintrug; den Priestern blieb die todte Schale der Frucht. So stand das Religiöse der Völker dem äußern Kirchentum der Hierarchie gegenüber; der Papst stand nur an der Spitze des Cultus und blieb da stehen. So ward der Untergang seines religiösen Ansehens unvermeidlich.

Das Papstthum, schon auch als weltliche Fürstlichkeit, begünstigte im Mittelalter den Despotismus und die Leibeigenschaft. Die Religion führte zur Freiheit. Schon ist die persönliche Sklaverei in den christlichen Staaten fast überall verschwunden, oder vielmehr verdünnt durch Ausbreitung ihres Elements über das Gesamtvolk, welches Staatseigenthum geworden ist, und daher wir das Paf- und Post- und Censur-Wesen, Abzugsrecht, Abgabebürgschaft und dergleichen besitzen.

S o l d a t e n s t a n d .

Lacher, ein junger Deutscher, gebildet und brav, war aus Vorliebe für den Kriegsstand den Fahnen Frankreichs gefolgt. In Deutschland hätte er bei allen Kenntnissen, ohne Gönnerschaft, ohne Geburtsrang, zeitlebens Schreiberdienste treiben müssen. Er stand zwei Jahre lang als gemeiner Husar im Regiment, welches der Oberst Merlin, jüngster Bruder des bekannten Merlin von Thionville, befehligte.

Ein junger, kenntnißloser Mensch ward eines Tages zum Offizier gemacht, und einige Husaren, unter denen auch Lacher war, zischten ihn aus, da sie mit einander zum Futtersammeln verschickt waren. Sie wurden bestraft. Der Oberst, ein sehr wackerer Mann, ließ Lachern zu sich rufen. „Also auch Sie,“ sagte er, „auch Sie haben sich dergleichen unterstanden?“ — „Ihnen die Wahrheit zu gestehen,“ erwiderte Lacher: „ich that's, weil dieser Offizier unmöglich Ihre Achtung verdienen kann, mein Oberst. Wär' er Ihnen nur von fern ähnlich, es würde nicht geschehen seyn.“ — „Was soll das heißen?“ fuhr ihn der Oberst an: „Der Soldat soll gehorchen, und nicht über den Werth der Offiziere urtheilen.“

Nach einigen Tagen entließ ihn Merlin aus seinem Regiment; schickte ihn aber mit einem offenen, in ehrenden Ausdrücken abgefaßten Empfehlungsschreiben an seinen Bruder, welcher Inhaber des neunten Kürassier-Regiments war. Lacher erfuhr dann später, daß sein Oberst diesem in einem versiegelten Briefe geschrieben hatte: „Ne tombez pas avec ce jeune homme dans la faute que j'ai faite à son égard. Je l'ai laissé trop long-tems dans les rangs. Il n'y est bon à rien. Il faut le pousser en avant, il le mérite; il faut le mettre à sa place.“

Wenige Monate später stieg Lacher in dem Kürassier-Regimente zum Offizier und zeichnete sich von da an sogleich neben allen Andern, als einer der Besten, aus.

Ist es nicht das wahre Geheimniß von der Größe einer Regierung, oder jedes andern Machthabers, de ne pas laisser trop long-tems dans les rangs? Jeden an seinen rechten Platz zu stellen? — Wie mancher ist ein Laugenichts, der am falschen Ort, mit den vortrefflichsten Anlagen sich und die Uebrigen und Alles um sich her zu Grunde richtet; während er das Höchste geleistet haben würde, wäre er gestanden, wohin er gehörte.

Der Fürst, Feldherr, Gewerbsmann, jeder der an der Spitze eines großen Geschäfts steht, kann mit seinem Genie allein nicht ausreichen, wenn er sich über das Alltägliche hinwegschwingen möchte. Der Geist bedarf zur Wirksamkeit eines tüchtigen Körpers; der Künstler bedarf ausgesuchter Werkzeuge. Es ist unbegreiflich, daß die meisten Regierungen diese einfache Wahrheit übersehen und sich durch die Ungeschicklichkeit ihrer Beamten lähmen. Die spanischen, preussischen, russischen, österreichischen Soldaten sind so tapfer, als die französischen, gewesen; und doch wurden sie in der Regel besiegt. Aber ihre Offiziere und Oberbefehlshaber wurden nach Hofgunst, Geburtsrang, Dienstalter und andere Zufälligkeiten befördert. Der Zufall ist blind; der Menschenverstand hat Augen.

Der junge Lacher blieb in der Schlacht von Eplingen.

Wir hatten uns einige Male, als er auf Urlaub in Paris war, über Kriegswesen unterhalten. Er überraschte mich oft mit unerwarteten Einfällen; wenigstens erwartete ich sie von keinem Soldaten.

Der Krieg, sagte er, bleibt immer ein grausames Gewerbe; aber er bleibt nothwendig, weil ewiger Friede unmöglich ist, so lange das ganze Menschengeschlecht entweder nicht unter einerlei Herrn und ginerlei

Gesetz steht, oder nicht seine Natur vollkommen abstreift. Das Einzige, wohin wir endlich durch Civilisation gelangen können, ist: daß die Kriege menschlicher geführt werden. Dahin sollte man arbeiten. Es muß Regel werden, daß eine Armee auf feindlichem Boden das Privat-Eigenthum ehrt und jeden Unbewaffneten in so vollkommener Sicherheit läßt, als lebte man im tiefen Frieden. Unter den gesitteten Nationen Europens ist wirklich schon viel dafür gethan; aber es bleibt noch viel zu thun übrig.

Ausser der Schlacht sind die Franzosen nicht grausam oder brutal. Aber sie wissen noch wenig von dem Grundsatz: Privateigenthum auf feindlichem Boden ist neutral. Und so lange die Armeen diesen Grundsatz nicht anerkennen, bleiben sie disziplinierte Räuberbanden in Uniform. Alles hängt von Sittlichkeits- und Ehrgefühl der Regierung oder des Oberbefehlshabers ab. Unsere meisten Generale stehlen selber und geben ihren Leuten schlechtes Beispiel.

Der Oberst Kanopka, ein Pole, zeichnete sich in Spanien an der Spitze seines Ulanen-Regiments aus. Bei der ersten Zusammenkunft mit dem Kaiser (Napoleon), der ihn zu seinem Adjutanten machte, sagte dieser zu ihm: Eh bien, Kanopka, vous devez être riche? —

— Riche? non, Sire, je n'ai que mon régiment.

Comment donc? et vous et vos troupes toujours aux avant-postes! Vous n'êtes pas niais.

Mir gieng nicht viel besser, sagte Lacher, als dem ehrlichen Polen; eher schlimmer. Lange Zeit gab ich mich damit ab, dem General Soult die Klagen vorzubringen, welche in Städten und Dörfern Deutschlands über Räubereien der Soldaten und Offiziere geführt wurden. Einige Male verschaffte ich Hülf. Eines Tages jammerte ein reicher Bauer, bei dem ich im Quartier lag, und der prächtige Hengste im Stall hatte, diese seien ihm weggenommen. Ich erfuhr, der Räuber sei ein Eskadronschef gewesen. Ich brachte die Klage vor den General. Der schnob mich verdrießlich an und hieß mich gehen. Bald nachher zeigte mir mein Wirth den Eskadronschef in der Ferne. Es war der Bruder des Generals. Eine Woche später ritt der General einen der schönen Hengste, die ich bei dem bestohlenen Bauer gesehen hatte.

Moreau hielt sich, wenigstens für seine Person, von diesen Unflätereien rein. Auch Bernadotte. Dieser speisete einst mit seinem Generalstab in einer österreichischen Abtei. Der Prälat, der sie bewirthete, trug einen kostbaren Ring am Finger. Man bewunderte den-

selben. Er ging von Hand zu Hand, und gelangte endlich wieder zu seinem Eigenthümer zurück. Der gute Prälat, eben im Gespräch mit Andern, erstaunte, als er den Ring sah. Man bemerkte es, wunderte sich über seine Bestürzung und drang in ihn, den Grund davon zu sagen. Nach einigem Zögern gestand er, daß er sich darauf gefaßt gemacht habe, seinen Ring nie wieder zu sehen; denn ein noch köstlicherer Ring sei, bei ähnlichem Anlaß, da er einen französischen Feldherrn und dessen Begleitung bewirthet hatte, in den Händen eines der Bewunderer geblieben.

Elemente der Revolution.

Das Drama der französischen Revolution ist noch nicht zum letzten Akt gelangt. Weit entfernt, daß die Wiederherstellung der Bourbonen die Gährungstoffe neutralisirt hätte, sind diese seitdem erst recht ausgebildet. Anmaßung, Dummstolz, Verachtung der einleuchtendsten Grundsätze und bigotte Sittenlosigkeit bezeichnet die große Mehrzahl der jetzigen Royalisten; nur bei Einzelnen findet sich noch Gewissen und Ehrlichkeit. — Die Bonapartisten ihrer Seite, geben sich fast überall durch Irreligiosität und Ideenhaß, Egoismus und eine zur Virtuosität getriebene Unverschämtheit zu erkennen. Was unten steht, kriecht, höflet und buhlt um Stellen und ist dafür zu jeder Niederträchtigkeit erkaufbar. Was oben steht, hat keinen höhern Lebenszweck, als des diners et des filles. — Rechtliche Männer, welche das Heil Frankreichs wollen, verzweifeln an der Möglichkeit einer Versöhnung des Vorrechtes mit dem Rechte. Es nehmen Erfahrungen und Ueberzeugungen überhand, die das reine Herz und den gesunden Verstand schaudern machen. Die Verzweiflung der Bessern ist so furchtbar, wie die Verworfenheit der Schlechtern. Diese untergraben den Thron, jene rütteln an ihm. — Und das gemeinste Volk? Es ist immer dem Ueberspanntesten am gewogensten. Es will haben, nicht geben. Das Pöbelpack wie das Hespäck hat nur Thiergelüste und lebt für den Tag, wie das Thier.

Ich erinnere mich noch immer, nach der Einnahme der Bastille, eines Schmiedes aus der Vorstadt St. Antoine. Er kam in das Café de Fore und jubelte über die erstürmte Freiheit, die Freiheit von allen Abgaben. Vergebens stellte man ihm vor, daß es nicht so gemeint sei; daß für den Staat immer Abgaben nöthig wären. „Mais!“ rief er

verblüfft: „Ainsi donc tout ce tapage pour rien? pourquoi prendre la Bastille?“

Man muß den Hof und die vornehme Welt sehen, die ihm näher steht! Die mittlern Volksklassen, und so, möcht' ich sagen, der beste und größte Theil der Nation, ist seit Zerstörung der Bastille um Vieles in Bildung des Kopfes und Herzens vorgeschritten; das gemeine Volk und das Hofgesinde keine Spanne weiter.

Der Herzog von Duras, der sonst viel galt, vermag nichts mehr. Unlängst ward einer meiner Bekannten von jemandem, der Namens einer Familie ein Anliegen hatte, ersucht, dafür durch den Herzog bei einer gewissen hohen Person zu wirken. — „Ich will wohl,“ sagte jener: „aber es wird zu nichts helfen. Sie müssen sich an des Herzogs hübschen Kammerdiener wenden.“ — Warum das? Ihnen steht ja der Weg offen; Sie kennen den Herzog genau! — „Ja wohl, aber — — unter uns gesagt, der Herzog selbst hat schon einer andern Person in meiner Gegenwart gerathen, diesen Weg einzuschlagen. Er gilt nichts mehr; der Kammerdiener Alles.“ — — So wird regiert.

Der schönste Theil der Tuilerien, die Gartenterrasse, ist fast immer jetzt geschlossen, der Spaziergänge wegen, welche die Herzogin von Berry und ihre Kinder dort zu machen pflegen. Ich sah die Herzogin vor einigen Tagen die Seitentreppe der Terrasse herabsteigen. Die Barrieren waren geschlossen und Gensdarmes und Gardisten standen umher und hielten alle übrigen Spaziergänger auf vierzig bis fünfzig Schritt weit zurück. Aber als die Dame herabkam, sah ich auch kein einziges Haupt sich vor ihr entblößen, obgleich sie die Augen nicht wenig, und wie es schien, erwartungsvoll umherwarf. Wohl bemerkt' ich, wie sich mancher mit untergeschlagenen Armen hinstellte, und das Schauspiel bedeutsam betrachtete. — So macht man sich nicht beliebt. Das endet nicht freundlich.

Wenn sich, sagte mir während eines Gesprächs über die gegenwärtige Ministerialkrise (Dezember 1821) ein geistvoller Mann, wenn sich nicht Liberale, Ultra's und Royalisten endlich einmal aufrichtig und ehrlich in den verfassungsmäßigen Grundsätzen vereinigen, so wird früher oder später der Sieg der Bonapartisten die unausbleibliche Folge ihrer Zwietracht seyn.

Nach Allem, was ich sehe und höre, glaub' ich, er hat recht, diese Partei ist entschieden die zahlreichste; in den höhern Ständen durch Egoismus ohne alles Gewissen, in den untern durch Unwissenheit und

Antipathie gegen die Bourbonen. Sie ist die reichste und schon darum die mächtigste, weil sie weiß, was sie will. Alle Blendwerke der Nation stehen ihr zu Gebot in einem Volke, das noch immer von nichts so gern, als von gloire et lauriers träumt. In allen Masken und Formen erwartet sie den ersehnten Augenblick, in welchem sie ihr Ideal, des régime impérial, d. h. den militairischen Despotismus auf Kosten der Civilisation wird verwirklichen können.

Man will nicht den zweimal verstoßenen Napoleon, aber den Napoleonismus. Die wohlwollendsten Seelen, die diesen verabscheuen, lassen sich nicht träumen, daß sie für ihn arbeiten. Dazu hilft der allgemeine Widerwille gegen die Auferstandenheit des ancien régime.

Die sechs neuen Minister sind schon verhaßt, eh' sie ins Handeln kommen. Voilà six blancs, qui ne valent pas deux sous! sagt das Volk von ihnen. Blancs sind nämlich eine kleine Münze, nach der das Volk noch zählt. Ein solcher Blanc ist etwas weniger, als ein halber Sous; sechs sollten also eigentlich zwei und einen halben Sous werth seyn.

Der Justizminister Peyronet ist die vorhaßteste Person unter den sechs Blancs. Er war Procureur du Roi, und als solcher mit der Verfolgung der letzten Verschwörung vor der Pairskammer beauftragt. Das Geschäft an sich machte ihn nicht so beliebt, noch weniger die an das Brutale streifende Leidenschaftlichkeit, welche sich bei ihm in Gesinnung, Sprache und Gesichtszügen ausdrückte und einen argen Gegensatz zur ruhigen Würde des Präsidenten d'Ambray darbot. Aber man hatte unter den sechs Blancs einen Redner nöthig und fand, Peyronet habe legitime Grundsätze und sei ein Schreier dazu.

Eine andere Sage geht, eine alte adliche Dame in der Vorstadt St. Germain, die eine lebhafte Correspondenz mit dem Könige vor Zeiten geführt und dadurch diesem, als wahrhafte „Staatsfrau“, wichtig geworden, habe den neuen Minister empfohlen. Denn der Prozeß, den sie in ihrer Trennungsgeschichte mit dem Ehemann geführt, sei von ihm glücklich geführt gewesen.

Wer kann heut wissen, welche Wege zu den Stufen des Throns führen! Nur der Weg des Verdienstes um den Staat führt nicht dahin; das einzig weiß man.

S e l b s t b e s c h a u n g .

Es will mir, zuweilen scheinen, als hätte die Güte und Guld der Menschen gegen mich weniger wirksamen Einfluß auf mein Leben gehabt, als die Unvorsichtigkeit oder Bosheit derselben. Daraus mücht' ich nun freilich keineswegs folgern, daß es mehreren Personen, vielleicht allen Menschen, wie mir ergehe; oder daß die Summe des Bösen in der Welt die des Guten überwiege. Wenn der vorübergehende Schmerz eines Wespenstichs unbehaglich ist, muß sich ziemlich wohl fühlen.

Wenn ich nicht eine glänzendere Laufbahn im Leben machte, lag vielleicht auch wohl viele oder alle Schuld an mir selbst. Ich habe die gefälligsten Gelegenheiten außer Acht gelassen, mir eine sorgenlose Unabhängigkeit zu gewinnen. Ich weiß am Ende nicht, ob es bei mir Einfalt oder Leichtsin war? Freilich, mehr denn einmal hinderte mich ein gewisses Jartgefühl, Fortunens Hand zu fassen, wenn sie sich mir entgegenstreckt. Aber ist dies Jartgefühl etwas Verdienstliches gewesen, oder ein philosophischer Stolz, oder eine alberne Blödigkeit?

Ich habe das eigene Schicksal gehabt, daß gewisse Leute, die mich genau genug kannten, im Vertrauen auf meine Gutmüthigkeit oder auf mein schonendes Jartgefühl, auf unbegreiflich freche Weise sündigten, und nicht nur in meiner Gegenwart gegen Andere, sondern gegen mich vor Andern, einen Ton annahmen, Dinge behaupteten, von denen sie bestimmt mußten, daß ich das Gegentheil nur zu gut kannte. Ein Wort von mir hätte genügt, sie vollkommen an den Pranger zu stellen.

Von der andern Seite erkannte man in mir eine gewisse Feinheit des Blickes (*finesse d'esprit*, vielleicht sollt' es Piffigkeit heißen), hinter der man eine sehr große Feinheit des Charakters vermuthete. Und grade deshalb galt ich häufig für einen höchst gefährlichen Menschen, vor welchem man sich nicht genug hüten könne. So kam es, daß mich die preussische Regierung als einen Agenten der französischen beargwohnte und gelegentlich verfolgte; während mich die französische Regierung für ein Werkzeug der andern hielt. Beide Theile machten mir das Leben schwer, weil ich nicht war, was sie glaubten; ich würde mir die Hälfte meiner Leiden erspart haben, wenn ich gewesen wäre, wofür sie mich hielten.

So erschien einmal in einem Pariser Journal ein etwas spöttischer Aufsatz gegen die schöne Königin von Preussen. In Berlin verfiel man sogleich darauf, ich müsse der Verfasser seyn, und wandte sich, weil

man Talleyrand nicht traute, für dessen Kreatur man mich ansah, unmittelbar an Napoleon, daß mir das Schreiben verboten werde. Napoleon theilte, ebenfalls Talleyrand vermeidend, die seltsame Requisition an Duroc mit, um Erkundigungen einzuziehen, und dieser wandte sich in solcher Absicht an Herrn von Jenner, den schweizerischen Gesandten, der zum Glück ein vernünftiger Mann war. Die Sache ward bald ins zweifelloseste Licht gesetzt, daß jener Aufsatz nicht von mir herrühren konnte. Die preussische Forderung blieb ohne Folgen.

Der Verfasser des Aufsatzes, welcher die hohe Diplomatie in Bewegung gesetzt hatte, war ein gewisser Mr. de Vaudeuil, der für einen der besten Tänzer in Paris gehalten wurde, und nach Berlin gesandt, sich vermuthlich eingeildet hatte, die Königin werde unmöglich mit einem Andern lieber tanzen wollen, als mit ihm. Dort aber erfuhr er das Unglück, sich in seinen Erwartungen schon am ersten Ball getäuscht zu sehen. Das ließ sich ohne eine kleine Rache nicht überleben; denn seiner Fuß-Kunst den Triumph entzogen zu haben, hieß allen Glauben an ihn vernichtet.

Damals herrschte in Paris eine wahre Tanzsucht, oder Manie des Tanzes. In gewissen feinen Zirkeln war der Tanz die höchste Angelegenheit. Es gab eine Philosophie dieser Bein-Uebungen, ja, ich möchte sagen, eine Mystik des Tanzes; das heißt, man sagte sich mit ganz ernsthafter Wiener Unfluth ins Gesicht, z. B. *Le mouvement cycloidal de la valse représente le principe secret qui conduit les corps célestes dans leurs orbites*; oder auch *le menuet n'est que de l'huile sur un marbre poli* u. dgl. m. Ein Herr v. B., ein Verwandter Cuviers, ward über diese Albernheit wie verrückt. Er machte einen Entrechat nach Charenton, wo er noch ist.

Nicht besser erging es mir auch mit dem Abbé Gregoire. Wir haben uns gekannt, genau gekannt. Aber er hat sich schon lange von mir zurückgezogen; und ich näherte mich ihm nicht, weil ich fühle, daß er mir mißtraut.

Ich war in England, mit Empfehlungsschreiben an Lord Lansdowne, und hatte diese in seiner Wohnung zurückgelassen, weil er aufs Land gezogen war. Einige Tage darauf empfing ich eine freundliche Einladung, ihn auf seinem Gute zu besuchen. Um dieselbe Zeit begegnete mir in Piccadilly, beim Herausstreten aus einem Buchladen, Gregoire. Er kommt mit offenen Armen auf mich zu, so daß er das Aufsehen der Vorübergehenden erregt. Wir freuen uns unser

Dersehens und im Gespräch erfahr' ich, daß auch er an den nämlichen Lord empfohlen sei. Ich erzähle ihm, was ich gethan, rathe ihm, das Gleiche zu thun, weil ihm wahrscheinlich ebenfalls solche Einladung zukommen würde und wir dann die Fahrt mit einander machen könnten. Er thut's. Es geschieht was ich vorausgesehen, und wir leben mehrere Wochen sehr glücklich mit einander.

Späterhin find' ich zufällig in einer Gesellschaft zu Paris den berühmten Lewis Goldsmith. Der Mann drängt sich zu mir, daß er ein Werk geschrieben, „*crimes des cabinets de l'Europe*“, und daß er ein Exemple rächtigt einbinden lasse, um es Talleyrand zu überreichen. Ich hielt ihn für einen Narren und weil er mir widerlich war, vermied ich den Judringlichen. Dafür rächte er sich in seinem Pamphlet: „*le cabinet de St. Cloud*“, wo er mich zu den Agenten Napoleons zählt, und unter anderm berichtet, ich sei nach England gesandt worden, um — Gregoire zu beobachten. Die Verläumdung hat auf den guten Gregoire Eindruck gemacht; ich bin um einen Freund gekommen, weil ein verächtlichen Mensch für gut hielt, mein Feind zu werden.

Swift hat ein Werk über die Kunst, politische Lügen zu sagen, geschrieben. Die Kunst ist heutiges Tages eine der brodlosen. Man lügt wohl noch aus Politik; aber man belügt niemand mehr, als die Wenigen, welche an Wahrheit glauben. — Es wandelt mich zuweilen Swifts Laune an. Sie war bei ihm nicht Kind des Menschenhasses. Seine Bitterkeit ist oft nur maskirte Menschenliebe. Es ist der Jorn des gekränkten und verzweifelnden Wohlwollens, ein philosophischer *dépit amoureux*; ein Unwille, glühend wie die Liebe und ihr nur den Platz im Herzen bewahrend. Erst kalte Verachtung der Menschen ist der Tod der Liebe.

Man sagt, Napoleon habe sie in der Brust getragen. Ich glaube, der beste Mensch hätte sie endlich an der Stelle dieses Mannes gefühlt. Wie drängte man sich zu ihm, und wer drängte sich zu ihm? Und doch neckte ihn häufig genug die Hochachtung der Tugend, welche sich in ihm überraschend äusserte. Man denke nur an den schwermüthigen Blick, den er auf Washingtons Büste warf, und das Wort über denselben; oder an seine Vertheidigung, als man ihn beim Frieden von Lunéville den Vorwurf hören ließ, Baden bei den damaligen Entschädigungen so unverhältnißmäßig, und ohne Grund, begünstigt zu haben.

„Ohne Grund?“ rief er: „ich habe den Kurfürsten Karl Fried-

nich darum begünstigt, weil er durch seine Tugend der ehrwürdigste Fürst ist, den ich kenne.

I t a l i e n e r.

Es fehlt den Italienern weder an bürgerlichem, noch kriegerischem Muth, weder an Freiheitsliebe, noch Talenten aller Art. Und doch spielen sie in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts eine armselige, fast lächerliche Rolle. Sie lieben die Freiheit mit einem Entzücken, wie die Eunuchen eine lebendige Grazie. Durch die Nähe Roms aber an einen gemüthslosen Katholicismus gewöhnt, durch politische Zerstückelung der Halbinsel zum Nationalhaß verführt, der bei ihnen Surrogat der Vaterlandsiebe ist, durch den alten Despotismus zurückgedrängt aus dem Staatsbürgerlichen Lebensgefühl, haben sie Mangel an großartigen Charakteren in ihrer Nation. Sie besitzen höhere Bildung, als Spanier oder Portugiesen; aber es ist mehr Bildung des Geschmacks, als der Fähigkeit zum Großen. Für einen einzigen Masaniello haben sie ein Duzend Alfieri's und Monti's.

Ich spreche von den höhern Ständen, die auf Bildung Anspruch machen. Es ist im Charakter derselben zu viel Weibliches, d. i. Kleinlichkeitsliebhaberei, Prunksucht, Furchtsamkeit, Geschwägigkeit, Mißtrauen gegen einander, Gefallen an Intriguen. Sie können in wichtigen Ereignissen nur subalterne Rollen spielen; sie müssen immer noch, wie im Mittelalter, fremde Gonsalonieres, einen Napoleon oder Eugen Beauharnois an der Spitze ihrer Verwaltungen und Armeen haben, wenn sie Ausgezeichnetes vermögen sollen.

Ein Venetianer versicherte mich, als vom Wohnsitz eines Cassationsgerichts im lombardisch-venetianischen Königreich Rede gewesen, habe man ihn zu Venedig um alles in der Welt lieber in Wien selber, als in Mailand zu sehen gewünscht, und sich sogar Mühe gegeben, ihn dahin zu verpflanzen. Die österreichische Regierung, scheint's, suchte zu vermitteln und verlegte ihn nach Verona.

Noch bezeichnender ist eine Scene, die mir unlängst ein Bekannter erzählte, der eben aus Italien gekommen war. Er sah eine tragbare Marionettenbühne in einem italienischen Städtchen. Polichinell erscheint und läßt den Kopf hängen. „Was fehlt dir, guter Polichinello,“ fragt ihn Arlequin, „du scheinst gar niedergeschlagen?“ — Auch bin ich's. Man hat mich auf das allerempfindlichste beleidigt. — „Beleidigt? Ei,

hat man dich etwa einen Narren geheißt?“ — *Im*, wie würde mich das so empören können? Viel ärger, lieber Freund! — „Einen Dieb? einen Spitzbuben?“ — *Ärger, viel ärger!* — „Nun denn wohl gar einen Mörder, einen Giftmischer?“ — *Alles zu wenig!* denke dir nur, man hat mich einen Neapolitaner genannt.

Das Sarkastische dieses Einfalls wird noch bitterer, wenn man sich erinnert, daß der Polichinell eine neapolitanische Maske ist. —

Das Carbonari-Spiel in Italien war ächtitalienisch. Es ist eigentlich darin nichts bedeutsamer gewesen, als die religiöse Toleranz und die Verschmelzung politischer und religiöser Meinungen. Wie das deutsche Landvolk nach der Reformation im Bauernkrieg, betrachteten sie Christum als den großen Lehrer der Gleichheit unter den Menschen, als den ersten Märtyrer dieser Lehre, als das größte Opfer der Aristokratie. — Nicht minder merkwürdig ist, daß in der Bannbulle, die der Pabst gegen die Carbonari geschleudert hat, der Beweis von deren Irreligiosität darin gefunden wird, daß sie den Bekennern jeder christlichen Konfession Zutritt gestattet haben.

A p o p h t e g m e n u n d A n e k d o t e n .

Die interessante Gespenstergeschichte, welche Göthe in seinen Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten erzählt und nach Neapel verlegt, ist der Clairon in Paris begegnet und findet sich im dritten Bande ihrer Memoiren. Die Geschichte ist darum merkwürdig, weil sie drei Jahre lang dauerte; weil eine große Anzahl unverdächtiger Zeugen ihre Wahrheit erhärten; weil durchaus kein betrügerischer Zweck dabei abzusehen ist; weil endlich die wachsamste Polizei von der Welt sich drei Jahre lang vergebens bemühte, das räthselhafte Ereigniß aufzuklären.

Der gutmüthige Dichter Baggesen, der jetzt (Oktober 1821) hier in Paris ist, spricht in der Regel mit seinen auswärtigen Bekannten deutsch. Befindet er sich aber an einem öffentlichen Orte mit ihnen, und will er ihnen etwas im Vertrauen sagen, so thut er es, damit ihn keiner verstehe, in der Zerstreuung — französisch.

Mein Freund, Herr de Ch..., Geschäftsbeforger einer Herzogin, besuchte diese, um ihr von ihren Angelegenheiten zu reden. Er war sehr ermüdet, bat daher um Erlaubniß, sich zu setzen, und, weil sie im Gay-

ten waren, sich zu bedenken. Er that auch sogleich beides. „Il étoit un tems, sagte die Dame, où un avocat ne se seroit, pas avisé de s'asseoir ni de rester couvert en présence d'une duchesse.“

„Ah, oui, Madame,“ entgegnete er: „mais dans ce tems-là les avocats n'avoient ni cul ni tête.“

Es gab zu Paris am Pont neuf für arme Leute eine marmite perpétuelle, das ist, einen Kessel, in welchem immer Wasser kochte, und worin man jederzeit um ein Billiges sein Geflügel sieden konnte. Man ersparte damit nicht nur Kosten, sondern hatte sein Gericht viel schmackhafter, weil es in guter Fleischbrühe gekocht wurde.

Pour jouir bien d'une dinde, sagte ein Franzose, il faut être deux; la dinde et moi. — Ganz im Gegensatz mag ein Engländer nicht gern einen guten Bissen für sich allein verzehren.

Dem großen Franklin, welchem die Welt so Mannigfaltiges verdankt, soll sie auch (nach Montjoye's Bericht) die Mode des Brillen-tragens verdanken, weil man dem greisen Staatsmann, Weltweisen und Naturforscher gern ähneln wollte. Er trug die Brille gewöhnlich; nun trug man sie auch gewöhnlich; man hielt es für Klugheit oder Weisheit des Staatsmanns, die Augen, als Verräther der Gefühle, nicht jedem offen zu zeigen. Vermuthlich lieben darum auch Frauenzimmer die Schleier sehr.

Interessanter dünkt mich an Franklin eine eigene Art seiner Rache. Man war an der Unterzeichnung des Friedens, durch welchen zuerst Amerika's Unabhängigkeit anerkannt wurde. Franklin legte die Feder, welche er schon ergriffen hatte, wieder hin, ging in ein Nebenzimmer und kehrte nach einigen Minuten in einem andern Kleide zurück. Es war derselbe Rock, in welchem er zehn Jahre vorher als Deputirter seines Vaterlandes vor dem britischen Unterhause die Zielscheibe von den Schmähungen der englischen Minister gewesen war.

Lord Chesterfield ward durchaus nichts, als ein geistvoller, gewistter, gewandter, artiger Mann im Schreiben und Umgang. Man wird sagen: das ist schon viel! Es mag seyn. Ich finde aber, es sei nicht viel, wenn man nichts, als sein Handwerk versteht; wenn der Schneider nur ein vollkommener Schneider, der Feldherr nur ein vortrefflicher Feldherr, der Hofmann, Diplomat, Schriftsteller nur dies und

nicht mehr, nämlich Mensch, ein großsinniger Mensch ist, Alles liegt mir doch an der Schminke und Abrihtung im gesellschaftlichen Leben, wenn der Mensch nichts, als diese Schminke und Abrihtung hat?

Wenn Chesterfield einem Lord, der die ihm beim Spiel hinabgefallene Guinee am Boden suchte, mit einer Banknote von zehn Pfund Sterling zündete, die er zum Fidibus gedreht hatte: so liegt darin eine Lehre für das Schickliche unter Männern vom Stande, etwas Großartiges in Verachtung des Geldes, dessen sind jedoch tausende fähig.

Aber nun lese man, neben diesem Zuge und neben seinen Schriften, Chesterfields Testament. Welche stolze Undankbarkeit des vornehmen Herren! — Er vermacht der Mutter seines natürlichen Sohnes Philipp Stanhop, (an den die bekannten Briefe geschrieben sind,) ihr, die er einst um Tugend und Ehre betrogen, ihr, die eine bejahrte Person seyn mußte, (der Sohn war schon in seinen dreißiger Jahren seit langer Zeit gestorben) ihr vermacht er 500 Pfd. Sterling, „as a Smale reparation of the injuries.“ Alten Bedienten, die ihm vierzig Jahre gedient hatten, vermachte er 40 — 50 Pfund, „wenn sie sich noch zur Zeit seines Todes in seinem Dienst befänden.“

Zu den einzigen Abernheiten bei der Pariser Straßen-Polizei gehört, bei Gelegenheit der Promenade von Longchamps die Einrichtung, daß alle Equipagen, die sich dann auf den Boulevards zeigen, gern oder ungern sich in die lange Reihe der eleganten Fuhrwerke eingliedern und die Spazierfahrt nothwendig mitmachen müssen. Es ist ein Wagenstrom, dem kein anderer Wagen nahe kommen darf, ohne von ihm mitgezogen zu werden, wie das bei den Osterpromenaden in St. Petersburg auch Sitte ist.

Der Gräfin Laval gieng dabei übel. Sie hatte Gesellschaft bei sich, die zum Mittagmahl eingeladen war. Sie pflegte ihre Speisen vom Restaurateur Robert kommen zu lassen. Ein Unterkoch pflegte die Gerichte in einem Fiacre mit sich zu nehmen, sie in das Hotel zu bringen und dort die letzte Hand anzulegen. Er fuhr glücklich ab, gerieth aber auf den Boulevards in den bezauberten Wagenstrom, mußte mit seinen Puddings, Braten, Fischen und Saucen die heillose Promenade von Longchamps mitmachen und die Gäste der Gräfin hungerten verzweiflungsvooll seiner Rückkehr bis gegen Mitternacht entgegen.

. Der Herzog von D. interessirte sich beim Großlegelbewahrer de Serre für einen seiner Bekannten, der aber, als de Serre seine Stelle verlor und Peyronnet an die Stelle kam, wegen seiner Anliegenheiten in Sorge gerieth: „Fürchten Sie nichts!“ sagte der Herzog: „Mr. de Peyronnet est un parvenu, c'est de la canaille; mes recommandations seront des ordres pour lui.“ — Das ist altfranzösischer Adelsstön. Wer nicht alten Adels ist, der ist Roturier (Ruptor terrae, Bauer).

Vorzeiten hatten die Könige Hofnarren, welche zuweilen treffend die Wahrheit sagten, wozu sie das Vorrecht besaßen, weil die Wahrheit doch der Narrheit gleich galt. Heutiges Tages haben wir mit gleichem Privilegium Volksnarren. Ein solcher ist Bobèche. Er spielt auf dem Boulevard du Temple. Sein Theaterchen ist aber so eng, daß er nicht mehr gestikuliren kann, wenn sein Schwager, mit dem er spielt, auch darauf steht. Er ist gezwungen, dann die Hände in die Taschen zu stecken. Mit Recht rief er daher unlängst: Il me faut une place, il me faut absolument une place!

Mais sais-tu bien qu'il faut remplir sa place?

— Remplir? on en remplit une partie et le reste est rempli par d'autres.

— Mais quelle place veux-tu donc?

— La place Vendôme.

La place Vendôme! Je te sera bien difficile de l'avoir.

Rien de plus facile. Je dénoncerai la colonne. *)

Spielte nicht auch Solon den Volksnarren, als in Athen verboten war, von dem Kriege mit Megina zu sprechen?

Zu dem unglücklichen Ausgang des Krieges der Maratten im Jahr 1803 gegen die Engländer soll der General Boin, der von ihnen abfiel, großen Theils mitgewirkt haben. Er lebt jetzt in Paris, hat ein Fräulein d'Osmond geheirathet, und, wie man sagt, 600,000 Fr. Einkünfte.

Als Zimmermann ging er nach Ostindien und zu den Maratten, bei denen er sich durch Kenntniß und Unerforschlichkeit die Huld des

*) Die aus den von Russen und Oesterreichern eroberten Kanonen gegossen, durch Napoleon errichtet, die Thaten des Heers aus dem Feldzug von 1809 in halb-erhobener Arbeit darstell.

Fürsten erwarb. In einem Gefecht ward ihm der Arm verwundet. Er bemerkte, daß die Wunde schwarz zu werden anfing; befaßl. ihm das Glied unverzüglich abzuhaueu, und tauchte den Stumpf in siedendes Del, um das Bluten zu stillen. Diese Handlung erwarb ihm bei den Maratten die höchste Achtung; er ward im Kriege gegen die Engländer einer ihrer ersten und glücklichsten Befehlshaber. Nur sein Geiz kam seiner Herzhaftigkeit gleich. Er hatte bei den Banquiers in Calcutta ungeheure Summen angehäuft. Lord Wellesley (heut Wellington) benutzte den Umstand und ließ ihm melden, wenn er länger bei den Maratten bleibe, werde man auf sein Vermögen in Calcutta Beschlag legen; wolle er zu den Engländern kommen, würde er bei ihnen größern Gewinn, als bei den Maratten finden. Er besann sich nicht lange und ging zu den Feinden der Maratten über, um seinen Schatz in Calcutta zu retten.

Wie sich britischer Humor und französischer Humor unterscheiden, zeigten Swift und Sieyès bei ähnlichen Anlässen. Bekannt ist die Anekdote, wie Swift einst in der leeren Kirche, wo Niemand, als er und der Küster waren, den Gottesdienst ganz ernsthaft mit den Worten anfing, indem er sich zu diesem wandte: „der Apostel, mein andächtiger und in Christo geliebter Herr Rogers, meldet in seiner“ u. s. w.

Sieyès befand sich lange vor der Revolution, und eh er noch Großvikar von Orleans geworden war, auf dem Lande bei einer Familie, als deren Schlosskapellän. Eines Morgens fand sich von der Herrschaft niemand bei der Messe ein; nur ein paar Bauerweiber saßen da. Sieyès, als er vom Altar aus das sah, packte sein heiliges Geräth zusammen, murmelte: *les bougres se f-de moi!* zwischen den Zähnen und ging davon.

Es ist zuletzt immer tröstlich zu finden, daß gewissenlos so viel heißt, als unvernünftig, und umgekehrt.

Man kann nicht über dem Gesetz seyn, ohne auch auffer dem Gesetz.

Wer selten Recht hat, will immer Recht behalten.

Ueber Tadel erheben sich Viele; über Lob aber Wenige.

Der Mensch hängt selten mit ganzer Seele an das, was ihm theuer ist; selbst der Jesuit P. Bellarmin, wie Bayle erzählt, hing nur mit halber Seele Christo an, deswegen er in seinem Vermächtniß

diese Hälfte seiner Seele dem Erlöser, die andere Hälfte aber der heil. Jungfrau bestimmte.

Welche ungeheure Beamenschreibereien heutiges Tages die Plage manches Staates sind, wie man das zum Behuf des öffentlichen Verkehrs bestehende Postwesen mißbraucht, wie man durch ungebührliches Porto diesen Verkehr erschwert, wie man das Publikum obrigkeitlich brandschägt, davon kann folgendes Beispiel mit wenigen Worten zeugen.

Ein deutscher Oberpostmeister erzählte mir, er sey durch mehrmalige Untersuchungen zu dem Resultat gelangt, daß auf einen Centner Briefschaften drei und neunzig Pfund portofreie Dienstsachen kommen. Die übrigen sieben Pfund müssen also natürlich die Transportkosten dieser drei und neunzig tragen.

Erinnerungen

an

Heinrich Pestalozzi.

Von Heinrich Schöffe.

Die heil. Schrift meint es auch darum so gut mit uns, daß sie nicht bloß mit den großen Thaten der heiligen Männer rumpelt, sondern uns auch ihre kleinsten Worte an den Tag legt und so den innern Grund ihres Herzens für uns aufschleift.

Luther.

Erste Bekanntschaft mit Pestalozzi.

Einem Jüngling von kaum fünf und zwanzig Jahren verbreiten Gefühl und Einbildungskraft, wie man weiß, einen zauberhaften Firniß über das Bild des Weltganzen und der eigenen Schicksale. Die Lichtpunkte werden darin glänzender, die dunkeln Stellen finsterner; die Verbindungen aller Gegenstände räthselhafter und nur um so anziehender. Er steht in seinem Eden, wie einst Adam und Eva, nur die Elohim und die böse Schlange, Engel und Teufel.

Als ich im Jahr 1795 von meiner ersten Durchwanderung der Schweiz, noch trunken von dem wunderreichen Schauspiel der Gebirgswelt und der Seelandschaften, das erste Mal in das allberühmte Zürich kam, ging ich, möcht ich sagen, mit einem Schauern frommer Ehrfurcht durch die Straßen. Ich kannte die Stadt nur als die Heimath so vieler unsterblichen Männer und großen Gelehrten voriger Jahrhunderte und heutiger Zeiten. Nun schienen sie mir noch alle zu leben; jedes Haus schien die Herberge eines Weisen zu seyn, und die Menge der Handwerker, Künstler, Krämer und Kaufleute nur für das Bedürfnis derer versammelt, welche hieber zu den Unsterblichen, wie fromme Christen zu einem Gnadenort wallfahrteten.

Vor Allem gern wär' ich in die Bekanntschaft des Pfarrers Joh. Caspar Lavater 1) getreten, so wie noch lieber in die des berühmten Verfassers von Lienhard und Gertrud. 2) Letzteres gelang mir unerwartet bald. Der als Schriftsteller bekannte Leonhard Meister 3), ein geistreicher und gefälliger Mann, führte mich eines Tages in eine Abendgesellschaft ein, wo ich unter mehrern Gelehrten Zürichs auch Heinrich Pestalozzi finden würde. Diese Gesellschaft versammelte sich wöchentlich ein Mal bei dem Greisen Dr. Hirzel, dem Verfasser des philosophischen Bauers. 4) Ich trat schüchtern zu ihm in das Heiligthum. Es war ein großes Zimmer, von den brennenden Kerzen des Theetisches nur matt beleuchtet; von Bücherschränken die Wände bedekt; alles Geräth schwer und alterthümlich, aber reich und glänzend erhalten. Seitwärts aus dem Dunkeln erhob sich auf einem Gestell die schwärzliche Büste Steinbrüchels 5) in Bronze, dessen Name noch heut den Philologen werth ist. Ich fand hier mehrere angesehene Gelehrte Zürichs versammelt. Ihre Gespräche, ihre Scherze selbst wurden mir lehrreich. Diese Theegesellschaft mahnte mich an sokratische Gastmable. Auch Pestalozzi erschien und ich ward ihm vorgestellt. Er sagte mir nur wenige Worte; eilte von einem der Anwesenden zum andern; blieb unstätt und flüchtig, bis man sich anschiede, die Vorlesung von der Arbeit eines der Gäste zu hören. Da verschwand er. Dergleichen Vorlesungen wurden regelmäßig und abwechselnd von den Mitgliedern dieses freundschaftlichen Kreises gehalten. Ich erinnere mich, hier auch unter andern zuerst Bruchstücke aus der Lebensgeschichte Salomon Gessners gehört zu haben, welche der Professor Joh. Jak. Hottinger 6) damals bearbeitet hatte und vortrug.

Da ich, als frommer und eifriger Lehrling, dem geselligen Verein dieser in den mannigfaltigsten wissenschaftlichen Beziehungen ausgezeichneten Gelehrten allwöchentlich beiwohnte, kam auch die Reihe endlich an mich, eine Vorlesung zum Besten zu geben. Die gerechte Scheu, bejahrten Männern von so hoher Geistesreise eine meiner grünen Früchte vorzulegen, rettete mich nicht von der Verbindlichkeit. Ich weiß nicht mehr, was ich ihnen am bestimmten Abend las. Ich würde dessen auch gar nicht erwähnen, wenn daraus nicht auf sonderbare Weise die Veranlassung entsprungen wäre, welche mich mit Pestalozzi näher zusammenführte.

Am Morgen nach meiner Vorlesung empfing ich von dem ehrwürdigen Greise Hirzel einen Brief, welchen ich, wie Wort eines guten

Engels, unter meinen kleinen Heiligthümern aufzubewahren beschloß. Er bezeichnet die Herzengüte und den Geist vom Verfasser des philosophischen Bauers zu schön, als daß ich ihn hier nicht mittheilen sollte. Er lautet folgendermaßen:

„Mein sehr verehrter, junger Freund!

„Sie denken zu edel, die Inschrift eines Greisen in einem schiefen Lichte anzusehn und darüber zu spotten; da er einen Drang in sich fühlte, Ihnen die Empfindungen zu erkennen zu geben, die Sie ihm eingefloßt haben, da Sie ihm zum ersten Male die Früchte Ihres Genie's haben kosten lassen. Ich sehe große Seelenkräfte in Ihnen entwickelt, von denen wichtige Einflüsse auf eine Menge Leser und Leseriinnen müssen erwartet werden. Allein verzeihen Sie einem Greisen, den Alter und Erfahrung furchtsam gemacht haben. Je größer die Kräfte Ihres Geistes sind, je sorgfältiger sollten Sie seyn, ihnen die Richtung zu geben, in welchen sie der Menschheit wahren Nutzen bringen, wenigstens keinen Schaden verursachen.

„Ich erzittere, wenn ich mir die Folgen von Jean Jacques Rousseau's tief eindringendem, aber allzu excentrischem philosophischem Genie vorstelle; die fürchterlichste Revolution nämlich in der aufgeklärtesten, an hellen Geistern fruchtbarsten volkreichsten Stadt Europens, die so sehr ansteckend wird; — oder auch nur die Folgen von Göthens geniereichen Arbeiten, wie viele gute junge Köpfe beiderlei Geschlechts dadurch verwirrt und zu Grunde gerichtet werden. Indessen thut es mir weh, wenn allzu große Aengstlichkeit die Schwingen Ihres Genie's lähmen sollte. Gottes Fürsorge wolle Sie leiten und Sie zu einer Flöte bestimmen, durch deren weit ertönende Musik die Seelen zur allgemeinen Menschenliebe, zur wahren Tugend und Verehrung der Gottheit, der Quelle aller Liebe, alles Glücks zu stimmen. So können Sie, mein Theuerster, zum größten Segen der Menschheit, vorzüglich Deutschlands werden. Zum größten Vergnügen am späten Abend werd' ich es rechnen, die besten Proben einer solch himmlischen Musik noch angehört zu haben. Gott segne Sie!

Zürich, den 5. Nov. 1795. Dr. Hirzel, Philos. Studiosus in dem einundsiebenzigsten Jahre des Alters.

In der That wußte ich weder damals, noch weniger in spätern Jahren, was die übergroßen Erwartungen oder Befürchtungen des vortrefflichen Alten hätte veranlassen, oder rechtfertigen können. Am belehrendsten war für mich die merkwürdige Unterschrift, vielleicht weil sie mich am

meisten demüthigte. Ich zeigte sie auch meinem Freunde Delsner, 7) dem ich damals gern Alles mittheilte, einem feinen, scharffinnigen, lebensgewandten Manne, in dessen Gesellschaft ich bald darauf nach Bern und späterhin nach Paris reisete.

Ich befand mich eben bei ihm. Wir waren noch im Gespräch, als sich die Thür des Zimmers öffnete. Ein Mann von ohngefähr fünfzig Jahren, hager, podennarbig, schlicht gekleidet, mit flatternden Haaren trat herein. In zwei, drei großen Sätzen war er durchs Zimmer plötzlich vor uns, und mit freundlicher Hastigkeit die Unterhaltung beginnend. Es war Pestalozzi. Ich konnte diese seltsame Erscheinung lange nicht mit meiner Vorstellung vom Schöpfer des klassischen Werks Lienhard und Gertrud paaren.

Dirzel's Brief schien mir erst einige Bedeutsamkeit für ihn zu haben, obwohl er mich eigentlich über die Warnungen desselben beruhigen wollte und dabei bald muthwillig, bald sarkastisch über das gelehrte Zürich ins Gericht ging. Sein Wesen sprach mich nicht an. Ich verkannte den herrlichen Mann, wie ihn tausende verkannt haben.

Der Schriftsteller fürs Volk.

Indessen die Bekanntschaft war gemacht und wurde fünf Jahre später in Luzern erneuert, wo Pestalozzi damals, ermuntert und unterstützt von der helvetischen Regierung, eine Zeitschrift unter dem Titel: „helvetisches Volksblatt“ herausgab. Der Zweck desselben sollte seyn, die größere ungebildete Masse der Nation über Ursach, Gang und wünschbare Folgen der schweizerischen Staatsumwälzung zu belehren. Eine schwierige Aufgabe, zumal wenn man weiß, daß in jener Zeit weitans der größte Theil des Volks, in tiefster Unwissenheit über die Ereignisse des Tages lebte, wenig las, ausser Kalender und geistliche Bücher zum Kirchengebrauch; oder gar nicht einmal lesen konnte. Es hatte weder Vaterlands- noch Freiheitsliebe, sondern hing ausschließlich seiner Heimath an, seinem Dorf, seinem Städtlein, stolz auf die ihm vergönnten kleinen Rechte und Freiheiten der Ortschaft, in der es wohnte. Sein Glaube war meistens gedankenlos aufgenommener Aberglaube der Vorfahren; seine Sittlichkeit und die Geseglichkeit in der es sich bewegte, weit mehr Gewohnheitswesen, als Ueberzeugung.

Eines Tages trat Pestalozzi, begleitet von seinem Verleger, Heinrich Geßner, dem Sohn des Idyllendichters, zu mir ins Zimmer,

um mich zu bewegen, Mitarbeiter an jenem Volksblatt zu werden. Ich weigerte mich, weil dies Blatt, sowohl dem Inhalt, als der Sprache nach seinen Zweck verfehle, und kein Blatt für den gemeinen Mann sei, dem es doch eigentlich bestimmt wäre. Schon darum aber, weil es auf Kosten einer dem Volke fremdartigen, ja verhaßten Regierung erschiene und von ihr in den Dörfern verbreitet wäre, verlore es Vertrauen und Glauben. Man wisse, es sei kein freies, unabhängiges Blatt, darum könne es nicht die reine Wahrheit sprechen. Es müsse sich durch Unabhängigkeit, und selbst daß es zuweilen mit in die gegründeten Klagen über die Zeit tapfer einstimme, erst selber Zutrauen gewinnen, um dasselbe durch sein Wort endlich auch der bestehenden Regierung zu verschaffen.

Darüber erhob sich nun zwischen uns lebhaftes Wortwechseln. Gesner fühlte sich durch die abschlägige Antwort, Pestalozzi durch mein Urtheil über das Unvolksthümliche des Inhalts und Tons seiner Zeitschrift gekränkt. Ich hatte Noth, mich zu verteidigen.

„Das Volk ist ein Kind,“ sagt' ich: „Wer es emporheben will, muß sich vorher zu ihm niederbeugen. Wollt' ich für dasselbe schreiben, würd' ich mir etwa einen verständigen Knaben von acht bis zehn Jahren vorstellen, dem ich meine Vorstellungen deutlich und faßlich hebringen müßte. Das Volk ist ein Kind mit beschränkten Begriffen; der Macht der Einbildungskraft und der Gefühle mehr, als dem Gesetze des Verstandes untergeben. Darum liebt es das Wunderbare; sieht viele Wunder; und glaubt das Unglaublichste weit leichter, als die einfachste Wahrheit. Ueber Küche, Stall und Pflug hinaus, wird ihm alles Uebrige und Obhere zur Poesie, weil es selber Alles poetisch anschaut, wie jedes Kind, ohne deswegen Verse zu machen, oder sie zu lieben. Darum muß man durchaus mit ihm bildlich sprechen: aber nicht gesucht, sondern einfach, wie die Bibel in Luthers Uebersetzung, wie Eschurdys, oder Anderer Chroniken. Da ist ächter Volkston! trockne Erörterungen, abgezogene Begriffe sind ihm fremde Zungen. Der geringste Theil unserer Landleute ist fähig, die Predigten des Pfarrers zu verstehen, oder deren Gedankengang fünf Minuten lang unabgebrochen zu verfolgen. Daran liegt auch dem ländlichen Zuhörer wenig. Er faßt einzelne Stellen der Rede für sich auf; beachtet mehr das Aeußere und Zufällige; das Uebrige, was den Horizont seines Verstandes übersteigt, ist ihm eben das Liebste, das Unbegreifliche, Wunderhafte und Heilige. Der katholische Bauer würde, mit Verbannung der lateinischen Sprache

bei seinem Gottesdienst, das Anziehende desselben, den Reiz des Geheimnißvollen einbüßen. Die Sprache des alten Roms ist ihm die allein würdige auf den Lippen des Priesters, vor dem Altar zu Gott. Er ist damit gleichsam dem Ohr der Heiligen näher und klarer.“

„Fort also mit streng wissenschaftlichen Abhandlungen aus Euern Volksblättern! Kleidet alles in ein geschichtliches Gewand. Historien und Fabeln hört jedes Kind mit Lust. Und wollt Ihr Euren Lehren und Meinungen Nachdruck geben, so flechtet, statt der trockenen Beweise, ein halbes Duzend sprüchwörtlicher Redensarten ein. Damit schlaget Ihr durch. Sprüchwörter sind die Axiome des bildungslosen Hausens; die Urgrundsätze seiner Haus- und Lebensphilosophie; der Fünftelstaft gesammter Erfahrungen der Vorwelt. Verlanget Ihr noch ein Uebrigcs zu thun, so gewinnet dem eine lächerliche Seite ab, was Ihr bestreitet. Es wohnt im Volk, wie im Kinde, ein Hang zur Satyre, und schelmischen Neckerei. Ein drolliger Einfall wiegt ein Duzend Vernunftgründe auf. Wem man dafür zulacht, dem stimmt man bei.“

„Und vor allen Dingen, um das Zutrauen des Volks zu gewinnen, laufet nicht gleich anfangs gegen dessen Vorurtheile Sturm. Uebereilt nichts! Stellt Euch seiner Meinung gleich, und knüpfet erst an seine Vorurtheile Eure bessern Urtheile an. Es wird späterhin schon selber Widerspruch in sich bemerken, irre werden, anfangen zu zweifeln und das Richtige und Wahre zu suchen. Dann dünkt es sich weiser, als der Lehrer; und das ist schmeichelhaft für beide Theile, nur in verschiedenem Sinn.“

„Auch ist eben nicht nöthig, wenn Ihr für's Volk schreibt, daß Ihr ihm saget, Ihr schreibet fürs Volk. Es weiß von selbst, was ihm und seiner Fassungskraft gemäß ist, ohne daß Ihr es ihm meldet. Der gemeine Mann nennt sich zwar selbst so, wenn er gegen Gelehrtenstolz seinen eigenen Stolz, doch nur mit halbem Ernst, verdecken will; aber er hört sich nicht gern gemeinen Mann nennen. Schon das Aeußere der Volkschrift muß ihn anlocken und ihm sagen, was für ihn ist. Kein weißes, feines Papier; das taugt für zarte Hände in der Stadt; graues dickes Papier, das zwischen Fingern ertastbar ist, welche durch harte Tagesarbeit hornartig geworden sind; grau und grob, wie die schöne Melusine, die Haimonskinder, der gehörnte Siegfried oder geistliche und weltliche Lieder „gedruckt in diesem Jahr.“ Und der Titel Eures Volksblatts, wie im Kalender, roth und schwarz; das wirkt! und lautend, ad modum der Tabackspäcklein am Fenster des Krämers: „aufrichtiger

oder veritabler Suicent-Kanaster,“ etwa: der aufrichtige und wohl-
fahrne Schweizerbote, welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was
sich im lieben Vaterlande zugetragen und was ausserdem die klugen Leute
und die Narren in der Welt thun.“

So ohngefähr sprach ich, und sagte sogleich in angeregter, lustiger
Laune, aus dem Stegreif ein Paar Artikel her, wie sie im Volksblatt
ohngefähr erklingen müßten. Geßner lachte mit mir von Herzen; Pe-
stalozzi hingegen schwieg und war niedergeschlagen. Endlich sagte er
mit offenem Schmerz: „Bisher bildete ich mir auch ein, zu wissen, was
Gemüth und Ton des Volkes sei; und andere Leute, die Lienhard und
Gertrud gelesen hatten, glaubten das mit mir. Am Ende seh' ich nun,
daß ich's nicht verstand, im Geist des Volks zu sprechen, und die mir
Beifall spendeten, verstanden es noch weniger. Ich bin nun nichts,
gar nichts.“

Ihm standen bei diesem Worte Thränen im Auge und es blieb un-
gewiß, ob wirklicher Ernst oder Ironie, Verzagtheit an seinem Werth,
oder verwundete Eigenliebe, mehr Antheil an dieser Aeußerung habe.
Mir that weh, einen Mann, den ich hoch ehrte, gekränkt zu haben.
„Nein, verstehen Sie mich nicht falsch, oder vielleicht sich selber nicht
falsch!“ rief ich: „Ihr Lienhard und Gertrud ist ein Meisterwerk, dem
Aehnliches die deutsche Literatur nichts aufzuweisen hat, aber — es ist
schlechterdings kein Volksbuch; darum ist es auch nicht in den Händen
des Volks. Ich fand es in vielen Büchersammlungen der Städte; noch
in keiner Bauerhütte. Es ist ein reines, treues Gemälde des Volks,
seines Gemüths, seiner Denkweise und Sitte; es athmet im Geist und
Leben des Landvolks, und spricht sogar in der anmuthigen Einfalt des-
selben, besonders im ersten Theil, welchen ich für das Beste des Ganzen
halte. Aber das Ganze ist kein Buch fürs Volk, sondern für jeden,
der, zur Erweiterung der Menschenkenntniß, tiefe Blicke ins Wesen und
Leben des Volks hineinsenken will. Auch ich, der ich dieses nie un-
mittelbar kennen zu lernen Gelegenheit hatte, kenne es nur durch Sie.
Sie sind mein Meister; und durch Sie erst weiß ich, wie ich zum Volke
reden muß, um Anklang darin zu finden.“

Indem ich dieses und Aehnliches sprach, wandelte Pestalozzi un-
ruhig durchs Zimmer; wandte sich dann plötzlich zu mir, schloß mich in
seine Arme und forderte meine Freundschaft. Von diesem Augenblick
an war sie fürs Leben geschlossen, und begrüßten wir uns mit dem
brüderlichen Du. Er selbst scherzte nun mit uns über die Idee eines

Vollsblatts nach meinem Plan und vereinigte sich mit Gessner, mich zur Herausgabe eines solchen zu bereden. Ich willigte ein. In der That hatte das Blatt gleich in den ersten Wochen einen mir selbst unerwarteten Erfolg. Doch kaum nur ein Vierteljahr lang konnt' ich die Herausgabe besorgen, weil ich zu andern Geschäften berufen wurde. Früher schon hatte Pestalozzi Luzern verlassen und der Theilnahme an seinem Volksblatt entsagt.

E r i n S t a n s .

Bald nachher fand ich ihn zu Stans in Unterwalden wieder; es war im Mai 1799. Die Regierung hatte mich dahin mit konsularischen Vollmachten geschickt, das unglückliche Land durch Einführung gesetzlicher Ordnung und besserer Verwaltung wieder zu beruhigen.

Bekannt genug ist der Aufstand, welcher durch die Wuth einiger Priester in dem frommgläubigen Volk von Unterwalden nid dem Kernwald, im Herbst 1798, erregt, und bekannt genug, wie furchtbar er mit Blut und Flammen getilgt worden war. Bei vierhundert Einwohner hatten das Leben durch die Waffen der Franzosen verloren; mehrere hundert flüchtig die Heimath verlassen. Viele Andere lagen in Gefängnissen. Die noch stehenden Gebäude und Hütten reichten kaum hin, den übrig gebliebenen Familien kümmerlich Obdach zu geben. Inzwischen wetteiferten die größern Städte der Schweiz voll Mitleids, den hilflosen Trost zu bringen. Man sandte Geld, Nahrungsmittel, Kleider und Waaren aller Art dahin. Ein Theil davon ward besonders für die verwaiseten, oder verlassenen Kinder zurückgelegt, welche in einem von den Flammen verschonten öffentlichen Gebäude versammelt und gepflegt wurden. Diesen beklagenswerthen Kleinen ein Vater und Lehrer zu werden, war Pestalozzi voll Erbarmens nach Stans geeilt. Mit rührendem Erbarmen opferte er sich ihnen, auf jede Lebensbequemlichkeit verzichtend, ja mit Gleichmuth selbst Verkenning, Verachtung und unverholenen Spott der Unterwaldner ertragend, welche die Größe dieses seltenen Geistes nicht begriffen, und ihn für einen gelehrten Halbnarren oder für einen hungrigen Spekulanten halten mochten, der dieß Gewerbe aus Armuth treibe.

Vermuthlich hatte er, durch Vernachlässigung seines Aeußern, selber die letztere Art des Urtheils veranlaßt. Es war nichts Seltenes, ihn auf den Straßen zu erblicken, wie er sich allenfalls im Innersten seiner

Wohnung zu seyn erlauben mochte; ohne Hut, im buschigen Haar, mehrtägigem Barte, eingetretenen oder ungebundenen Schuhen, herabfallenden Strümpfen, den Rock ungebürstet, verkehrt, geknüpft u. s. w. Mich selbst befremdete anfangs dieser Anblick, an den er mich weder in Zürich noch Luzern gewöhnt hatte. Ich machte ihn darauf und auf die Wirkungen davon im Volke aufmerksam. „Laß mich“, sagte er dann: „Ich bin arm, ich will arm seyn. Ich bin reich, und will nur reich durch meine armen Kinder seyn. Die verstehn mich; am Verstand der Andern ist nichts mehr gelegen; sie haben keinen oder er ist verrentt und verzerrt.“ Solche Worte mit Heftigkeit von ihm ausgestoßen, hinderten mich jedoch nicht, zuweilen bei ihm das Geschäft des Kammerdieners zu verrichten, wenn ich ihm zu einem Erholungsgang durch die stillen Wiesengründe von Stans und Wolfenschießen abholte, um mich in seinen Gesprächen zu belehren und zum Eblern zu ermutigen.

Als ich das erste Mal in das sogenannte Waisenhäus zu ihm kam, fand ich ihn in einem großen Saale auf- und abgehend. An einem langen Tische, der den Saal füllte, saßen bei hundert Kinder, alle still beschäftigt und mit solcher Andacht und Lust bei ihrer Arbeit, daß sie kaum eine augenblickliche Neugier zu stillen, den Kopf nach mir umwandten. Die Meisten mochten in einem Alter vor vier bis zehn Jahren seyn. Je drei saßen sie immer beisammen, das mittlere mit den Armen den Nacken der beiden kleinern Nachbarn umfassend und sie unterrichtend. Die einen lernten Buchstaben, die andern Zahlen, die einen rechneten, die andern zeichneten Linien oder regelmäßige Figuren. Pestalozzi sprang von den Einen zu den Andern. Er war in seiner Freude.

Die Noth hatte unsern menschenfreundlichen Philosophen zur Erfindung des gegenseitigen Unterrichts, zwischen den Brandstätten und Trümmern von Stans, geführt, wie in Ostindien zu Egmore, sechs oder acht Jahre früher, den Doktor Andreas Bell. Weder Pestalozzi, noch Europa wußten damals (im Mai 1799) von Bells oder Lancasters später berühmt gewordenen Unterrichtsweise. Denn Bells erster Bericht darüber im Jahr 1797 war selbst in London unbeachtet geblieben, und Lancaster ward erst am Ende Jahrs 1798, in der neugestifteten Arzenschule zu London, genöthigt, sich um Bells Einrichtungen zu bekümmern.

Das Schauspiel überraschte mich; noch mehr der ungezwungne Eifer der Kinder und ihr in so wenig Zeit gemachter Fortschritt im Lernen. Denn die wenigsten derselben, nur einige der ältern, hatten vorher eine

Schule besucht. Wie Lancaster in London, strebte Pestalozzi in Stans, seine Erfindung zu vervollkommen. Jener aber begnügte sich nur, den Mechanismus zu erweitern und auf verschiedenere Lehrfächer anwendbar zu machen; dieser hingegen ward von ihr zur Auffindung höherer Grundsätze der Lehrkunst und Geistesentwicklung geführt.

Er selbst war damals noch nicht für sich im Klaren. Er rang noch mit einer Idee, deren Wahrheit eben so sehr, als deren Wichtigkeit in der Kunst des Unterrichts unläugbar schien, aber welche bisher für den letztern unfruchtbar da stand. Das Gegenseitige des Unterrichts war ihm nur äusseres und hülfreiches Mittel; aber der naturgemäße Gang des Unterrichtens vom Ersten bis zum Letzten, vom Einfachsten bis zum Zusammengesetztesten, dieser ward ihm das Wichtigste von Allem, ohne welches weder schnelles noch gründliches Fortschreiten in Kenntnissen möglich sei, und alles Lernen des Kindes nur todtes Gedächtniswerk, verstandloses Aufbewahren unzusammenhängender Dinge, sondern Kräftigung und Erschließung geistiger Selbstthätigkeit bleibe.

„Siehst Du,“ sagte er oft, wenn wir beide einsam im Schatten des weiten Obstwaldes lustwandelten, welcher das Thal von Stans erfüllt: „Ich bin auf einer großen Spur, die zu Großem führt. Ich kann auf ihr nicht irre laufen. Die Wahrheit ist kein Naturgeheimnis; aber ihre Befruchtung ist heut noch ein Kunstgeheimnis. Alle Pädagogik blieb bisher Phrasenmacherei, basedowsche Spielerei, unverständige Einbläueri. Es muß zum Heil des Menschengeschlechts eine Grundverbesserung des Unterrichts gemacht werden. Kein Mensch zweifelt daran, daß der Geist des Kindes sich aus seiner Einheit stufenweis aufschließt gegen die Welt, vom Allereinfachsten endlich zum Allerverschiedensten, wie der Samenkeim zum Stängel, zum Stamm, der Stamm zu Zweigen, die Zweige zu Blättern. Auf gleiche Weise sollten ihm auch die Unterrichtsgegenstände zugeführt werden, daß das Kind gleichsam Alles durch sich selbst und aus eigener Kraft erfassen und entwickeln könnte, und das Erlernte wieder in dessen Einheit begriffe. Aber da liegt eben das Geheimnis, die Kenntnisse zu vereinfachen, zu gliedern und zu reihen, daß sie den Kindern nicht bunt durcheinander zugeworfen werden.“

In seinen philosophischen Bestrebungen, wie in seinen menschenfreundlichen Arbeiten zu Stans ward er jedoch bald und plötzlich durch kriegerische Unruhen gestört. Franzosen und Oesterreicher machten sich in der Nähe von Unterwalden, unter täglichen Gefechten, den Besitz von Uri streitig. Am 1. Juni (1799) verbreitete sich die Schreckenssage

durchs Land vom nahen Einrücken der Oesterreicher, von Recourbe's gänzlicher Niederlage. Ungeachtet ich durch Eilboten von Luzern amtlich des Gegentheils versichert worden war, vermehrte sich dennoch die allgemeine Verwirrung und Angst um so mehr, da zwei Compagnien helvetischer Truppen, in panischem Schrecken, die wichtigsten Posten gegen Uri zu Baven, Seelisberg und Beggenried verliessen und nach Stans kamen. Zwar sandt' ich diese beruhigt sogleich in ihre Stellungen zurück; aber nicht so fruchteten meine Vorstellungen in Stans selber. Ueberall die grösste Bestürzung, überall weinende Weiber und erschrockene Flüchtlinge, welche ihre geringe Habe in irgend eine Sicherheit retten wollten.

Als ich zufällig über den öffentlichen Platz vor der Kirche ging, sah ich diesen mit Verwunderung von einer Menge zerstreut umherlaufender Kinder angefüllt. Jedes derselben trug ein Bündlein von Kleidungsstücken. Bald erfuhr ich, dies seien die Ausgewanderten des Waisenhauses. Mehrere der Kleinen antworteten auf meine Frage: Wohin sie denn wollten? mit lautem Schluchzen. Sie wußten nicht wohin. Ich ließ die Kinder wieder sammeln und Pestalozzi herbeirufen. Er hatte sie im ersten Schrecken entlassen und insgesammt mit einem kleinen Kleidervorrath ausgestattet. Er selbst wußte weder von ihrer Heimath noch von ihren Verwandten, denen man sie zuführen lassen könnte; ja, er kannte nicht einmal die Geschlechtsnamen seiner Zöglinge und hatte kein Verzeichniß derselben gehalten. Er nahm sie auf meine Vorstellungen wieder ins Waisenhaus zurück.

Sechs Tage später rückte der französische General Loison, verdrängt aus Uri, mit seinen Truppen über das Gebirg in Unterwalden ein. Es wurden Lazareth und Spitäler für die Kranken verlangt, während es für die Menge des Kriegsvolks im verheerten Lande an Herbergen fehlte. Da mußte demnach auch ein Theil des Waisenhauses geräumt, und die Mehrzahl der Kinder entlassen werden. Die letztern wurden, mit einem kleinen Geschenk, ihren Blutsverwandten und Eltern zurückgegeben, welche ohnehin nach denselben verlangt hatten. Nur zwei und zwanzig, deren Heimath niemand kannte, oder nach denen niemand gefragt hatte, blieben im Waisenhaus, unter guter Aufsicht und Pflege zurück. Pestalozzi selbst verließ Stans und begab sich nach Bern. Denn von einem Tage zum andern konnte niemand verbürgen, daß diese Thäler und Berge nicht abermals vom wilden Getöse der Schlachten wiederhallen würden.

W i e e r w a r .

Pestalozzi suchte nun in einer Erziehungsanstalt zu Burgdorf, wie man weiß, nachher im Schlosse von Yverdon, die große Aufgabe seines Lebens zu lösen. Er lebte nur in seinen Ideen und nur für sie. Er gehörete nur durch sie der Welt an. Beredlung oder doch Entthierung der ärmern, verwahrloseten, größern Volksmasse durch Unterricht, blieb sein ewiges Ziel. Ein Mann von so seltenen Geisteskraft mußte groß auf das Zeitalter einwirken. Sein Name ward im gesammten Europa, wie in Amerika mit Ehrfurcht, oder Neid genannt. Nur in der Schweiz erkannte man den Außerordentlichen am wenigsten. Da sah man nur den schlichten Schulmeister, der weder Lebensart, noch Lebensflugheit besaß, und weder seinen Anzug, noch sein Hauswesen in Ordnung zu bringen verstand. Hier wurden selbst seine Tugenden dem gemeinen Pausen lächerlich; und er hatte sich glücklich zu schätzen, wenn man ihn nur für einen etwas überspannten Kopf, nicht für einen gutmüthigen Halbnarren erklärte.

Mit durchdringendem Scharffinn und Alles vergegenwärtigender Einbildungskraft, sah er jede Schwäche, jede Stärke des Herzens. Er kannte die Menschen; aber die Leute nicht. Kindlich gut, war er leichtgläubig, wie ein Kind. Oft von Andern mehr noch durch sich selbst getäuscht, ward seine Leichtgläubigkeit eben so oft zum blinden Argwohn, als zum unverdienten Vertrauen, und bei der Reizbarkeit und Lebhaftigkeit seiner Gefühle ging er eben so schnell von einem zum andern über. Er wußte sich im Allgemeinen verkannt; wer aber seine Eigenliebe schmeichelte, hatte ihn gewonnen und konnte ihn nach Gefallen leiten. Dies, und seine unverhehlten freisinnigen Grundsätze in des Vaterlandes öffentlichen Angelegenheiten, wodurch er der Aristokratie und deren dienstbeflissenen Anhängern verhaßt blieb, waren die Ursachen, daß nie gedieh, was er selber schaffen wollte, um seine Ideale in der Wirklichkeit zur Anschauung aufzustellen.

Er rang und duldete bis zum letzten seiner Tage. Wir besuchten einander zuweilen und blieben im Briefwechsel. Noch wenige Wochen vor seinem Tode trat der hochwürdige Greis in mein Zimmer. Bei aller Hinfälligkeit seines Körpers erschien die Kraft seines Geistes ungebrochen. Er entwickelte mir mit jugendlicher Lebendigkeit, die mich an die Tage von Luzern und Stans mahnte, eine seiner neuen Ideen,

über Vereinfachung des Unterrichtens in todtten Sprachen. Er wollte darüber ein Werk schreiben.

Am treuesten zeichnete er sich selbst immer in seinen vertraulichen Briefen. Ich beklage, sie nicht alle bewahrt zu haben, welche er mir geschrieben. Nur wenige, die durch Zufall erhalten worden sind, theil' ich den Lesern mit. Es sind Reliquien in jedem Sinn.

Sein Landgut Neuenhof. 8)

Burgdorf 1801.

Ich will durch meine Freunde nachfragen, was für Güter im Nargau feil sind, und Dir dann Alles sagen, was ich hierüber vernehme. 9) Ich selber habe da eins, das dreißig Jahre das wirthschaftliche Elend meines Lebens ausmachte. Ich vermochte nie es gehbrig anzubauen. Die Vorschüsse, die hiezu nothwendig sind, mangelten mir immer. Und wenn ich es bißher hätte verkaufen wollen oder müssen, so hätt' ich es, um so schlechter Anordnung willen, um die Hälfte seines wahren Werthes losschlagen müssen. Ich habe das Gut in einem Zeitpunkt gekauft, wo die Ankaufssumme ein Spott war. Ich kaufte viele Dugend Zuckarten, jede zu zehn Gulden, die jetzt zweihundert bis zweihundert und fünfzig gelten würden. Aber ich baute zwei Häuser auf dem Lande, und hatte durch Anstrengung aller Mittel, die doch immer nur halb genügend waren, meine Lage stets verschlechtert, ohne daß ich je dazu kam, mein Kapital nach seinem wahren Werth abträglich zu machen. Indessen gedenk' ich es jezo doch nicht zu verkaufen, sondern wünsche meine letzten Tage an dem Ort meiner langen Leiden zu verleben und daselbst ein Waisenhaus anzufangen, in welchem meine Erziehungsgrundsätze, bis zur Vollenbung reif, dann praktisch geprüft werden sollen.

Freund, das Elend meines Lebens war groß. Thu' das Deine, mir die Erreichung der Endzwecke, die mir jetzt dies Elend verfüßen können, zu erleichtern, und glaube immer an mich mit Freundschaft.

Dein Pestalozzi.

Seine Aussichten.

Burgdorf.

Ich freue mich des Eindrucks, den Toblers Proben auf Dich gemacht haben. Die Sache wird nach und nach mehr leisten. Es sind

kaum die ersten Linien eines Werks gezogen, dessen Vollendung eine nur allmählig steigende Vervollkommnung seiner Theile möglich macht. — Das Grab wird mich decken, eh' das Ganze auch nur in seinem ersten Marz vollendet ist, und ein neues Menschenalter wird vorübergehen, eh' seine Theile sich auch nur von fern der Vollkommenheit nähern. — Ich danke Dir mit einer Thräne im Auge, mir für meinen Zweck beizustehen. Thu was Du kannst, und wenn Du kannst, so komm' einen Tag hieher; es ist mir wichtig, Dir über alle Details so viel Licht zu geben, als immer möglich.

Sei fortin von Herzen gewogen einem Menschen, der — für sich selbst — gar nichts und mehr als nichts ist, und sich nur in der Zerkürung seiner selbst und nur noch in dem Traum fühlt, dessen ewig gedauerte Verspottung sein eigenes Ich vernichtet. — Freund, das sind nicht Melancholien. Einst wirst Du den Jammer meines Lebens erkennen, und Mitleiden haben mit Deinem

Pestalozzi.

Keine Armuth.

Bützdorf.

Freund, wußtest Du es nicht? — Dreißig Jahre war mein Leben eine unaufhörliche ökonomische Verwirrung und ein Kampf gegen eine zur Wuth treibenden äußersten Armuth. Wußtest Du es nicht, daß mir gegen dreißig Jahre die Nothdurft des Lebens mangelte? nicht, daß ich bis auf heute weder Gesellschaften noch Kirchen besuchen kann, weil ich nicht gekleidet bin und mich nicht zu kleiden vermag? — O, Ischolle, wußtest Du es nicht, daß ich auf der Straße das Gespött des Volks bin, weil ich wie ein Bettler umberlaufe? — Wußtest Du es nicht, daß ich tausendmal kein Mittagessen vermochte und in der Stunde, da fast alle Arme an ihren Tischen saßen, ich ein Stück Brod mit Wuth auf den Straßen verzehrte? Ja, Ischolle, noch jetzt kämpf' ich den entsetzlichen Kampf zwischen drückender Armuth und fürchterlichen Ausgaben; und habe das einzige Ziel, durch Standhaftigkeit in meinem Plan, noch vor meinem Tode die elendeste unter allen Haushaltungen, meine eigene Haushaltung, aufrichten zu können. Und das kann durch Verkauf meiner Bücher geschehen, wenn Freunde mir zu ihrer Verbreitung Hand bieten. Und darum ist es eigentlich und allein, warum ich auch Dich bitte.

Meine Ruhe hängt von meiner endlich errungenen Selbstständigkeit, im ganzen Umfang des Wortes, ab. Ich vermag aber nicht über mich selbst ruhig zu werden, als nur durch meinen Totalsieg über mein selbstverschuldetes Elend. Mein Gut soll mir aber auch in aller Noth nicht feil werden, eben weil es die Noth erhöht, die ich besiegen, nicht beseitigen will. — Ich will mit der Quelle meines Elendes nicht kapituliren, ich will sie bemeistern, und dann fern von ihr weggehen. Lebe wohl und glaube an meine aufrichtige Liebe.

Pestalozzi.

Sein Wille zur Selbsthülfe. 10)

Burgdorf.

Freund, tausend Dank für die Aeußerung Deines Herzens, aber ich kann und will meine Zerrüttung keinem Freunde aufbürden.

Ich kann, will und soll mich selbst retten, und wenn ich das gethan habe, dann will ich wieder Liebe nehmen von den Menschen. Aber bis ich einmal in einem Stück ganz mit mir selber zufrieden seyn kann, kann auch kein Mensch Ruhe in ein Herz schießen, dessen Ingrimm alle meine Nerven bis zum Zerreißen anspannt.

Hilf mir zum Verlauf meiner Schriften und zum Ziel meines Herzens, zum Armenhaus, in dessen Stille und Schatten ich hinter Schloß und Kiegel Ruhe suche. O Freund, meine Mißstimmung ist unaussprechlich; aber die Mittel zu meiner Selbstständigkeit wachsen mit jedem Tag.

Lebe wohl. Mich umhüllet eine Schwermuth, die sonst nie mein Loos war. Sie wird vorübergehen.

Ich freue mich Deiner Liebe. Möchte ich in der Lage seyn, Ruhe durch etwas, das außer mir ist, in mich selbst gießen zu können, so würde ich noch mündlich mit Dir reden. Doch vielleicht giebt es sich einmal unverhofft, daß wir uns sehen. Lebe wohl.

Dein Pestalozzi.

Vergebliche Anstrengung.

Yverdon. Mai 1817.

Der Erfolg meines Subscriptionsplans wird darüber entscheiden, ob ich bis an mein Grab entweder mit den gleichen Schwierigkeiten kämpfen, immer in Hoffnung leeres Stroh dreschen muß, oder ob ich noch in meinem Leben dahin kommen soll, meinen Entzwecken mit einiger

Ruhe und auch äußerer Selbstständigkeit entgegen zu geben. Meine Lage ist äußerst drückend. — Alle meine Bemühungen, alle angefangene Stiftungen stehen durch den Drang meiner täglichen Zwangsverhältnisse still.

Ich weiß, Bischoff, Du wünschst mit mir, daß dieser Nothstand sich ende; und auch Du trägst ja gerne das Deine bei. Bleib getreu; ich bitte Dich. Komm' ich in eine bessere Lage, so kann ich gewiß noch etwas leisten, das auch Dir Freude machen wird. Kann ich es nicht; so muß das, was am meisten in mir gereifet, mit mir ins Grab fallen.

A n m e r k u n g e n.

1) In Zürich bildeten zu jener Zeit zwei einander entgegengesetzte Meinungsparteien der Gelehrten ihre ausschließlichen Kreise, so daß, wer dem einen angehörte, dem andern fremd blieb. Um nicht anzustoßen bei denen, die mich mit so vielem Wohlwollen aufgenommen hatten, that ich Verzicht, Umgang mit dem von mir seit meiner Kindheit verehrten Verfasser der Physiognomik zu suchen. Ich sah und hörte ihn zu Zürich nur einmal auf der Kanzel, als er von der unglaublichen Wunderkraft des Glaubens predigte, und unter andern, als Beweis dafür, das Schicksal verfolgter Christen anführte, welche in, ich weiß nicht welcher Wüste, dem Hungertode nahe, gläubig an Erhörnung um Hülfe zu Gott geseht hatten eine schreckliche Nacht hindurch, und Morgens ein strahlendes Schloß auf einem Hügel erblickten, wo sie alle mögliche Erquickung empfingen. Diese Predigt machte mich etwas irre an dem trefflichen Manne.

2) Bekanntlich hatte Pestalozzi dies Werk schon im Jahr 1781 herausgegeben. Er sagte mir später, er habe einige der Hauptpersonen darin nach lebenden Originalen gezeichnet; darum wären sie so neu und wahr.

3) Geboren zu Restenbach bei Winterthur im Jahr 1741; erst Professor der Geschichte zu Zürich, dann Pfarrer, dann zur Zeit der helvetischen Republik in einer Kanzlei der Regierung angestellt.

4) Hans Caspar Hirzel, geboren 1725, gestorben 1803, der thätig für Veredlung deutscher Literatur mitwirkende Zeitgenosse Gleims, Sulzers, Klopstocks u. a. m. Sein philosophischer Bauer Kleinjogg, dessen Wirkthschaft er beschrieb, hieß eigentlich Jas. Gujer. Das Buch war schon 1761 erschienen. Hirzels Sohn, welcher ebenfalls den Namen Hans Caspar trug, ebenfalls Arzt war, und als Menschenfreund und erster Urheber aller in der Schweiz entstandenen Hülfsgesellschaften, in

seinem Vaterlande lange noch segensreichen Andenkens bleiben wird, (geb. 1751, gest. 1817 in St. Gallen) ist mit ihm nicht zu verwechseln.

5) Joh. Jak. Steinbrüchel, geb. 1729 in Zürich, ein geistvoller Philolog, Uebersetzer des Euripides, Sophokles und einiger pindarischer Oden. Er war der Freund und Lehrer des eben erwähnten jüngern Dirzel gewesen, Hausfreund des ältern.

6) Vater (geb. 1750, gest. 1819) des noch jetzt lebenden trefflichen Fortsetzers von Joh. Müllers Schweizergeschichte, des Prof. Hottinger.

7) Damals ein junger Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, ein geborner Schlesier, der seit Anfang der französischen Revolution in Paris gelebt hatte, und nachmals durch seine gekrönte Preisschrift über den Einfluß des Mahomedanismus (im Jahr 1810) sich unter den französischen und deutschen Gelehrten namhafter gemacht hat; so wie er schon früher als Mitarbeiter an Archenhovens, Usteri's und Hubers geschichtlichen Zeitschriften und als Uebersetzer von Sieyès Schriften wesentlich zur genauern Kenntniß der Personen und Ereignisse der französischen Staatsumwälzung beigetragen hatte. Selten hab' ich einen feinern, geistreichern Mann im Umgang gefunden, als ihn. Vertraut mit den bedeutendern Männern damaliger Zeit in Paris, führte er mich selbst in die Bekanntschaft des Grafen von Schlabrendorf, Sieyès, Isnard u. s. w. ein. Er starb zu Paris im Jahre 1826.

8) Ein Landgut im Birrfelde, ohnweit Lenzburg im Kanton Aargau, welches er immer als Quell seiner ökonomischen Zerrüttung betrachtete. Schon im Jahre 1778 fing er daselbst an, eine Arbeitsanstalt für arme Kinder zu errichten, deren Erziehung und Unterricht er zugleich übernehmen wollte. Aber für das Geschäftsleben durchaus nicht geeignet, vermehrten die Anstrengungen und Opfer, die er vergebens gemacht hatte, den Verfall seiner Vermögensumstände.

9) Zurückgezogen aus der politischen Laufbahn, suchte ich ein kleines Landgut zum Kauf im Kanton Aargau.

10) Erschreckt durch den vorigen Brief, den ich im Schlosse Wiberstein bei Aarau empfing, wo ich seit 1802 allen politischen Partheiungen fremd wohnte, lud ich den edeln Unglücklichen ein, sich loszureißen, zu mir in meine Einsamkeit zu flüchten, mit mir zu theilen, wie ich hätte, und sorgenlos seine Ideen und Entwürfe schriftlich auszuarbeiten. Seinem Liebling Jean Jacques Rousseau, dem Geiste und Gemüthe nach, in Vielem verwandt, gab er die obige Antwort.

Die Glücksspiele.

I.

„Daß du eine Aube gewinnen möchtest!“ ist gewöhnliche Verwünschung unter dem gemeinen Volke in Genua, und in der That eine Verwünschung, weil der Kdder des kleinen Gewinnes den Spielenden meistens ins Verderben lockt. Seit etwa hundert Jahren gibt es fast keine europäische Regierung, die nicht ihren getreuen Unterthanen landesväterlich das Nämliche gewünscht, und ihnen die Erfüllung des frommen Wunsches nach Kräften erleichtert hätte.

Ein Genuese, aber ein vornehmerer, ein Graf Calzabigbi war es, auf dessen Vorschläge man, bald nach dem siebenjährigen Kriege, die Zahlenlotterie in Preussen einrichtete. Wo die öffentliche Meinung sich nicht in Worten äußern darf, spricht sie in Handlungen sich aus; nur freilich nicht immer in so friedlichen, und leider eben deswegen so fruchtlosen, als es damals geschah. In den guten Häusern der größern Städte des Landes machte man es den Diensthofen zur Bedingung, nicht in der Lotterie zu spielen; in mehrere adlichen mußten sie wenigstens versprechen, keine Collette zu halten, denn bis auf diese niedrigste Stufe des Volkes hinab suchte die Regierung Gehülfen zum Vertriebe ihres Giftes. Und warum nicht? Jener alles gleichmachende Zauber, den man der Liebe zuzuschreiben pflegt, gehört vielmehr dem Spiele an, und die Spielverbindung eines Königs mit einem Laien ist offenbar bei weitem nicht so anstößig, als die eheliche des Edelmannes mit einem Bürgermädchen. Auch bei den Heirathen geringer Leute kam häufig eine Verabredung vor, zufolge deren kein Theil, ohne des andern Wissen und Willen, in der Lotterie sollte spielen dürfen. Gegen die Verführungskünste der Staatsgewalt fanden Recht und Sitte nur noch in der Selbsthilfe des Einzelnen einigen Schutz.

2.

In einer Gemeinde des Fürstenthums Neuenburg kam zu jener Zeit ein wohlwollender Mann, bei Gelegenheit eines Dorffahrmarktes,

auf den Einfall, mit den versammelten Landleuten um Rüsse Lotterie zu spielen. Der Gedanke fand Beifall, und man spielte lustig den ganzen Tag; am Abende aber fanden sich alle Rüsse, die zu Markte gebracht waren, im Besitze des Bankhalters. Die Lehre war den Leuten begreiflich, und die Lotterie machte in ihrer Gegend kein Glück.

Bekannte Wahrscheinlichkeitsrechnungen zeigen den ungeheuren Vortheil, den sich bei diesem Spiele, und besonders den niedrigeren Gewinnen, die bankhaltenden Regierungen vorbehalten. Seit Friedrichs II Tod indessen war die Verwaltung der Lotterie im Preussischen so unzuweckmäßig, daß die Regierung nicht einmal für ihre Schande bezahlt wurde. Sie hatte Verlust und mußte zuschießen, und erst seitdem im Jahre 1814 einer der dabei angestellten Unterbeamten einen bessern Verwaltungsplan entwarf, gibt es wieder Nutzen, doch nur geringen.

In Frankreich ward auch das Unkraut öffentlicher Glücksspiele gleich manchem andern von der konstituierenden Versammlung niedergetreten, aber, wie auch so manches anders, nur niedergetreten, ausgerottet nicht. Ihm sagte der Boden zu, und schon unter den Direktoren trieb es neue Ranken. Mercier, am Ende doch ein bloßer Sophist, gewonnen durch das Versprechen einer Aufseherstelle mit acht- bis zehntausend Franken Gehalt, vertheidigte im Rathe der Alten den Gesetzesvorschlag zur Wiedereinführung der Lotterie, Vergebens widersprachen ihm Boissy d'Anglas und mehrere Andere; vergebens erinnerten sie ihn an seinen Widerspruch mit sich selbst, und führten sie ihm zu Gemüthe, was eben er in seinem Gemälde von Paris und noch sonst über die Verderblichkeit jener Anstalt geschrieben und gesagt; er half sich mit Unverschämtheit und Redensarten, und meinte: „damals habe er die Sache nicht so überblickt, wie jetzt, da er von einem höhern Standpunkte weiter sehe;“ und: „könne man dem Volke nun einmal das Glück nicht geben, so solle man ihm wenigstens die Hoffnung lassen.“

Naparte, der jedes von seinen Vorgängern ausgefaete Unheil zu benutzen wußte, und in einem ähnlichen Sinne für die noch reichern Erndten seiner Nachfolger Sorge trug, machte dieses Uebel ärger, indem er die Ziehungen, die bisher nur in Paris gezogen waren, in mehreren Städten bewerkstelligen ließ, und sie zugleich vervielfältigte. Es gibt ihrer gegenwärtig an fünf Plätzen, Paris, Lille, Bordeaux, Lyon und Straßburg, und an jedem derselben drei in jedem Monate, folglich in Allem fünfzehn monatlich, oder jeden andern Tag eine für das

ganze Land. Zu des Kaisers Zeiten gab es noch sechs und dreißig Ziehungen im Jahre mehr, die in Brüssel.

Der Gesamtbelauf aller Einsätze beträgt in Frankreich an sechszig Millionen Franken. Die Hälfte derselben zahlt Paris allein. Die rohe Einnahme schätzt man auf fünfzehn Mill., wovon jedoch sechs Mill., also Vierzig vom Hundert, an Erhebungskosten abgehen, und folglich nur neun Mill. als reiner Gewinn dem Staate zufallen. Nach Ganilh's Berechnungen, in seinem Versuche über Staatseinkünfte (*Essai politique sur le revenu public*), würde die Lottereeinnahme Frankreichs im Jahre X, 1801, 18,480,182 Fr. ausgemacht haben, und betragen die Kosten allein bis fünfzehn Mill. oder den vierten Theil des Gesamtbelaufes der Einsätze. Jener ungeheure Gewinn müßte, unter dieser Voraussetzung, aus dem wucherlichen Spielumsatze von nicht mehr als fünf und vierzig Mill. hervorgegangen seyn. „Wär' es möglich,“ bemerkt eben dieser Schriftsteller, „auch das zu berechnen, was bei der Polizeiverwaltung und Rechtspflege, was in Krankenhäusern und Armenanstalten, im unmittelbaren Gefolge der Lotterie an Ausgaben mehr erforderlich ist, so würde man sich mit Erstaunen von einem Kostenaufwande derselben überzeugen, der nicht allein ihrem Ertrage gleichkommt, sondern auch ihn übertrifft.“ Zu einer so niederschlagenden Ueberzeugung aber gelangt man, und in noch vollerm Maße, auch auf kürzerm Wege. Das ganze in Umlauf befindliche Kapital nämlich, insofern es alljährlich einer es wiedererzeugenden (reproduzirenden) Anwendung entzogen wird, läßt sich, nach Abzug des reinen Gewinns, ganz füglich als Betrag der Erhebungskosten ansehen, die somit gegen sechshundert Prozent ausmachen, und so theuer kommt in der That jener Gewinn, zwar nicht der besteuernnden Regierung, wohl aber dem steuernden Volke zu stehen, aus dessen Beutel sie zahlt.

3.

Anschaulichern Begriff, als Zahlen und Bücher zu geben im Stande sind, gewähren uns von den Wirkungen und Opfern der Lotterie einzelne ihrer Erscheinungen im täglichen Leben. So hat ein pariser Kolporteur, wie er einem seiner Bekannten versicherte, Kunden, deren jeder, und bei jeder Ziehung um vier- bis fünfhundert Franken zu spielen pflegt. Und es sind nicht etwa große Herren, sondern kleine Kaufleute, Krämer, Gewerbsleute aus der rue St. Denis. Der Mann kennt sie, ohne sie um ihre Namen gefragt zu haben, und legt nicht selten den

Einsatz für sie aus, versteht sich, um ihn mit gehörigen Zinsen wieder einzuziehen. Diese Wucherauslagen gegen Pfänder und andere Sicherheit, ähnlich denen der Aufwärter in den öffentlichen Spielfällen, sind eine der ergiebigsten Quellen des Gewinnes der Lotterieceinnehmer. Ihre Käden haben immer zwei bis drei Ausgänge und mehrere Abtheilungen, zur Erleichterung der in einander greifenden Spiel- und Wuchergeschäfte und zur Bequemlichkeit schüchternen Kunden. Mann und Frau sitzen wohl nicht selten, ohne etwas davon zu ahnen, dicht neben einander in den geheimnißvollen Stübchen, die Jedes allein so listig zu benutzen meint. Als es monatlich nur zwei Ziehungen gab, machten alle Bäder in den vom ärmern Volke bewohnten Stadttheilen die Erfahrung, daß an den Tagen der Sperre (clôture), den letztern jeder Ziehung, der Brodverbrauch immer geringer ausfiel, als an allen andern. Jetzt, bei fünfzehn monatlichen Ziehungen, ist der Hunger auf den ganzen Monat vertheilt.

Lotterien, als Besteuerungsmittel, treffen das Kapital des reichern, den Arbeitslohn des ärmern Spielers, und gehören auch, aus diesem Gesichtspunkte angesehen, in beiden Fällen zu der schlechtesten Art von Abgaben. Was man zu ihrer Entschuldigung, oder vielmehr, weil doch etwas gesagt werden muß, anzuführen pflegt, ihr vorgeblicher Nutzen in der Befriedigung einer unüberwindlichen Spielsucht, die außerdem zu noch größerm Nachtheile des Staates fremde Lotterien aufsucht, würde höchstens ein ehrliches Spiel rechtfertigen; nicht aber ein so betrügerisches, und zeigt schon in seiner Heuchelei, und wo zumal von einem so großen Lande und einem Zahlenlotto die Rede ist, das Gepräge der lächerlichsten Verwerflichkeit.

Ganzlich indessen hat es der Mühe werth gefunden, dieser Ausrede den Vorschlag zu einer Lotterie entgegen zu setzen, die ebensowohl den Gefahren einer ins Ausland hinüberschweifenden Spielsucht, als dem einheimischen Verderben der bisherigen Art und Weise, ihr genugzutun, begegnen, und beides, die Reize des Spieles und den Vortheil guter Haushaltung, in sich vereinigen soll. Von jenen fünfundvierzig Millionen nämlich, die nach seiner Berechnung den reinen, kostenfreien Betrag des eigentlichen Spielkapitales ausmachen, will er nur zwanzig zu gewöhnlichen Spielgewinnsten bestimmt wissen. Die übrigen fünfundzwanzig sollen mit gehäuften Zinsen einen Leibrentenstock zu Gunsten der ein gewisses Alter erreichenden Spieler abgeben. Ein wunderliches Unternehmen, diese Aufmunterungs-Anstalt für beharrliche Spieler, dieser

Verfuch, ein schlechtes Mittel durch gute Zwecke nicht allein zu beschönigen, sondern gar zu veredeln, aber auch ein eitles, da es an sich und abgesehen von den unüberwindlichen Schwierigkeiten einer Ausführung, die nicht anders als unter Voraussetzung geschlossener Spielergesellschaften auch nur denkbar erscheint, nicht einmal dem niedrigeren seiner Zwecke zu entsprechen vermag. Die Leidenschaft befriedigt, wer ihn schmeichelt; nicht wer sie zu erleuchten oder zu leiten unternimmt. Niemand spielt um zu sparen. Jeder thut es um zu gewinnen, und wer jenes beabsichtigt, findet seine Rechnung, besser als in Lotterien, wären es auch Leibrentenlotterien, in öffentlichen Sparkassen und am besten in seiner eigenen Wirtschaftlichkeit.

4.

Alle diese staatsklugen Vereinbarungen mit dem Laster, die angeblich größerm Uebel vorbeugen und unbezähmbare Leidenschaften des Volkes, in der That aber nur den ganz gemeinen Eigennutz ihrer Urheber befriedigen sollen, sind schon darum so einfältig, als schlecht. weil sie insgesammt jede Leidenschaft, die sie befriedigen, auch wecken. Die Gelegenheit, mit geringerm Nachtheile zu spielen, ist vor Allem eine Gelegenheit zu spielen, das Befriedigungsmittel auch ein Reizmittel, und ein um so gefahrvolleres, je ungewisser, je zufälliger der Zusammenhang zwischen den Mitteln, die eine Leidenschaft anwendet, und ihrem Ziele, je schrankenloser und regelloser folglich ihr Vorwalten in einem Rebellmeere dunkler Ahnungen und Gefühle. Und eben das ist es, was vorzugsweise die des Spielers bezeichnet. Sogar das wohlthätigste Bedürfnis des Menschen, das religiöse, auf Räthsel und Geheimnisse verwiesen, artet aus zu einer verderblichen Leidenschaft; herrschende Kirchen sehen sich von widerspenstigen Sekten umringt und wännen vergebens, ein ähnliches Bedürfnis nur für ihre alleinige Rechnung mit Lehrsatzungen und Gebräuchen abzuspeisen, oder, wie sie es nennen, zu befriedigen. Aber was eine bloße Ausartung der Religion, ist eben des Spieles noch eigentliche Art, und ist es der Geheimnissglaube, der den Gläubigen macht, so giebt es wahrscheinlich mehr gläubige Spieler in der Welt, als gläubige Väter.

Die Spielsucht liegt in jedem Menschen. Weise ist, nicht wer die Gelegenheit ihr nachzuhängen überwindet, sondern wer sie vermeidet, am weisesten, wer sie gar nicht hat. Dussault schrieb ein eben so gutes als dieses Buch über die Leidenschaft des Spieles, zunächst um

sich selbst von ihr zu heilen; aber er war und blieb einer der leidenschaftlichsten Spieler, die mir vorgekommen sind, und ergab sich endlich mit guter Art in sein Schicksal. Und in der That, wie sollen Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit gegen einen Gang aufkommen, dem die bloße Möglichkeit genügt; wie Vernunftgründe über eine Leidenschaft siegen, die sich eben in der Zufälligkeit ihrer Mittel, in dem Ueberraschenden ihres Erfolges gefällt. Des Spielers Beweggründe, um so mächtiger, je weniger er von ihnen Rechenschaft zu geben vermag, sind wahrhaft über oder vielmehr unter aller Vernunft. Der Aberglaube ist seine natürliche Religion. Das wissen die Kollekteurs sehr wohl, die Verleger und zum Theil Verfasser jener Anzahl von Traum- und Spielbüchern, die man dem Vorübergehenden auf allen Boulevards fast um Nichts zum Kauf anbietet; das wissen auch jene uneigennützigern Rathgeber unter dem Bettelvolke, das man an den Abenden vor einer Ziehung, oft in großer Anzahl bei den Lotterieläden versammelt sieht. Sie erzählen sich ihre Träume und legen sie einander aus, und verkaufen die Zahlen, die sie geträumt haben, oder geträumt zu haben vorgeben, wohlhabendern Spielern um einige Sous, die gewöhnlich auch gleich zu dem Kollektur wandern.

Man hört wunderliche Gespräche. „Ich habe von einem Kater geträumt.“ — Von einem Kater? Ach, ein Kater bedeutet Nummer 64. Und soll einmal ein geträumter Kater etwas bedeuten, so ist wirklich nicht abzusehen, warum er nicht eben so gut die Zahl 64 bedeuten soll, als etwas anderes. Daß etwa gar kein Grund für irgend eine Auslegung sich denken läßt, ist selbst einer für die erste beste, die dem Spieler einfällt, und jeder schließt so folgerecht wie jener Kirchenvater: *credo, quia absurdum*,

In einer unendlichen Reihe von Zahlen ist offenbar die Erscheinung irgend einer derselben vollkommen so möglich, als die jeder andern. Dennoch giebt es Lieblingszahlen und Berechnungen. Die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5 können eben so gut gezogen werden, als jene fünf andere; aber schwerlich ist es jemals Einem eingefallen, sie zu besetzen. Weibern zumal würde jener Satz am wenigsten einleuchten. In Zahlen, wie in andern Dingen, beherrscht und leitet sie irgend eine Vorliebe. Mehrere weibliche Kollekteurs in Paris sprechen mit einer wahrhaft verführerischen Salbung über die Wahl dieser oder jener Zahl. Sie werden von ihren Kunden ganz ernsthaft zu Rathe gezogen, und daß sie es ehrlich meinen, beweist der Umstand, daß meistens auch sie dem Spiele mit Leidenschaft ergeben sind.

Ein Engländer, mit dem ich einmal bei einem Lotterieladen vorbeiging, forderte mich auf, mein Glück zu versuchen. Er wünschte zu wissen, wie sich ein vernünftiger Mann ausnehme, indem er eine Thorheit beginge. Ich machte ihm die Freude, nannte fünf Zahlen, und setzte einen kleinen Thaler auf die Quine. „Und weiter?“ fragte der aufhorchende Kollekteur. „Und weiter nichts,“ erwiderte ich dem Stauenden, „ich spiele nur auf Quinen.“ Im Falle des Gewinnes, bemerkte ich meinem Begleiter, stehen mir jetzt dreierlei Gefahren bevor. Die erste, meinen Zettel zu verlieren, die zweite, bei einem so außerordentlichen Glücksfalle für einen Verfälscher gehalten zu werden; die dritte und erträglichste, einen Beinamen davon zu tragen. *)

5.

Lotterien mit höhern, die Kräfte der arbeitenden Volksklasse übersteigenden Einsätzen, hat man als geringere Uebel angepriesen; und mit Recht, aber doch zu sehr. Entfernte Gelegenheit ist immer Gelegenheit, und wer sie suchen will, findet sie schwerlich zu entfernt. In England, wo keine Zahlenlotterie geduldet wurde, benutzte das Volk die ihm zu theure Staatslotterie zu seinem Winkelspiele und half sich mit Nummern-Versicherungen; zuerst öffentlich, späterhin, als es verboten war, heimlich. Auch da spielten vorzüglich Weiber, und es gab in London förmliche Berathungsanstalten zur Auslegung von Träumen, Ahnungen u. dgl.

Ebendasselbst sprachen die Uterhändler des Spieles, wie zur Einbildungskraft, auch zu der Sinnlichkeit ihrer Kunden, und mit eben so gutem Erfolge. Ich erinnere mich eines ihrer Kunstgriffe, der vielleicht einer edlern Anwendung nicht unwürdig seyn möchte. Vor den Fenstern mehrerer Lotterieläden sah man große Haufen neugeprägter Guineen, und neben ihnen verhiess eine Inschrift: „Alles das für sechs Pfennige.“ All this to be had for a six pence. Das Kapital war ein todttes, und kostete wahrscheinlich dem, der es anwandte, noch Zinsen, aber daß er es anwandte, um zu den Sinnen zu sprechen, statt sich mit einer bei weitem wohlfeilern bloßen Anzeige an den Gedanken zu wenden, bewies, wie sehr ein ähnlicher Aufwand sich schon bezahlt machte.

*) Nicht lange vor dem Ausbruche der Revolution gewann einmal eine Marquise wirklich eine Quine. Man zahlte ihr eine Million, aber sie hieß von Stund an und bis an ihr Ende: La Marquise de Quine.

Läge in einer Kammer von Abgeordneten auch nur eine Million baaren Geldes in einem Haufen da, oder wäre sie Stück für Stück an die Wand genagelt; man ginge schwerlich in ihr so freigebig mit den Hunderten von Millionen um, und jenes Geld würde so wirksam angewandt seyn, als das im Lotterieladen, und besser. Der Gedanke, daß jene Metallstücke allendlich Arbeit vorstellten, und z. B. eine Million Franken, zu dreißig Sous Tagelohn, als Gesamtwertb einer Masse von 666,666 Lagerenten anzusehen wäre, müßte in jedem Verständigen den Eindruck noch erhöhen.

6.

Ausser dem Lotto, das die Regierung selbst verwalket, giebt es in Frankreich noch andere öffentliche Glücksspiele, deren tägliche Betreibung sie einer Gesellschaft von Unternehmern pachtweise zu überlassen pflegt. Vor Allem natürlich ebenfalls in der edeln Absicht, größern Uebeln eines unbeaufsichtigten Winkelspiels zuvorzukommen, beiläufig auch in der, sich einen ganz annehmliehen Gewinn zu verschaffen.

Dieser Gewinn, die jährliche Pachtsumme, beträgt 6,000,000 Fr. Ein Sechstheil des für eine sechsjährige Pachtzeit gezahlten Weinkaufes (pot de vin) von einer Million 166,666 s Verwaltung, Einrichtung der Spielsäle, Besoldung der Dienerschaft u. s. w. kosten den Unternehmern jedes Jahr 1,551,480 s

Ihre jährliche Ausgabe macht somit . . . 7,718,146 Fr.

Dingegen beläuft sich, den sichersten Nachrichten zufolge, ihre monatliche Einnahme auf mehr als 800,000 Franken, ihre jährliche auf wenigstens 9,600,000 Fr.

Ihnen bleibt folglich nach Abzug des obigen Kosten aufwandes von 7,718,146 s

an reinem Gewinn alljährlich 1,881,854 Fr.

und für die sechsjährige Dauer ihrer Pacht 11,291,124 Fr. Neun Millionen und sechsmaalhunderttausend Franken werden jährlich erhoben, um der Regierung sechs Millionen zuzuwenden. Die Summe des ganzen einer nützlichen Anwendung entzogenen Spiellokapitales, und die noch größere des zugleich in Umlauf gesetzten Lasters und Elendes aller Art, sind unmöglich zu berechnen, und kommen freilich auch nicht in Anschlag.

Diese Spieleinnahme gehört zu den sogenannten immendicités,

dem Schmutze des Palais-Royal, der indessen so wenig übel riecht als Wedpasts Eloakensteuer. Er deckt eine Menge geheimer Ausgaben, zu welchen man sich leichter entschließt als bekennet; unter andern sagt man, gewisse Gnadengehalte, besonders geistliche. Unsere Franzmänner sind die Eulenspiegel des heil. Crispin. Sie machen es ganz wie er, nur umgekehrt, und stehlen, aber den Armen, das Leder, um die Fürsten der Kirche mit rothen Schuhen zu versehen.

An den Tagen einer großen öffentlichen Trauer, am 21. Januar und 19. October, z. B. den Todestagen Ludwigs XVI. und seiner Gemahlin, sind alle Schauspielhäuser und Werkstätten geschlossen. Sogar die Bäckeläden sind es mehrere Stunden lang; die Spielhäuser nicht eine Minute. Den ehrlichen Fleiß haben diese Leute ihrer Willkühr vorbehalten, aber mit dem Gewerbe des Lasters schlossen sie einen Vertrag. Und wie ließen sich ähnliche Unterbrechungen den Spielpächtern zur Bedingung machen; würden sie doch nothwendig die Pachtsumme verringern müssen! Ein politischer Jammer zahlt wohl mit Thränen, aber nimmermehr mit Geld.

Nur der kleinste Theil des ungeheuren Gewinnes der Spielpächter ist übrigens den innern Einrichtungen der verschiedenen Glücksspiele zuzuschreiben. Was ihnen jene verkürzen, ist vergleichungsweise unbedeutend und beträgt nicht über fünf Prozent im Pharaon und nur etwa drei in rouge et noir. Der Hauptvortheil des Bankhalters besteht darin, daß er das Spiel walten lassen und sich leidend verhalten muß. Den Spieler hingegen treiben seine Meinungen und Leidenschaften, und eben diese arbeiten für die Bank. Handelte jeder folgerecht, im Verluste vorsichtig, und kühn im Gewinn, das Glück würde ihn begünstigen, oder doch bei weitem seltener die Bank. So aber findet sich das Gegentheil.

Den größern Vortheil gewisser Glücksspiele, verglichen mit dem einiger andern, bestimmt sodaum hauptsächlich ein schnellerer Umlauf der Einsätze. Daher ist Roth und Schwarz, mit einer sie minder begünstigenden Einrichtung, den Banken doch vortheilhafter, als Pharaon, und vortheilhafter als beides, die Roulette.

Herr Poissow verlas im Jahr 1820 in der Akademie der Wissenschaften zu Paris ein Mémoire sur les chances que les jeux de hasard, admis dans les maisons de jeu de Paris, présentent à la banque. Er berichtet in denselben die frühern irrigen Berechnungen in der *Encyclopédie méthodique*, und beweiset: que la somme de toutes les mises faites par le Trente-et-un dans

les maisons de jeu de Paris, s'élève annuellement à 230 millions de francs, et que sur cette somme de circulation, les banquiers enlèvent un profit de 2,760,000 fr. — *Das vortheilhafteste ist die Roulette, dont la circulation annuelle monte à cent millions, et qui donne un bénéfice d'un dix-neuvième de toutes les mises ou de plus de cinq millions.*

Die Totalsumme von 330 Mill. bestimmt den Umlauf der Circulation; der Belauf des zu dieser Circulation wirklich verwendeten Geldes ist natürlich geringer, denn — le même numéraire, ayant d'être absorbé par la banque, passe et repasse à plusieurs reprises entre les mains des gagnans et des perdans. — Herr Poissow glaubt rühmen zu dürfen, que le même numéraire paroît douze à quinze fois dans l'année sur la table de jeu. D'après cette hypothèse, qu'il a rendue très-probable, le capital réel employé dans les jeux se trouve réduit à environ vingt-quatre millions, ou trois fois la somme que gagne la ferme des jeux.

Un habitué des jeux qui, au bout de l'année, n'a perdu que le tiers du capital qu'il a employé, n'a donc éprouvé ni bonne ni mauvaise fortune; il n'a fait que contribuer pour sa quote-part aux frais d'entretien.

7.

Lotterien und andere öffentliche Glücksspiele, sammt allen ihren bössartigen Folgen sind nachgerade nur noch geringere Uebel, verglichen mit jenem umfassendem Spielgeiste, der alle Staaten in Staatslotterien verwandelte und Keinem für sein Vermögen größere Sicherheit, als die eines Spielfazes übrig ließ. Eine grenzenlose Benützung des öffentlichen Kredites, indem sie den Privatkredit verdrängte, warf allen Reichthum, dessen Vertheilung jeden Erwerbszweig belebt haben würde, zur Nahrung der Gewinnsucht, wie in eine einzige große Bank; und Wetten auf Preise, die unausbleiblichen Folgen eines Ueberflusses an der neuen Staatswaare und ihres wandelbaren Werthes, bildeten die Musterform auch jedes andern Waarenumsatzes, und machten aus allem Handel ein Börsenspiel; insofern Meinungen und Leidenschaften allen Theilnehmern an demselben gemein sind, ein minder ungleiches als jedes andere Glücksspiel, aber dennoch, weil es auf Kredit gespielt werden kann, ein verderblicheres als jedes andere.

Und umsonst versuchte man den Genuß des Uebels von seinen

Wirkungen zu trennen, Staatsschulden zu machen, und zugleich dem Börsenspiele Einhalt zu thun. Eine Regierung zahlt, nicht weil sie Schulden gemacht hat, sondern weil sie fortfahren muß, deren zu machen; und so lange man darauf rechnen darf, bleibt es für Jeden ein überwiegender Vortheil, sein Vermögen ohne Förmlichkeiten und Ungewißheit zu jeder Stunde anlegen und umsetzen zu können, und sich in beiden Fällen an den Mäkler wenden zu dürfen, und nicht an den Richter.

Gewinnsucht aber und nicht ein wirkliches Bedürfniß versammelt offenbar in unsern Börsen jene laulustige Menge, die dem Staatsgläubiger den Vortheil, in jedem Augenblicke über den Werth seiner Habe verfügen zu können, gewährt; und ersetzt nicht, was ihnen an Sicherheit abgeht, die Hoffnung, so würden unsere Staatspapiere die schlechtesten, weil unbeweglichsten aller Schuldforderungen seyn. Auch sehen wir schwächlichere Staaten — Säusern gleich, die sich nicht erst arm zu trinken brauchen, und mit dem schlechtesten Fusel anfangen — das Reizmittel sofort in seinen rohesten Formen anwenden, und in jeder Staatsanleihe eine Staatslotterie eröffnen, die dann ebenfalls, gerade wie ehemals die englische, auch den Aermern durch das an sie geknüpfte, untergeordnete Glückspiel der Zahlenversicherungen, oder sogenannter Promessen in ihren Wirbel hineinzureißen pflegt.

Ob Staatsgläubiger das Lob; das ihnen diejenigen, die für ihre Vermehrung sorgen, beizulegen gewohnt sind, in der That verdienen, ob sie wirklich zu den festesten Stützen einer ihnen verschuldeten Regierung gehören, muß, wie so manches, worüber die Vergangenheit umsonst belehrte, immer wieder die Zukunft lehren. Wahrscheinlich ist es nicht. Auf eine Gesellschaft von Eigenthümern und auf ihren einmüthigen Sinn zur Aufrechthaltung einer bestehenden Ordnung der Dinge läßt sich zählen; schwerlich auf den einer Gesellschaft von Spielern; wär' es auch nur, weil sie nothwendig in zwei Hälften zerfällt, deren jede nach einem entgegengesetzten Ziele strebt. Bricht endlich eine höhere Macht, gleichviel ob als Feind oder Obrigkeit, in das große Spielhaus, das den Flächenraum eines Königreiches bedeckt, so eilen die Glücklichen, ihren Gewinn in Sicherheit zu bringen, ohne sich viel um die Karte zu bekümmern, auf der sie gewonnen, und nur die Gefünderten etwa machen gemeinschaftliche Sache mit dem alten Herrn oder dem neuen Besiznehmer des Hauses, aber die Frage ist: mit wem? —

Hundert Seifenblasen.

Von R. G. Jochmann.

1. Das Ziel der Gelehrsamkeit.

„Ich weiß das Wenigste von dem, was man der Schande wegen mehr, als des Nutzens wegen, wissen muß,“ klagt Hamann in einem seiner Briefe; und in der That besteht der größere Theil unserer Gelehrsamkeit nur noch aus Kenntnissen, deren Besitz uns keinen andern Vortheil gewährt, als den, uns nicht schämen zu dürfen über ihren Mangel. Die Blätter, auf welchen die Sibylle ihre Orakel austheilt, sind lauter Feigenblätter, die kaum unsere Blöße decken, geschweige denn sonst einem Bedürfnisse abhelfen. Glücklicherweise nähert sich auch dieser Unfug in seiner Vollendung seinem Ziele, an dem eine gerechtere Scham die Stelle der falschen einnimmt, und jene unfruchtbaren Schätze unsers Schulwissens theilen das Schicksal gewisser äußern Auszeichnungen. Man fühlt sich anfangs geehrt, sie zu besitzen: man schämt sich dann, sie nicht zu haben, und endlich — sie zu haben.

2. Gelehrtenwirksamkeit.

Lebenslust entwickelt nur der lebendige Baum; nicht — was Ihr aus ihm schnitzen wollt, — das Fachwerk in Euerm Studierzimmer.

3. B ü c h e r t o d.

Was endlich soll aus der mit jedem Tage wachsenden Menge von Büchern werden? — Was aus ihren Verfassern — Staub. Und wie aus den unzähligen Körpern, die auf Erden erscheinen und zerfallen, Geister sich entwickeln, so überleben Gedanken — Bücher, überlebt ihrer Hunderttausende vielleicht nur Ein Gedanke, die unsterbliche Seele einer ganzen Bibliothek.

4. Salomo der Weise, und die weisen Deutschen.

Weiser als Salomo der Weise, haben sie nicht nur den bösen, sondern allen Geist in Bücher gebannt, und ihn da sitzen lassen.

5. Die gelehrten Krankheitsstoffe.

Krankheiten des Geistes greifen um sich, wie die des Körpers, je nachdem sie den Stoff, in dem sie wirken, — jene in einer Menge unverdauter Kotizen, diese in einer Masse unreiner Säfte vorfinden. Daher bringt es, im Aberglauben z. B., ein junger Doktor weiter, als zehn alte Weiber.

6. Die Mystiker in den Wissenschaften.

Belächeln wir nicht länger den Morgenländer, der die Begeisterung im Wahnsinne sucht; wir fanden die Weisheit in der Leichtgläubigkeit. Freilich ist es nur den Einsichtsvollern gegeben, der Grenzen ihres Wissens kein Hehl zu haben, wie reiche Leute den Verlauf ihres Vermögens am wenigsten zu verheimlichen brauchen. Newton, der die Gesetze der Sinnenwelt entdeckt hatte, durfte in frommer Demuth die Unerforschlichkeit ihres höhern Ursprungs eingestehn. Bequemer finden es billig Andere, einen weder hals- noch kopfbrechenden Sprung über die beschränkte Physik hinaus zu thun, und mit ihren Forschungen gleich anzufangen, wo sie vor dem Ziele derselben sicher sind, — im Reiche der Phantasie. Sie schreiten nicht bloß fort mit der Wissenschaft, sie rennen ihr voraus, und lassen sie im Stiche. Ihnen kommt es ganz gelegen, eben das für das Köstlichste zu halten, was ihnen nichts kostet, und sie glauben an jede Hererei, aus dem einfachen Grunde, weil man kein Hexenmeister zu seyn braucht, um es zu thun.

7. Die verwechselten Dimensionen.

Die gepriesene Innigkeit gewisser Empfindungen läuft nicht selten auf bloße Verwechslung einiger Ausdehnungsverhältnisse hinaus. Wie Viele, die von der Tiefe ihres Gefühls sprechen, und sie meinen doch nur die Breite.

8. Die magnetische Kette.

Leistet wirklich der Magnetismus alle die Wunder, die man von ihm erzählt, warum ihn nicht auf den Staatshaushalt anwenden, um die in Haß und Zwietracht zerfallenden Mitglieder der Gesellschaft in einen versöhnenden Rapport zu setzen? Warum nicht magnetische Ketten unter den Wenigen, die der guten Dinge dieser Welt die Fülle haben, und jener Menge, die Alles entbehren muß? — auf daß die eine nicht länger friere, wenn die Andern warm sitzen, und sich gesättigt fühle,

wenn diese gespeist haben. Soll denn die magnetische Kette, wie die uns angerühmte der Priesterweibe, immer nur der Gewalt, und nie dem Wohlthun einen Leiter abgeben; oder ist auch diese Kette nur ein Bindemittel, und weiter nichts?

9. Die bessern Mystiker.

Der ächtere Mysticismus ist vielmehr die Art und Weise, ein tiefgefühltes Bedürfnis auszudrücken, als ein Mittel, es zu befriedigen. Wehe dem Menschen, der nie an den Grenzen des Mysticismus gestanden hat! Unsere erhabensten Gedanken sind Ahnungen, und wer das Höchste demonstrieren will, der macht es nicht verständlich, sondern gemein.

10. Die Sonnenflecken der Wissenschaft.

Es giebt dunkle Stellen in unserm Wissen, aber sie verfinstern nur die Erde, und nicht den Geist. Schatten unbekannter Größen, die in unserm Gesichtskreis fallen, sind sie die Bürgen einer höhern Welt, und die Zeugen eines Lichtes über dem unsrigen.

11. Die imponderablen Kräfte.

Unsere Naturforscher sind weiter gekommen, als unsere Staatsmänner. Jene haben die höhere Bedeutung unwägbarer Kräfte zu würdigen verstanden, diese noch nicht; und unbegreiflich blieb ihnen, was immer sich nicht ergreifen läßt. Aber sind nicht auch Gedanken unwägbar Kräfte, und die mächtigsten wie die unwägbarsten, die wir kennen? Giebt es nicht auch geistige Strömungen; hat nicht auch das Recht seine erwärmende Kraft, und die Wahrheit ihre anziehende, die sich eben so wenig leugnen, als zählen oder wägen läßt? —

12. Das Christenthum und seine Priester.

Verschleiert führten sie die hohe Gestalt zu den Barbaren, und wie vor Zeiten die Athenienser, bauen wir seit achtzehnhundert Jahren unsere Altäre dem unbekanntem Gott.

13. Der heiligere Bund.

Wer mag die Unentbehrlichkeit eines heiligern Bundes bezweifeln, obgleich schon das sechszehnte Jahrhundert eine sainte ligue gesehen hat! So blieb die Schöpfung des Menschen übrig, nachdem die des Affen schon geschehen war.

14. Die späten Frommen.

Es giebt Leute, die ein übersinnliches Leben zu beginnen meynen, wenn es mit ihrer verbrauchten Sinnlichkeit zu Ende ging. Jener Irrthum schöner Seelen, die alle Wahrheit in ihrem Gefühle suchen, weil es übermächtig zu ihnen spricht, was dem Schwärmer die Fülle des überströmenden Herzens, ist ihnen der Bodensatz im Becher der Wollust.

15. Die weis sagenden Profelyten.

Laut verkündigen sie das Unheil, an dem sie heimlich arbeiten. Für beträutere Diener des höchsten Wesens möchten sie gehalten werden, aber wie jene Pariser, die auch mit dem Auge der Vorsehung prunken, sind sie nur die der hohen Polizei. *)

16. Moderne Heiligspredung.

Der politischen Frömmigkeit ein politischer Lohn! Canonisirt werden die Befehrten unserer Lage schwerlich, — aber geadelt.

17. Die politischen Wetterableiter.

Die Mächtigen der Erde scheinen es mit den Wolken am politischen Horizonte zu halten, wie die Bauern mit dem am physischen; sie wollen sie mit Glockenläuten beschwichtigen. Aber es ist bei jenem damit so wenig gethan als bei diesem, und beide hatten bis jetzt auch das mit einander gemein, daß sie desto öfter sich unter Kanonendonner zerstreuten und auf Metallspitzen entladeten.

18. Das gefährliche Spiel.

Den guten Geist sollten sie so wenig an die Wand malen als den bösen; er kommt sonst auch. Zur Verklärung ihrer Sünden lassen sie die Religion in's Leben treten, aber sie tritt in's Leben. Sie wissen nicht was sie thun. Dieser Schatten erinnert an den Körper, dem er angehört, und ihre Fabel — an die Moral.

19. Verfassungsformen.

Von aussen schaffen wollen, was aus dem Innern sich entwickeln muß, heißt Leichen schminken, um sie zu beleben.

*) Die Polizeispione in Paris erkennen sich an einer Schaumünze mit dem sogenannten Auge der Vorsehung.

20. Das verlassene Theater.

Das Jubeljahr hat keinen Effect gemacht, die Krönung zu Rheims auch keinen. Nur die Logen waren besetzt, aber das Parterre blieb leer. Aus der großen Weltbühne wird immer augenscheinlicher ein bloßes Liebhabertheater, bei dem die handelnden Personen ihre eignen Zuschauer abgeben; und die letzten, die der politischen Haupt- und Staatsactionen müde werden, sind die Schauspieler, die sie aufführen.

21. Fürstengröße.

Famtscharenmuff und Glockengeläute und Kanonendonner, weltlicher und geistlicher Lärm, Friedens- und Kriegsgetöse, — was verkündigen sie, einen Aufruhr oder eine Schlacht? — Nein, die Eröffnung einer Ständeversammlung. Der Pöbel erkennt im Lärm die Größe, wie die Allmacht im Donnerwetter. Aber nicht im Sturme und nicht im Wetter offenbarte sich Gott dem Propheten, sondern im Wehen des Frühlings, der segenspendend über die Erde zog. Möge die gebietende Erscheinung auch unserer irdischen Majestäten immer nur das Vorzeichen einer wohlthätigern seyn! Die würdigere Vorstellung ist in beiden Fällen die spätere, und politische Wahrheiten gleichen in ihrer Wirkung den physischen; sie entzaubern die Einbildungskraft, aber sie veredeln den Begriff.

22. Das Talent.

Das Talent zum Gauner ist auch das Talent zum Sokrates und Franklin; es kommt darauf an, welche Richtung es empfängt.

Sheridan, als glänzender Parlamentsredner bekannt, Obereinnehmer des Herzogthums Cornwallis, war in seiner Jugend ein lockerer Zeißig, von Schulden geplagt. Einst sprengte einer seiner Gläubiger in St. James Park auf prächtigem Rosse auf ihn an. Sheridan merkte die Absicht des bösen Mahners und schrie entzückt: „In meinem Leben sah ich nichts Schöneres. Ich beschwöre Sie, würden Sie das herrliche Thier verkaufen?“ — „Um, warum nicht, wenn's mir gut bezahlt wird.“ — „Und wie ist's im Trab?“ — Vortrefflich. — „Ich bitte, lassen Sie es einmal recht austraben!“ — Der Reiter giebt seinem Ducephalus die Spornen, und während er den großen Gang hinuntertrabt, macht sich Freund Sheridan aus dem Staube.

23. Der Rollentausch.

Es hat große Herren gegeben, die sich ihre Reden von Andern machen ließen; aber die Antworten darauf diktierten sie selbst.

24. Patrioten und Brillen.

Es giebt Dugend-Patrioten, wie es Dugend-Brillen giebt, auch ihrerseits nicht zum Sehen, sondern zum Verkauftwerden gemacht,

25. Das unpassende Gleichniß.

„Sprecht uns nicht vom Geseze der Engländer! — sagen sie, — es paßt nur zu ihren Verhältnissen, es paßt nicht für uns, es könnte unter uns nicht bestehn.“ — So wenig in der That, als die Flamme eines Lichtes in verdorbener Luft; und was Ihr sagt, beweist Alles gegen die Luft, in der wir athmen, — aber was beweist es gegen das Licht?

26. Die Zwangswahl des neunzehnten Jahrhunderts.

Auch in der Türkei giebt es endlich eine Repräsentation, sogar in Spanien, — und zwar eine der bewaffneten Macht. Gleichviel, das Reich der Täuschungen hat aufgehört; die Willkür des Schwächern hüfte den alten Zauber ein, und ein Recht des Stärkern trat an ihren Platz. Volk oder Pöbel, Cortes oder apostolische Junta, Geseze oder Janitscharen, eine sich beratende oder sich prügelnde Repräsentation, eine Regel auch den Herrschern oder die Jügellosigkeit auch der Beherrschten, — das ist die Alternative unserer Zeit.

27. Die überflüssige Vormundschaft.

Wollen wir nur nicht das Schlechte; das Gute macht sich von selbst. Der Zwang ist ein so bössartiges Element, daß nur das Schlimmere in ihm gedeiht, und das Gute, das anbefohlen wurde, gleicht gewissen Früchten, die man in Wärmebeeten zog. Auch den gelungensten schmeckt man den Mist an, in dem sie gezogen wurden.

28. Des Herrn Auge und des Herrn Hand.

Mit Regenten verhält sich's nicht wie mit Privatleuten. Diese thun am besten, was sie selber thun; bei jenen ist es umgekehrt. Nur des Herrn Auge verdoppelt die Arbeit, nicht seine Hand.

29. Die neue, große Armee.

Diese Anzahl ärmlich besoldeter, und in Hunger und Demuth erkerbender Beamter, — was soll aus ihnen werden! In Uniformen hat man sie schon gesteckt wie die Kriegsknechte, und geht es so fort, so wird man sie auch auf Commisbrod setzen und in Kasernen stecken müssen, wie die. Und warum nicht? Man wird dann bataillonweise auf die Kanzlei marschiren lassen, wie jetzt auf die Wache; die Schreiber werden sich auf ihren Posten ablösen wie Schildwachen, und wie die Minister es zum Theil schon thun, und es giebt doppelte Parade und doppelten Spaß.

30. Wer dient, wem wird gedient?

„Ich habe zwanzig Jahr' dem Staate gedient,“ sprach ein pension-suchender Ueberflüssiger. „Sie drücken sich unrichtig aus, — erwiederte ihm der Minister, — Sie wollen sagen, der Staat hat Ihnen zwanzig Jahre gedient.“ Vortrefflich; und Schade nur, daß, der die Antwort gab, sie eben so wohl verdienen mochte, als der sie erhielt.

31. Das gefährlichere Majestätsverbrechen.

In Japan ist der Name des Fürsten seinen Dienern so heilig, daß keiner denselben auszusprechen wagt; ein Befehl, von dem übrigen Volke um so heiliger gehalten, da es ihn gar nicht zu kennen pflegt. Klüger in ihrer Demuth übertragen Jene bei uns die Namenunverletzlichkeit ihres Gebieters am liebsten auf sich selbst. So dacht, versichern sie alle, hinter ihm zu stehen, daß jeder Pfeil, um sie zu treffen, nothwendig erst ihn durchbohrt haben müsse. In seiner Diener Wahl besteht des Fürsten wichtigste Aufgabe, und folglich ist jeder Zweifel an ihrer vollkommensten Lösung — Hochverrath; und weil auch Adler der Sonne zufliegen, meint jedes Stäubchen, im Sonnenscheine der Gunst, ein Adler zu seyn.

32. Die bevormundende Hülfe.

Die Art, wie manchen Künsten und Gewerben von Staatswegen aufgeholfen wird, erinnert an das Kunststück der Athleten, ihrem Gegner aufzuhelfen. Sie umarmen ihn auch, aber um ihn zu erdrücken; sie erheben ihn ebenfalls, und ebenfalls um ihn desto tüchtiger fallen zu lassen.

33. Die wohlfeilen Regierungen.

Die wohlfeilsten Regierungen sind vielleicht — nicht die am wenigsten kosten, sondern die am wenigsten thun.

34. Die Orakel der Gerechtigkeit.

Die Richter an den Höfen der alten scandinavischen Könige beschäftigten sich, nach Torfäus und Andern, auch damit, Räthsel aufzulösen. Unsere Gesetzverständigen befassen sich wohl auch mit Räthseln, aber sie machen sich's bequemer, und geben sie auf.

35. Die Briefstellerinnen.

Briefe scheinen das einzige Fach der Literatur zu seyn, worin die Weiber, und nur die Weiber vortrefflich sind. Wir Männer nehmen alles zu schwer. Jeder Brief scheint Bruchstück einer Abhandlung. Liebesbriefe nehm' ich aus; in diesen wird selbst unsere Unbehüllichkeit unser Vorzug.

Der Lady Montagu, der Frau von Sevigné und Babette's Briefe sind unübertroffene Muster. Frau von Sevigné ist die lieblichste Schwägerin, Babette die liebenswürdigste Ländlerin, Lady Montagu die Unterrichtetste, die Geistvollste, kurz die Erste in diesem Kreise. Frau von Stael wäre vielleicht von Natur einnehmend gewesen; aber sie schminkte sich. Grazien dürfen keine Schminke tragen.

36. Das philosophische Criminalrecht.

Dem Himmel sei Dank! wir lenken ein, und unsere Strafgesetzgebung, die vor lauter Menschlichkeit fast zu einem Liebesrecht geworden wäre, ist wieder ein peinliches Recht. Die Folter mag noch etwas bedenklich seyn, aber gegen Prügel ist nichts zu sagen. Ein Geständniß aus den Knochen herausbrechen, mag unsanft scheinen, aber es aus dem Hintern herauspochen, ist so übel nicht. Unter dem Schraubstock stehen wir nicht mehr, nur noch unter dem Stock. Wär' es fortgegangen mit dieser Aufklärung, so würden am Ende unsere Kerker leer gestanden haben, wie unsere Kirchen. Spiegeln wir uns an den Erfahrungen der armen Leute in New-York, in deren schöne Gefängnisse, seitdem sie zugleich eine Art von Erziehungsanstalten abgeben, von hundert entlassenen Gefangenen kaum fünf zurückkehren, während ihrer

früher kaum eben so viele nicht wiederkamen. *) Mit Gefangnen ist es nicht wie mit Gasthäusern, sondern umgekehrt. Nur die guten stehen am Ende leer, und nur in die schlechtesten kehren die alten Kunden immer wieder zurück.

37. Der eiserne Scepter.

Nur auf der Insel Ceylon war der Despotismus unbefangen genug, sich keiner Hölle zu bedienen, und jenes Wort von seiner weisernen Ruthe^u buchstäblich wahr zu machen. Einen eisernen Scepter **) führte der König von Candy, während seine Kollegen auf den Halbinseln diesseits und jenseits des Ganges den ihrigen bald für einen Hirtenstab und bald für eine Hand der Gerechtigkeit ausgaben.

38. Die Statistiker.

Die politische Arithmetik hat uns nachgerade eine arithmetische Politik geliefert, und alle Verwaltung ist nur noch ein centralisirendes Tabellenwerk. Würden die Leute satt, wenn man sie zählt, so ließe sich die Sache hören, aber es ist kein Stern und Segen mit diesen statistischen Kunststücken. König David, der erste Statistiker, von dem zu lesen ist, hätte uns durch sein Beispiel belehren sollen. Als er seine Juden zählte, kam die Pest unter sie, und heute noch geht es uns mit so vielen wohlgezählten Quellen und Stützen unsers Staatshaushaltes nicht viel besser.

39. Regierungsvormundschaft.

Als die Venetianer sich im Jahr 1441 der Stadt Ravenna bemächtigt hatten, bestand eine der Maaßregeln, durch die sie die gute Meinung ihrer neuen Unterthanen zu gewinnen suchten, darin, Juden hinzuschicken, die den Geldbedürftigen auf Pfänder borgen sollten. ***)

*) A New-York une moyenne de quelques années donne le résultat suivant: de cent prisonniers relâchés à l'expiration de leur terme, il n'en est que cinq qui aient été ramenés dans la prison pour un nouvel délit. Avant qu'on eut établi le régime actuel, la proportion était à peu près inverse. — S. die Genfer Annales de législation et de jurisprudence I. 2. p. 280. Note 3. —

**) Er befindet sich gegenwärtig in der Waffensammlung des Königs von England.

***) S. Daru hist. de Venise XV. 17. nach Hieron. Kubei histor. Ravenat. C. VII.

Mit den Juden und dem Gelde in ihrer Tasche wären wir nun auch versorgt, und es käme jetzt nur noch darauf an, uns auch mit den gehörigen Pfändern zu versehen.

40. Ugolino und seine Zeiten.

Glückliche Zeiten! in welchen man die Leute einsperren mußte, damit sie verhungerten. Zu andern, wenn sie nicht auswandern wollen, können sie es ganz bequem im Freien thun.

41. Das Mißverständnis.

„Italien ist ein schlafender Löwe, — rief der politische Prophet, — hütet Euch, ihn zu wecken!“ Und sie weckten ihn, und er riß seinen weiten Rachen auf, und sie meinten, es geschehe um zu verschlingen; aber es geschah um zu gähnen, und er ist wieder eingeschlafen.

42. Die gefährlichen Philosophen.

„Von der männlichen Kleidung — heißt es in Winkelmann's Geschichte der Kunst *), — ist überhaupt zu bemerken, daß wenn an stehenden oder sitzenden Figuren mit einem umgeschlagenen Mantel, die Brust bloß ist, d. i. wenn dieselben ohne Unterkleider sind, Philosophen und keine Senatoren vorgestellt werden, denn die letztern sind allemal ganz bekleidet.“ Man sieht, die Philosophen waren von jeder Sandculotten, und gefährlicher ist freilich Keiner jedem Westger eines guten Rockes, als der kein Hemd auf dem Leibe hat.

43. Die Geburtsstunde der Revolutionen.

Revolutionen lassen sich so wenig machen, ehe die Umstände sie erzwingen, als Kinder sich gebären lassen, ehe sie gezeugt wurden. Ist aber die Frucht reif, so kommt sie in beiden Fällen auch ohne Geburtshelfer zur Welt.

44. Unbeabsichtigte Erfolge.

Das Volk zu bewegen, ist jede Faktion bemüht; es zu erleuchten, keine. Vielleicht bewirken sie das Eine, indem sie das Andere beabsichtigen, und die Reibungen in der moralischen Welt schaffen, wie die in der physischen, indem sie die Flamme hervorlocken, zugleich das Licht.

*) Im 6. Buche, Cap. 3. §. 2.

45. Die politische Höllenarbeit.

Die Leidenschaften der Menge sind wie der Felsen des Sisyphus. Sie lassen sich wohl zu einem gewissen Gipfel hinaufschrauben, aber zerschmetternd und unaufhaltfam stürzen sie auf ihren vermeintlichen Meister zurück.

46. Die größere Gefahr.

Es giebt noch etwas Furchterlicheres als den Kampf der Parteien, — ihren Sieg. Daß jede von ihnen stark genug ist, um ihn der andern streitig zu machen, ist unser Glück, so lange keine von ihnen gut genug ist, um seiner würdig zu seyn.

47. Die furchterlichern Kriege und die unwürdigern.

Meinungskriege sind wohl die furchterlichsten Kriege, die es giebt; — aber auch die entehrendsten? — Es ist noch immer edler, sich für eine Meinung zu schlagen, und käme sie aus dem Tollhause, als für sechs Kreuzer täglich, und kämen sie aus der Schatzkammer eines Titus.

48. Auch dem Teufel — Gerechtigkeit.

Alle Revolutionen lassen sich als nothwendige Folgen eines früheren Stillstandes ansehen, als gewaltsamere Bewegungen, durch die ein langunterlassenes Fortschreiten wieder eingeholt werden muß. Das protestantische Europa hat sich dreihundert Jahre früher auf den Weg gemacht als das katholische; was wundern wir uns denn über die tollern Anstrengungen dieses letztern! Jede Revolution hat am Ende nur Ein Gutes, aber dieses gewiß; auch die noch so arge erspart unfehlbar eine noch ärgere.

49. Reformationen und Revolutionen.

Reformationen und Revolutionen bestehen vielleicht wie Lebensluft und Scheidewasser aus denselben Grundstoffen, in einem umgekehrten Verhältnisse. Sechshundsechszig Theile Stickstoff und dreiunddreißig Theile Sauerstoff liefern die Luft, in der wir leben und gedeihen, und umgekehrt sechshundsechszig Theile Sauerstoff und dreiunddreißig Theile Stickstoff das zerstörendste Auflösungsmittel, das es giebt. So mögen sechshundsechszig Theile Vernunft und dreiunddreißig Theile Gewalt eine vortreffliche Reformation abgeben, während die nämlichen Bestandtheile im umgekehrten Verhältnisse jenes politische Königswasser aus-

machen, in dem das Kronengold sich auflöst, und so wenig als in dem chemischen sich etwas Lebensfähiges erzeugt oder erhält.

50. Der günstige Augenblick.

Welches ist der günstigste Augenblick zu Verbesserungen? — Der, in dem sie noch nicht so dringend nöthig sind. Eben weil sie sich noch aufschieben lassen, verzögert sie nicht. Ihr spart sie nur jenem ungünstigsten Zeitpunkte auf, in welchem Ihr sie nicht länger verweigern dürft. Erndtet Ihr früher auch keinen Haß für das Gute, das Ihr unterlaßt; so erntet Ihr später noch weniger einen Dank für dasjenige, das Ihr thut.

51. Die zweite Entdeckung.

Die Entdeckung Amerika's hat uns eine neue Welt gezeigt; die Befreiung Amerika's etwas Größeres, — eine neue Zeit.

52. Die erwachsene Revolution.

Die Revolution ist zur Besinnung gekommen, und hat sich von metapolitischen Schwärmereien zu den Geschäften des Lebens gewandt, wie der Mann, nach einer durchtobten oder verträumten Jugend, zum nüchternen aber wohlthätigen Erwerb. Dieses Geschlecht wendet seinen Blick nicht länger nach Athen oder Sparta, sondern nach Manchester und Birmingham. Es will die Freiheit, aber nicht als Zweck, sondern als Mittel seines Wohlfeyns; und nicht dieser oder jener politische Glaube, das Glück ist hinfüro die Bedingung des politischen Friedens. Von Umtrieben und Verschwörungen hat schwerlich etwas zu fürchten, wer auf seinem Throne oder in seiner Werkstatt einem Bedürfnisse des Menschen entspricht; aber was überflüssig ist, vermag nichts von dem geräuschlosen Untergange in eigener Hinfälligkeit zu bewahren. Sie sterben natürlichen Todes, die Mißbräuche, die man für verjährt ausgeben möchte, und die doch nur veraltet sind.

53. Das Naturrecht.

Jedes gesellschaftliche Unglück ist eine Ungerechtigkeit, und das Naturrecht — das Recht glücklich zu seyn. Die Erklärung steht in keinem Lehrbuche, aber in jedem Herzen; sie ist die unbequemste, aber auch die verständlichste, die es giebt, und die Geißel, die uns züchtigt — aber vorwärts treibt.

54. Furcht und Uebermuth.

Manche Leute sind so schreckhaft, daß sie Feuer! schreien, wenn ein Licht gepußt wird, und wieder so übermüthig in ihrer Sicherheit, daß sie nach jeder ihrer Heldenthaten Caligula's Wunsch für erfüllt ansehen. In jedem Kopfe, den sie zu Boden schlugen, erblickten sie den des ganzen menschlichen Geschlechts.

55. Die Furcht vor dem Neuen.

So fürchteten sich Diokletian und Galerius vor dem Christenthume. Constantin stellte sich an die Spitze der gefürchteten Parthei, und hatte nicht nöthig zu erschrecken vor seiner eigenen Macht.

56. Die neuen Chemistoklesse.

So unzertrennlich ist von der menschlichen Natur der Trieb des Fortschreitens, daß er — abzulenken von seiner höhern Bahn, aber nicht zu unterdrücken, — das Daseyn vergiftet, das zu veredeln ihm nicht gestattet war. Der Eifer wird zum Reide, und wen die Lage von Marathon schlafen lassen, dem versäuern Hof- und Börsestage das ärmliche Leben.

57. Vaterlandsliebe.

Sogar die Vaterlandsliebe verdient Achtung nur als Schauende des größern Ganzen, Menschenliebe, die des Wohlwollens höchste Stufen erreicht, aber keine überspringt. Abgerissen von ihr ist sie ein werthloser Fegen, ein Purpurlappen mehr auf dem Staatskleide der Eitelkeit, der keine einzige unsererer Blößen bedeckt.

58. Der Mantel der Liebe.

Das edle Reis der Menschenliebe selbst artet aus, dem Stamme der Selbstsucht eingeeimpft. Unser Mitleid mit dem Unglücke weicht unserm Mitgeföhle für die Schuld, und wir bedecken mit dem Mantel der Liebe nicht die Blöße des Bestoblenen, sondern den Dieb.

59. Politische Empfindsamkeit.

Ich habe Leute gekannt, welchen über eine in Thränen schwimmende Königin das Herz brach, und die keine Notiz davon nahmen, wenn über diese nämlichen Thränen ein ganzes Volk in seinem Blute schwamm.

60. Das gefahrlose Verbrechen.

„Man vergeht sich eben so sehr, sagt Massillon, wenn man den Fürsten die Wahrheit verheimlicht, als wenn man ihnen die Treue bricht; und man sollte die Schmeichelei bestrafen wie den Verrath.“ Guter Massillon, wir müssen sehr wahrhaftig seyn, oder unsere Herren sind sehr langmüthig. Untersuchungskommissionen wegen verletzter Wahrheitspflichten soll die Welt noch erleben.

61. Die schwierige Versündigung.

Eben der hervorstechendste Schandfleck ist nicht selten das Zeichen einer vergleichungsweise reinern Zeit, und in mancher andern nur darum nicht möglich, weil sie ganz und gar selbst einer ist. So jene abscheuliche Sitte des Ermordens der Sklaven auf den Gräbern ihrer Herren, die nothwendig eine gleichzeitige Freiheit voraussetzt und wohl unthunlich erscheinen muß, wo ganze Völker nur noch aus Sklaven bestehen. Auf Marich's Grabe erwürgten die Gothen alle seine Knechte; aber wie hätte auf dem Grabe Ludwigs XIV. das Nämlische geschehen sollen? Er hatte der Unterthanen zu viel.

62. Die verwandelten Sterne.

Unter Ludwig XIII. hielten einige Hofastronomen Sonnenflecken für Sterne, und nannten sie zu Ehren der Bourbons sidera Borbonia. Die Flecken sind noch zu sehen, aber Keinem fällt es ein, sie noch für Sterne anzusehen.

63. Mangelhafte Vorsicht.

Der Inca Atahualpa, um seinen königlichen Speichel nicht auf den unheiligen Boden fallen zu lassen, spie nie anders als in die Hand eines seiner Hoffstranzen. Und warum nur in die Hand?

64. Die gefahrlosen Krisen.

Es ist ein Glück, daß der plötzliche Wechsel politischer Leiden und Freuden nicht so zerstörend einwirkt als der unserer persönlichen. Wäre das nicht; ganze Völker würden bei jedem Regierungswechsel zu Grunde gehen. Dicht neben dem unersegllichsten Verluste steht jedesmal der überschwenglichste Ersatz; in die Fußstapfen jedes Verklärten tritt unmittelbar ein eben so gottähnlicher Nachfolger, und wer dem Jammer der ersten Minute nicht erlag, wird unfehlbar durch die Sonne der zweiten in den dritten Himmel versetzt.

65. Der Mensch im Glücke.

Wenn der Mensch sich nur im Unglück zu erheben, wenn er nur aus der Noth eine Tugend zu machen versteht; was wundern wir uns, daß er im Glücke so wenig taugt! Der Stoff zu seinen Verdiensten geht ihm aus mit seinen Leiden.

66. Hoftrauer.

In China trauert man drei Jahre um einen Vater. „Vor Zeiten, bemerkt Confucius im Iki, dem vierten kanonischen Buche der Chinesen, — vor Zeiten, wenn ein Kaiser gestorben war, bekümmerte sich der Thronerbe die drei Trauerjahre hindurch um kein Regierungsgeschäft, sondern überließ die Sache seinen Ministern.“ Lieber Himmel! kam' es darauf an, so hätte wohl auch unsere europäische Geschichte zärtliche Söhne genug aufzuweisen, die diese Trauer ihr Lebenlang nicht ablegten.

67. Fürstengroßmuth.

Eine königlichere Großmuth giebt es nicht, als Sparsamkeit. Jeder aus der Tasche des Fürsten geschenkte Thaler ist nothwendig ein aus der Tasche des Volks genommener; jeder nichtgenommene wird dem Fleiße des redlichen Erwerbers geschenkt.

68. Die höchste Würde.

Wie Ihr auch Eure Einbildungskraft erschöpfen und Eure Staatskalender füllen möcht, einen höhern Rang giebt es nicht, als den jedes menschliche Wesen mit sich auf die Welt brachte. Ein Affe, geschmückt mit allen Zeichen der Hoheit, würde doch ein Affe seyn, und jene Christen, die Nero, um sie in ihrem Todeskampfe zu beschimpfen, in die Häute wilder Thiere nähen ließ, blieben doch Menschen.

69. Vornehme Erziehung.

Das Kind, das sich für noch etwas mehr ansehen lernt als ein Kind, wird nothwendig in einem höhern Alter noch etwas mehr zu seyn glauben als ein Mensch.

70. Die gefährlichere Klippe.

Viele sind über den Tadel erhaben, Wenige über das Lob, weil Wenige über das Selbstlob. Nur wer nie sich selber zu genügen weiß, nur wer dem Schmeichler in der eigenen Brust Stillschweigen auflegt,

ist sicher vor jedem andern. Schwindeln macht uns der Blick in die Tiefe hinab; wer die Höhe ins Auge faßt, dem schwindelt nicht.

71. Der Zeitpunkt der Göttlichkeit.

„Wann sollen wir Dich als einen Gott verehren?“ fragten Alexanders Feldherren ihren sterbenden Gebieter, und er antwortete ihnen: „Wenn Ihr alle glücklich seid.“ O ihr Großen, aber keine Alexander, warum sollen wir denn voreiliger seyn als Jene; warum seyd Ihr doch ungeduldiger als er?

72. Wahlverwandtschaft.

Chapelain theilte die Summen aus, die Colbert durch Ludwig XIV. einigen fremden Gelehrten zuwarf, — ein weggeworfenes Geld, denn der Empfänger dankbare Bewunderung ist schon lange nicht mehr die ihrer Nachwelt, — und an der Spitze der Alterthumsforscher, deren Verein die nachmalige Akademie der Inschriften veranlaßte, stand wieder — Chapelain. „Jener Schickung zufolge, meint Lemonney *), die dem Mächtigen unaufhörlich die Mittelmäßigkeit unter die Hände führt.“ — Ist es nicht etwa die nämliche, die den Mächtigen unaufhörlich zur Mittelmäßigkeit hinunterzieht?

73. Der Schweigetaler.

In der guten Stadt Wm kam — und kommt vielleicht noch jetzt, — von den neun dastigen Stadtgeistlichen jede Woche Einer an die Reihe, sämtliche im Laufe dieser Woche vorkommenden Leichen von Stände zu bepredigen. Wollten die Erben des Verstorbenen dem ehemaligen Beichtvater desselben, auch wenn an diesem die Reihe nicht war, den Vorzug geben, so mußten sie vor allen Dingen dem Wächner einen Taler abreichen. Das hieß: der Schweigetaler. Der Ausdruck, ungeachtet seiner beschränkten örtlichen Bedeutung, ist vielleicht einer allgemeineren Anwendung fähig und werth. Schriftstellerpensionen z. B. wie ließen sie sich treffender bezeichnen als durch diesen — Schweigetaler?

74. Das unschädliche Licht.

Es giebt einen Schimmer der Aufklärung, der sich mit der besten Finsterniß ganz wohl verträgt. Manche Leute halten es nicht mit ihren

*) In seiner Notice sur Jean Baptiste Colbert, in der Galerie française.

Köpfen, wie Friedrich II. mit den leeren Häusern zu Potsdam, in die er des Nachts Lichte setzen ließ, damit es aussähe, als wären sie bewohnt.

75. Päpstlicher Kanzelleistyl.

Die päpstlichen Bullen werden immer noch in der Mönchsschrift des Mittelalters ausgefertigt, und man fügt ihnen, um sie verständlich zu machen, Abschriften in gebräuchlichern Zeichen hinzu. Hinsichtlich des Inhalts der Ausfertigungen herrscht auch wohl anderswo ein ähnlicher Grundsatz, aber so wenig als in Rom eine ähnliche Gefälligkeit.

76. Die literarischen Kinderkrankheiten.

Es giebt ihrer, das beweisen unsere Zeitungen. Die armen Kleinen! sie sterben alle an ihren ersten Zähnen.

77. Falstaff als Finanzminister.

Man verlas ein Budget. „So viele Millionen für das Heer; so viele für den Hof; hunderttausend für die Oper, fünfzigtausend für die Affen im königlichen Thiergarten, und für den Volksunterricht — zwanzigtausend.“ Ich glaubte Falstaffs Rechnung zu hören: fünfzehn Schillinge für Branntwein, zehn für Eekt, acht für Zucker, und einen halben Pfennig — für Brod.

78. Die halbe Maßregel.

Freilich ein wunderliches Beginnen, aus Schriftstellern wie Tacitus unsere Jugend Vocabeln lernen zu lassen; und desto weniger zum Verwundern, wenn einmal in unsern Schulstuben aus einer solchen Vocabelnsaat Gefühle und Gesinnungen aufgehen, welchen es in ihnen zu enge wird. Aber damit ist noch nichts gethan, daß Ihr nur diesem Fehler abhelft. Ihr müßt nicht nur die alten Schriftsteller beseitigen, Ihr müßt auch die alten Sprachen vernichten, und nicht nur die alten Sprachen, sondern die Sprachen überhaupt. Alle sind sie Urkundensammlungen der Menschheit, und in ihren Klängen weht ein Geist. Wer die Namen: Gott, Freiheit, Vaterland aussprechen kann, der kann sie auch einmal denken und fühlen; — und was half denn Eure Vorsicht?

79. Ziska's Baum.

Ein Span aus dem Baume, unter dem Ziska's Mutter den Rächer, ach! aber nicht auch den Retter seines Vaterlandes geboren hatte, verlieh — so schmeichelte die Sage — dem Arme, der ihn führte, unerschöpfliche Kraft. Und sie haben ihn gefällt, den Greis unter den Bäumen, dessen Jugendruhm nur noch dem armen Fröhner heilig war, den letzten Zeugen früherer Thaten eines gesunkenen Volks. Aber das An-

denken jedes treuen Verfechters der Wahrheit ist ein Keim, der in den Herzen Wurzel schlägt; und seht! in Räumen, in die Eure Willkühr nimmer hinüberreicht, erheben sich ganze Wälder, unter deren Schatten ein künftiges Geschlecht zu anhaltendern Kämpfen und unvergänglichem Siegen geboren wird.

80. Verlorene Mühe.

Auf dem Wege der Civilisation ist nichts gewisser von jedem Schritte zurück, als daß er noch einmal vorwärts gethan werden muß.

81. S t a b i l i t ä t.

Es ist mit den Besitzthümern der Menschheit, wie mit den Reichthümern, der Einzelnen. Wie diese nur zu erhalten sind, indem sie vermehrt werden, so jene auch. Ein Stillstand ist in dem einen Falle so unmöglich als in dem andern. So weit, aber nur so weit paßt das Gleichniß. Ein Einzelner mag ohne Thorheit den Erwerb aufgeben, wenn er reich genug ist, um die alsdann unvermeidliche Verringerung seines Vermögens durch Sparsamkeit ersetzen, oder ohne Sorge ansehen zu können. Er mag wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit das Ende seines Daseyns für näher halten als das seiner Habe. Die Menschheit aber stirbt nicht, und ein stillstehendes Volk erlebt nothwendig einmal den Zeitpunkt, in dem es von dem Gipfel seiner Civilisation zur leiblichen und geistigen Bettelarmuth unausbleiblicher Verwilderung hinabsinkt.

82. Die Fackelträger der Revolution.

Auslöschen läßt sich die geistige Leuchte des gesunden Menschenverstandes nicht, nur entfernen läßt sie sich aus dem Kreise, in dem sie naturgemäß sich finden sollte. Auf Eurem höhern Standpunkte ist sie Euch zur Last, Ihr wendet sie von Euch ab, und die Gesellschaft gleicht einer umgekehrten Fackel, deren Flamme gegen sich selbst hinauflodert; und Ihr wundert Euch, wenn sie prasselt und Funken sprüht, und sich und Euch desto schneller verzehrt? —

83. Die Segler im Dunkeln.

Schiffe segeln bekanntlich schneller bei Nacht, und unsere politischen Steuerleute rühmen das Klämliche von ihren Staatschiffen. Sie mögen Recht haben, die Eiligen, man segelt besser im Dunkeln; aber man sieht nicht so gut. Schneller wird ihr Schiff dahin fliegen, aber vielleicht nur um so schneller der Klippe zu, an der es untergeht.

84. Die dunkeln Geister.

Der Obscurantismus ist nicht sowohl ein Grundsatz, als eine Eigenschaft. Jede Verfinsternung setzt immer schon frühere und eigenthüm-

liche Finsterniß in ihren Urhebern voraus, wie auch am Himmel nur dunkle Körper und die das Licht hinter sich haben, durch ihren eigenen Schatten sie hervorbringen.

85. Der fluge, große Mann.

Ce n'était qu'un sot avec tout son esprit, sagte von ihm Einer, der ihn gut gekannt hat. Und wie anders? Man ist nicht bloß mit dem Kopfe flug. Große Gedanken, bemerkt Bauvonnargues, kommen aus dem Herzen, und er hat Recht; aber die verständigern thun es auch. Mit der Tugend steht das Genie in einem ewigen Bunde, und es kann die Wahrheit nicht aufopfern ohne zugleich seine Kräfte einzubüßen. Wie eine mächtige Geliebte aus der Geisterwelt bleibt sie dem sterblichen Freunde hold, so lang er ihr treu ist, und verläßt sie ihn auf ewig bei dem ersten Verrath.

86. Lohn der Lüge.

Es ist noch gefährlicher, mit moralischen Giften, Irrthümern und Lastern zu experimentiren, als mit physischen. Das Unglück, das bei diesen sich ereignen kann, ereignet sich bei jenen früher oder später einmal gewiß. Dem Versucher entfällt die schützende Maske, der Heuchler wird entlarvt, und er erstickt in den tödtlichen Dämpfen, mit welchen er sein heilloses Spiel trieb.

87. Die schwierigere Aufgabe.

Auch in der sittlichen Welt ist eine gemessene und ununterbrochene Thätigkeit, in Vergleichung mit einer unaufhaltsam fortgehenden, die schwerere; Selbstbeherrschung ist schwerer als Sichziehenlassen, und schwerer z. B. dem Günstlinge des Glückes das Stehenbleiben auf der natürlichen Höhe, als das ungezügelte Weiterrennen bis zu der künstlichen Höhe eines Thrones hinauf. So können Betrunkene wohl laufen, aber weder gehen noch stehen; so können Stotternde singen, aber nicht sprechen.

88. Der Sprecher auf St. Helena.

Niemand sprach von ihm, als nur er selbst nicht aufhörte von sich zu sprechen, und Appellationsrechtfertigungen herzusagen an die Nachwelt. Der Wetterwolke ähnlich zog er verheerend über die Länder hin, und bildete auch er seinen eigenen Wiederhall. *)

89. Die politischen Sünden.

Umsonst versuchen sie ihre Schande zu verbergen, indem sie ihre Reue

*) Das Rollen des Donners ist nach den neuesten über die Natur des Schalles angestellten Beobachtungen hauptsächlich ein Echo aus den Wolken selbst.

verheimlichen. Die Geschichte ist ein öffentliches Gewissen, das die Sünden, die sie nicht einmal sich selbst gestehen wollten, vor aller Welt bekennt.

90. Das Urtheil der Geschichte.

Es ist nichts anders als die vernehmliche Stimme des sittlichen Gefühls; nicht erst entstanden in der Nachwelt, nur erst hörbar in ihr, wenn die Leidenschaften verstummt sind, und die gedungenen Klatscher ihr Tagewerk gethan haben, — wenn es still wurde.

91. Politische Harthörigkeit.

Es giebt eine körperliche Harthörigkeit, die irgend einem Getöse weicht, und wiederkehrt, wenn dieses aufhörte. So jene politische unferer Großen und unsers Pöbels, die nur unter dem Läuten von Sturmglocken und unter den Trommelschlägen anrückender Soldaten, aber auch nur auf so lang als der Lärm dauert, sich verliert.

92. Politische Besserung.

In sittlicher Hinsicht muß die Sünde aufhören, wenn die Besserung anfangen soll; in politischer fängt die Besserung nicht eher an, als wenn die Sünde aufhört — muß. Mit dem Unvermögen zum Bösen stellt sich die Neigung zum Guten ein.

93. Wirkung und Gegenwirkung.

Nur öffentliche Regierungen haben nichts von heimlichen Widersachern zu besorgen. Jede Wirkung hat ihre Gegenwirkung, und geheime Gesellschaften sind unausbleibliche Reaktionen einer geheimen Polizei, die insofern allerdings die Mutter auch der Verschwörungen ist — die sie nicht anstiftete.

94. Wahrheit und Oeffentlichkeit.

Wer den Zweck will, muß die Mittel wollen, wer Wahrheit — Oeffentlichkeit, denn jene achtet nur der nicht, der es für unmöglich hält, daß sie ihm gesagt werde.

95. Das letzte Wort.

Wir zuden die Achsel über den Schreier, der Recht zu behalten meint, weil er das letzte Wort behält; aber so manches politische letzte Wort, ist es denn etwas Besseres? und der Schlag in's Gesicht seines Nachbarn, mit dem ein Trunkenbold seiner Sache den Ausschlag giebt, ist er, bei gleichen Kräften, nicht immer noch edler, als der gefahrlose Uebermuth, mit dem wir der Wahrheit ins Gesicht schlagen, weil ihre Vertheidiger die Schwächern sind? „Dem größten Dialektiker zum Trost, hieß es in einer chinesischen Hofzeitung, werden wir Oberhongen

haben.“ — Ludwig dem Zwölften, als er die Ligue von Cambray abzuschließen im Begriffe war, rühmte man die Weisheit der Venetianer: „Ich werde, tröstete sich der allerchristlichste König, ich werde ihnen dreißigtausend Karren auf den Hals schicken, deren Dummheit allen Verstand dieser weisen Leute zu Schanden machen soll.“ Das Faustrecht war im fünfzehnten Jahrhunderte noch ein Recht, im neunzehnten ist es eine bloße Thatsache, im zwanzigsten hoffentlich wird es nur noch Albernheit seyn.

96. Die Geschichte des Petitionswesens.

„Wer die Wahrheit fiedelt, dem schlägt man den Fiedelbogen um die Ohren“; das ist die Geschichte des Petitionswesens. Allerdings, nicht aber die ganze, wie einige Staatsmänner glauben. Die Fortsetzung folgt, und lautet: bis der Fiedler, durch Erfahrung gewisigt, seinen undankbaren Zuhörern zuvorkommen lernt, und ihnen, eh' er noch seine Melodie aufspielt, den Bogen um die Ohren schlägt. Dann petitionirt man, wie in Constantinopel, mit Feuersbrünsten und mit gewaffneter Hand; und in der Stunde der Mitternacht, und im Schlafkabinette läßt sich die Wahrheit vernehmen, die am hellen Tage und in den Audienzsälen ein Verbrechen hieß.

97. Die unzeitige Wahrheit.

Jede Wahrheit kommt dem zu früh, der jede zu spät erkennt.

98. Die aufrührerische Wahrheit.

„Das paßt, pflegt man zu sagen, wie die Faust auf's Auge“, aber zuweilen paßt sie dahin. Non amo veritatem seditiosam, die aufrührerische Wahrheit mag ich nicht! wehflagte Erasmus, während Luther sprach. Aber wenn die Lüge herrscht, wie soll die Wahrheit nicht ein Aufruhr seyn!

99. Luther's Wahnsinn.

Sie haben ihn für wahnsinnig ausgegeben, weil er dem Teufel sein Dintensaf an den Kopf warf. Aber er wußte wohl, was er that, und ein Dintensaf ist heute noch die rechte Waffe gegen den Bösen, wenn es nur Spuren hinterläßt, wie das von Luthern geschleuderte in seinen Werken.

100. Wozu die Schriftsteller?

Wozu in den Gewölben der westindischen Dock's zu London der kleine Spiegel, den man dem Eintretenden reicht, um die matten und zerstreuten Lichtstrahlen, die spärlich in das Gewölbe hineinfallen, zu

sammeln, und leuchtend auf jeden beliebigen Punkt zu lenken! Unsere Erde ist wohl nur ein solches Kellergewölbe in der großen Stadt Gottes und auch der größte Geist ein bloßer Handspiegel, der das Licht nur sammelte, und nicht schuf. Aber weil er ungeschickt behandelt auch blenden kann, zerschlagen sie ihn, und greifen sich lieber durch die liebe Finsterniß zu irgend einem Fasse hin, vor dem sie liegen bleiben. — Gute Nacht!

D r u c k f e h l e r .

- Seite 31 Seite 3 von oben: lies Urganwissen, statt Ungewissen.
 „ 32 „ 13 von unten: lies vermeinungsweis, statt vereinungsweis.
 „ 33 „ 16 v. ob.: l. du werdest wie der, statt du werdest mit, wie der.
 „ 34 „ 9 v. ob.: l. im Zuschnitt, statt ein Zuschnitt.
 „ 73 „ 12 v. unten: lies beim Auffuchen, statt kein Auffuchen.
 „ 86 „ 14 v. ob.: l. die Philosophin, statt Philosophie
 „ 95 „ 14 v. ob.: l. Jassol, statt Jaffré.
 „ 119 „ 5 v. unten: l. Einer, statt Einen.
 „ 122 „ 19 v. unten: l. Pole statt Polen,
 „ 129 „ 9 v. unten: l. Sprödes, statt Schönödes.
 „ 158 „ 10 v. unten: l. heds, statt peds.
 „ 160 „ 12 v. unten: l. als der, statt als den.
 „ 213 „ 15 v. unten: l. 35,000 Exemplare, statt 35,000 Gr.
 „ 214 „ 21 v. u.: l. aber bestand wohl, statt aber bestand aber wohl.
 „ 214 „ 8 v. unten: l. Regierungen, statt Regierung.
 „ 242 „ 11 v. unten: l. Il te sera, statt Je te sera.
 „ 245 „ 9 v. unten: l. allberühmte, statt allberühmte.
 „ 253 „ 12 v. oben: l. wenn ich ihm, statt wenn ich ihn.
 „ 254 „ 15 v. oben: l. sonderu Kräftigung, statt sonder Kräftigung.

Einige literarische Berichte

Es wird die Nachfrage wegen H. Ischolle's Schriften, und was davon gesammelt, und wirklich noch vorräthig zu haben ist, immer wieder erneuert, und daher sei hier folgendes genaue Verzeichniß darüber mitgetheilt:

Ischolle's ausgewählte historische Schriften. Sechszehn Theile in Taschenformat. Weiß Papier 8 Thlr. — 12 fl.
Ordinär Papier 6 „ — 9 „

Dessen ausgewählte Dichtungen, Erzählungen und Novellen. Zehn Theile in Taschenformat. Weiß Papier 9 Thlr. 16 gr. — 14 fl. 30 kr.
Halbweiß Papier 6 „ 16 „ — 10 „ — „

Dieselbe vollständige Sammlung in Einem Bande in groß Median-Oktav. Weiß Papier 7 Thlr. 8 gr. — 11 fl. — kr.
Halbweiß Papier 5 „ — „ — 7 „ 30 „

Diese beiden Ausgaben der historischen und belletristischen Schriften bilden die vollständige Sammlung von H. Ischolle's Schriften.

Dann sind noch einzeln in besondern Ausgaben folgende Schriften im Buchhandel zu erhalten:

Ischolle's Geschichten des bayerischen Volks und seiner Fürsten. Vier Bände. Zweite verbesserte Ausgabe. gr. 8. Herabgesetzter Preis 6 Thlr. 16 gr. — 10 fl.

Deselben Werkes wohlfeilere Ausgabe ohne Noten in vier Bänden. Herabgesetzter Preis 2 Thlr. — 3 fl.

— Des Schweizerlands Geschichten für das Schweizervolk. gr. 8. Weiß Papier 1 Thlr. 6 gr. — 1 fl. 54 kr.

Zweite Auflage. 1824. gr. 8. Weiß Papier 1 „ 8 „ — 2 „ — „
Halbweiß Papier — „ 22 „ — 1 „ 20 „
Ordinär Papier — „ 12 „ — „ 45 „

— Vierte wohlfeilste Auflage 1831. gr. 12. — „ 8 „ — „ 30 „

— Das Goldmacherdorf. Eine anmuthige und wahrhafte Geschichte für gute Landschulen und verständige Landleute. Vierte verbesserte Auflage. Geh. 5 gr. — 20 kr.

— Der Gebirgsförster, oder deutliche und genaue Anweisung für Forstbediente, Gemeindevorsteher und Waldbesitzer des südlichen Deutschlands und der Schweiz, ihre Waldungen auf die beste Art zu besorgen, und den möglichst größten Nutzen daraus zu ziehen. Zwei Theile. Zweite Auflage. 12. 1 Thlr. 20 gr. — 2 fl. 45 kr.

— Bilder aus der Schweiz. Erster Theil. Der Flüchtling im Jura. Zweiter und dritter Theil. Der Freihof von Aarau. Viertes und fünfter Theil. Adריך im Moos, überhaupt fünf Theile à 4 fl. 30 kr. — 3 Thlr.

— Der Creole. Eine Erzählung. 8. 1830. Geh. 1 Thlr. 12 gr. — 2 fl. 20 kr.

In demselben Verlage von H. R. Sauerländer in Aarau sind im Jahre 1832 folgende neue Werke erschienen: *

Bibliothek der neuesten Weltkunde. Herausgegeben von H. Malten, für 1832. 12 Theile. 8 Thlr. — 12 fl. — kr.

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. Vierzehnte vollständige Originalausgabe in großem Druck. 8 Theile. gr. 8.

Weiß Papier 6 „ — 9 fl. — kr.
Ordinär Papier 5 „ — 7 „ 30 „

Stunden der Andacht. 15. Ausgabe in engem Druck, in Einem Bande, groß Bibelformat 2 Thlr. 12 gr. — 3 fl. 45 kr.

NB. Die 15. ist bereits vergriffen; es wird die 16. in gleichem Format nun im Druck wieder angefangen.

Moser, Paul Dr., Kleine gesammelte Schriften. 1 Thlr. 20 gr. — 2 fl. 45 kr.
Bischoff, H., Prometheus. Für Licht und Recht. Zeitschrift in zwanglosen Heften. 2 Thlr. — 3 fl.

Für den vollständigen Unterricht in der französischen Sprache sind bei demselben Verleger **H. R. Sauerländer** in Arau folgende alle anerkannte gute Schulbücher in neuen und sehr vervollkommenen Ausgaben erschienen:

Hirzels neue praktische französische Grammatik, oder vollständiger Unterricht in der französischen Sprache. Achte verbesserte Auflage von **C. v. Drell.** gr. 8. 54 kr. — 1 fl. 4 gr.

— — **Neues französisches Lesebuch.** Eine Auswahl französischer und deutscher Aufgaben; vervollständigt von **C. v. Drell;** dritte verbesserte Auflage. 8. 45 kr. — 12 gr.

Nouveau Dictionnaire français-allemand à l'usage des écoliers, première partie; und deutsch-französisches Schulwörterbuch, zweiter Theil; beide Theile in einem Band. Dritte verbesserte Auflage. 1 fl. 30 kr. — 20 gr.

Drell's kleine französische Sprachlehre für Anfänger, namentlich solche, mit welchen der Lehrer späterhin die vom Verfasser mehrmals revidirte Hirzelsche französische Sprachlehre zu durchgehen gedenkt. 24 kr. — 6 gr.

Exercices du génie de la langue française. Ein Übungsbuch für diejenigen, welche sich mit dem Geiste der französischen Sprache vertraut machen, und in den Regeln der Grammatik befestigen wollen. In Bezug auf die Hirzelsche Grammatik bearbeitet von **F. C. Feller.** 1 fl. — 16 gr.

Histoire de la nation suisse, par H. Zschokke, traduite de l'allemand par Ch. Monnard. Nouvelle édition revue par le traducteur. 1 fl. — 16 gr.

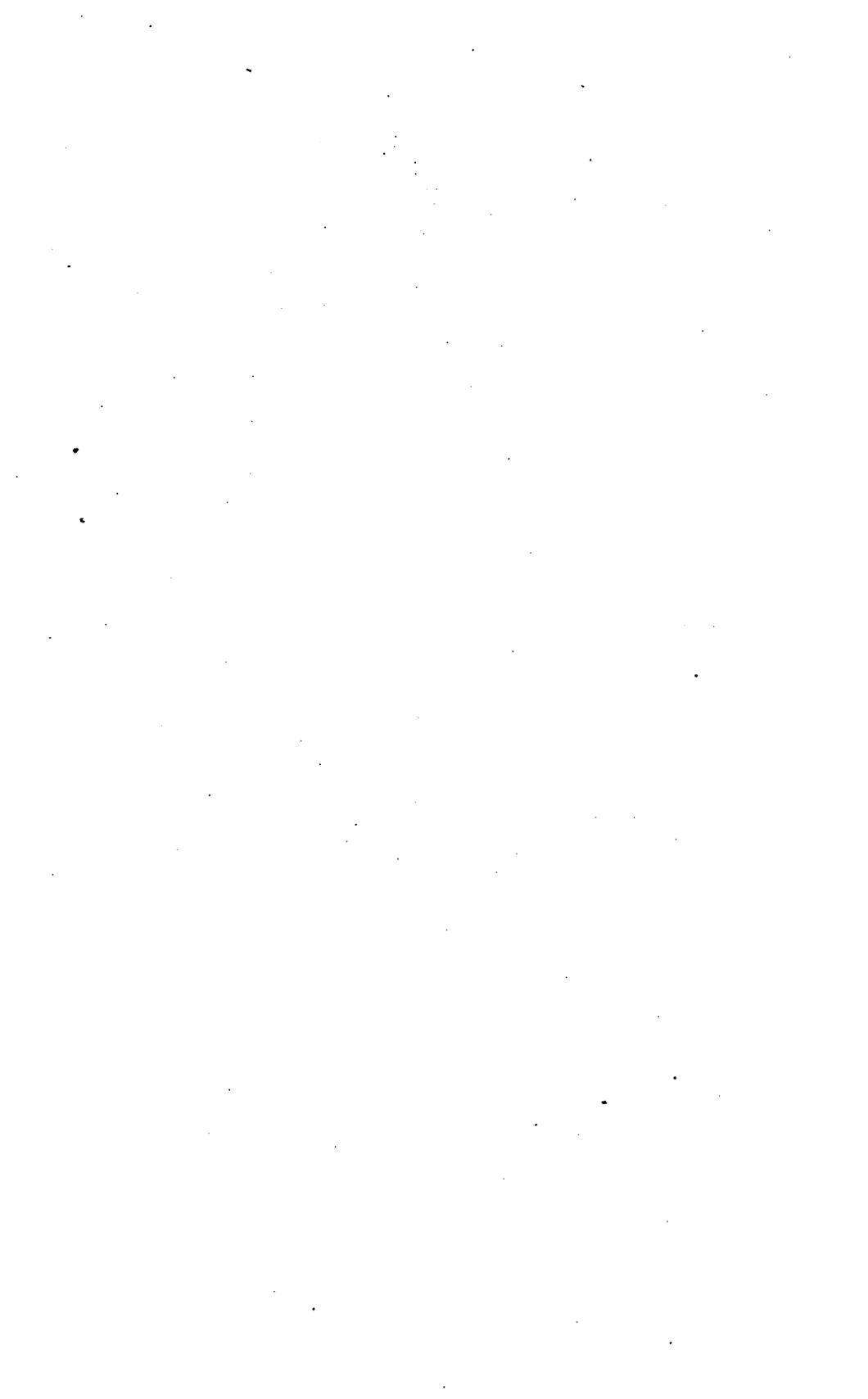
Im Laufe des Jahres werden noch von folgenden Schriften neue Auflagen erscheinen:

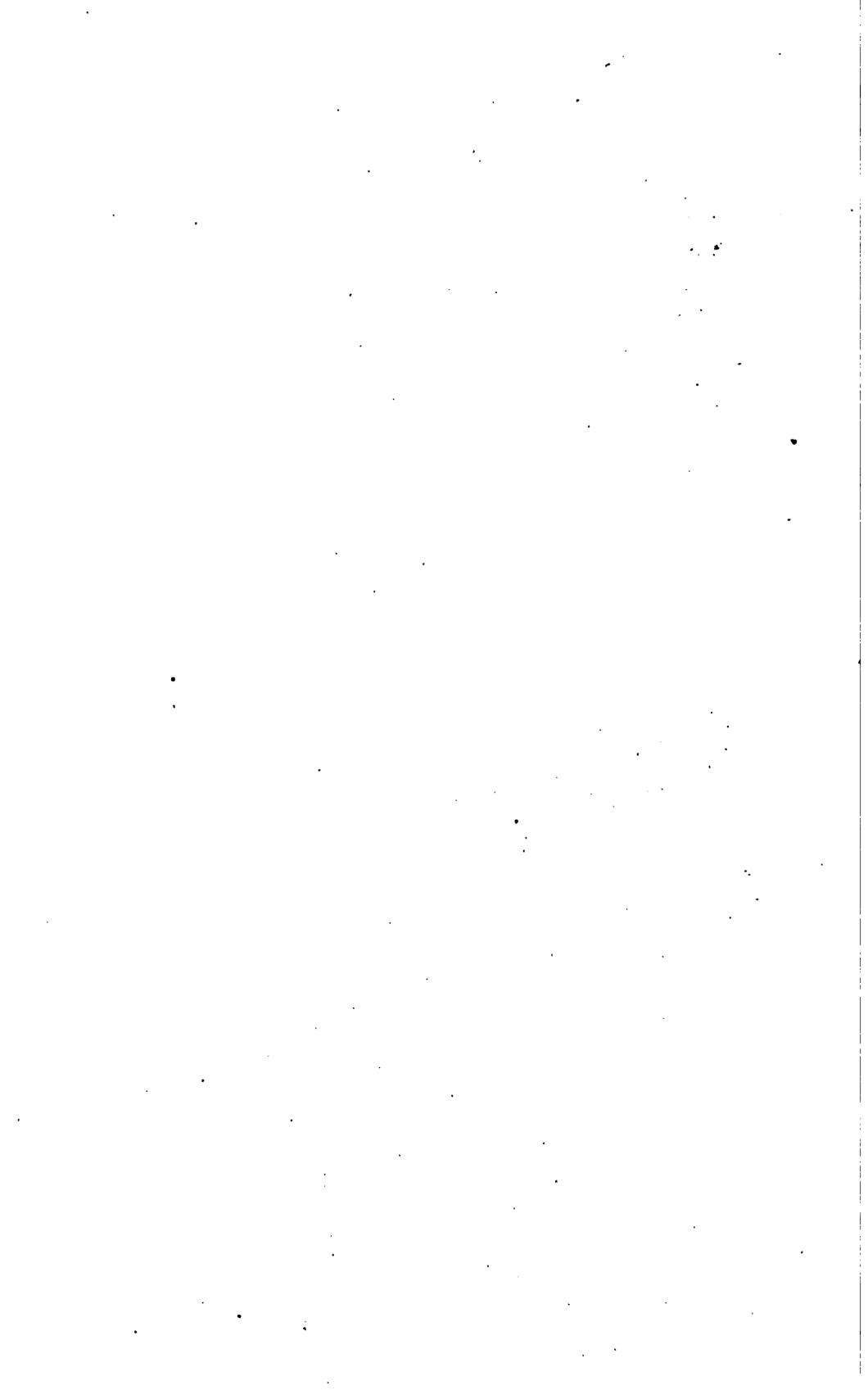
Katholikon, oder: Für alle unter jeder Form das Eine. gr. 8. Dritte verbesserte Auflage.

Legende, goldene, das ist: wahre und kurze Glaubens- und Lebensbeschreibungen der Heiligen Gottes. Ein Erbauungsbuch zur Beförderung des wahren Christenthums, auf jeden Tag des Jahres. gr. 8. Zweite verbesserte Auflage. 2 fl. 30 kr. — 1 Thlr. 16 gr.

Handbuch des schweizerischen Staatsrechts. Dritte verbesserte Auflage.

Bronner, Franz Eaver, Archivar des Kantons Aargau. Anleitung, Archive und Registraturen nach leichtfaßlichen Grundsätzen einzurichten und zu besorgen. 8.





This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.

A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.

Please return promptly.

~~DEC NOV 1 1940~~

